

Inv. 11877

B287405

# Rache

und andere Novellen

von

Dito und Idem.

Dritte Auflage.

(Drittes Tausend).



Bonn,

Verlag von Emil Strauß.

1890.

135838

1956

Biblioteca Centrală a Universității  
BUCUREȘTI  
79 260  
C135 838

re 227/01

B.C.U. Bucuresti  
  
C135838

## Inhalt.

---

	Seite
1. Rache von Dito . . . . .	1
2. Joe's Roman von Idem . . . . .	55
3. Pablo Domenech von Dito . . . . .	237
4. Wera von Idem . . . . .	261
5. Horia von Dito . . . . .	325



# R a c h e.





**S**ternklare Nacht. Der Osto rauscht und braust zwischen hohen Felswänden dahin, und aus den Seitenthälern weht es kühl, wie sich die wilden Gebirgsbäche hinabstürzen und schäumend ihr Wasser mit dem seinen mischen.

In ein solches Seitenthal biegt eben eine hohe Gestalt ein, die in der Dunkelheit noch viel größer erscheint. Der aufgehende Mond überströmt plötzlich Alles mit vollem, breitem Strahle, wodurch die Schatten noch schwärzer werden, in denen die Gestalt wieder verschwunden ist.

Er gießt sein Licht über die Dörfer, die tief im Schlummer versunken, über die Wälder, die leise athmen, über die Matten, wo Kühe ruhen und ihren Dufst mit dem Dufte der unzähligen Blumen mischen.

Jetzt tritt die Gestalt auf die Matte heraus, ein Mann wie ein Tannenbaum, mit kurzer, dunkler Jacke und blitzenden Waffen im breiten Gürtel; die Beinkleider von weißer Wolle stecken in den Stiefeln, der Filzhut auf dem langen Haare ist rings mit Blumen geschmückt

und beschattet eine niedere Stirne und buschige Brauen, unter denen Augen wie Kohlen hervorblitzen. Die Hand, die nicht groß ist, aber nervig, greift zuerst in den Schnurrbart und dreht ihn weit hinaus, dann in den Gürtel, aus dem sie ein breites Messer herauszieht und einen Strick. Mit raschen, leisen Tritten nähert sich der Mann einer Kuh. Seine Zähne schimmern unter dem Schnurrbart hervor, und die Nase krümmt sich stärker, wie er murmelt: „Ein Paar Sandalen kann deine Haut mir hergeben!“ Im Nu hat er des Thieres Beine zusammengebunden, und schon blitzt das Messer über dem glänzenden Felle. Ein großes Stück nach dem andern schneidet er behutsam heraus und lacht über das schmerzerfüllte Stöhnen des gequälten Thieres.

In schwarzen Wellen rieselt das Blut in den Nasen. Die beiden Fellstücke spült der Mann im nächsten Bache ab, rollt sie zusammen und verschwindet, als hätte der Schatten ihn verschlungen.

Der Mond wandert weiter und lugt über die schwarzen Felsen in den Oltu hinunter, dessen kräuselnde Wellen sich mit Silberglanz bedecken und so kühl weiter plätschern, als schritte nicht etwa ein Mensch daran entlang, der seinen Rachedurst im Blute eines unschuldigen Thieres gestillt.

Leise klinkt er seine Thüre auf und sucht sein Lager auf der Bank, die um den kleinen Raum an der Wand herumläuft. Sein junges Weib schläft aber nicht; sie hat eine Osterkerze angezündet, die Hände gefaltet und starrt mit weiten Augen in die Nacht hinaus. Wie sie das Blut an seinen Händen sieht, will sich ein

Schrei ihren Lippen entringen. Er aber lacht: „Sei doch nicht ängstlich! es ist ja nur seine Ruh, die mir ein Paar Sandalen geschenkt; seine Haut kommt erst später dran!“ Mit diesen Worten löscht er die Kerze und wirft sich hin. In demselben Augenblick heult ein Windstoß vorüber, rüttelt an des Daches Schindeln, an den Fensterläden, wirft die Blumenscherben im Holzgang nieder und weckt das kleine Kind im Bactroge, der an Strängen von der niederen Decke herabhängt. Er weckt auch ein junges Mädchen auf der Bank in der Küche, das sich mit einem Ruck hoch aufrichtet, an den Herd eilt und die von dem Windstoß zerstreuten Kohlen sammelt und anbläst. Die Gluth beleuchtet ein Gesicht, das genau dem des Mannes gleicht, dieselbe Adler-nase, dieselben tiefliegenden Kohlenaugen, dieselbe niedere Stirn, über der das Haar in schwarzen Massen liegt und dann in wirren Flechten über den Rücken hängt, bis unter die Kniehellen hinab. Jetzt richtet sie sich zu ihrer vollen Höhe auf, so daß sie mit dem Kopfe fast die Decke des kleinen Raums berührt, horcht und nickt, wie das Kind schreit.

„Willst Du Milch haben für das Kind, Schwägerin?“ fragt sie in das Zimmer hinein.

„Ja, Sanda, wenn sie nicht sauer ist; es kommt ein Gewitter!“

Das junge Mädchen kostet die Milch und stellt sie auf's Feuer; dann macht sie den Laden auf und schaut hinaus. Schwarze Wolken jagen über den Mond, und der Wind trägt wirbelnden Staub, zusammen mit würzigem Blumenduft, an dem kleinen Fenster vorüber. Da

wird es plötzlich still; ein Blitz fährt ganz in der Nähe nieder, und fast gleichzeitig knattert der Donner. Das Mädchen befreuzigt sich und zieht den Laden zu, hebt das brodelnde Töpfchen vom Herde und gießt den Inhalt herüber und hinüber, ungeduldig die schwarzen Brauen zusammenziehend, die sich über dem Nasenansatz begegnen. Das Kind weint heftiger. Nun ist sein Stimmchen von niederbrausendem Regen und Hagelgeprassel übertönt. Wie Sanda mit dem labenden Getränk in's Zimmer tritt, brennt wieder die Osterkerze, und die junge Mutter drückt den Säugling vergeblich an die Brust.

„Wenn ich nur nicht so erschrocken wäre! Ich hatte so viele und schöne Milch! Und nun ist sie ganz fort! Heilige Mutter Gottes! wie's blitzt!“

Das junge Mädchen zuckt verächtlich die Achseln.  
„Wer wird aber auch so ängstlich sein!“

„Ich hab' ihm Deinen Schrecken heimgezahlt, An-cuța!“ knirscht der Mann.

„Ach! aber das giebt mir die Milch nicht wieder! Ich hab' nur noch größere Angst! Heilige Mutter Gottes! Wie's donnert!“

Die junge Frau und ihr Kind haben beide blaue Augen, mit langen, dunkeln Wimpern, wie Franzen, und blondes Haar. Wie sie so heftig zittert, nimmt Sanda den Kleinen aus ihren Armen und giebt ihm zu trinken. Dann hebt sie den Blick und sieht ihres Bruders blutige Hand.

„Hast Du ihn erstochen?“ fragt sie ruhig.



Der Mann lacht: „Sanda ist nicht so furchtsam wie Du, Ancuța!“

„Nein, ich bin nicht furchtsam; nur, wenn Du ihn erstochen hast, dann wärest Du jetzt schon besser drüben über den Bergen. Soll ich dein Pferd satteln?“

„Ich habe nur seiner besten Kuh ein wenig zur Alder gelassen, daß ihr die Milch vergeht, wie sie Ancuța vergangen ist, als er uns den Schober verbrannte.“

„Ach! was wird er uns nun thun!“ jammert die Frau und ringt die Hände.

„Was er thut, wir thun's ihm wieder, nicht wahr, Dragomir, mein Bruder?“

Das Kind ist in Sanda's Armen entschlummert, sie legt es in den Backtrog, streicht der Kleinen Schwägerin beschwichtigend über Brauen und Haare, geht in die Küche, deckt die Kohlen behutsam mit Asche, wirft sich auf die Bank und schläft in demselben Augenblicke tief und fest, während das Gewitter sich verzieht und der Mond in allen Blättern und Halmen glitzert.

Es war eine alte, uralte Fehde, seit vielen Geschlechtern, zwischen der Familie des Dragomir und der des Dorfschullehrers Pärvu. Im Dorfe wußte man Geschichten, die bis ins Fabelland hineinreichten, von der Art, wie man seine Rache gegenseitig gefühlt. Es vergingen nie viele Tage, ohne daß wieder von neuen Schrecken zu berichten war. Die arme Ancuța lebte in ewiger Angst. So konnte sie auch in dieser Nacht keine Ruhe mehr finden, sondern mußte sich fort und

fort das neue Unheil ausmalen, das aus dieser That entspringen werde.

Pärvu hatte einen Rausch ausgeschlafen und trat sehr verspätet in die enge, niedere Schulstube ein, in der, wie immer zur Sommerzeit, sich nur die wenigsten und schwächlichsten Kinder eingefunden, die man zur Arbeit nicht brauchen konnte. Pärvu trug Bauernkleider, obgleich er in der Stadt gewesen war und sogar beim Examen in Craiova dreimal den ersten Preis mit Kranz und Tusch davongetragen. Er hatte eine athletische Gestalt, blitzende graue Augen, kurzgeschnittene schwarze Haare, und reden konnte er, wie Keiner. Er hatte deswegen viele Verehrer im Dorfe.

„Er weiß Bücher!“ sagten die Leute und blickten scheu und ehrfurchtsvoll zu ihm empor. Die Kinder hatten sehr große Angst vor ihm und lernten wie kleine Papageien, so daß sie ganze Bogen auswendig hersagen konnten; denn die Worte in seiner Hand war ein gefürchtetes Marterwerkzeug.

Heute Morgen war er übel gelaunt, und die Kinder drückten sich ängstlich an einander, jedes in wahrer Todesangst der ersten Frage entgegenharrend. „Florica!“ rief der Lehrer. Ein schwächtiges Mädchen stand auf, dem wirre Haare in die Augen hingen und das gelblich bleiche Gesicht beschatteten. Erschrocken und tief schwarz starrten die Augen auf den Lehrer; dann senkten sich die schweren Lider, und mit dem Finger die Zeilen verfolgend, stotterte sich die Kleine durch eine Fabel, von der sie kein Wort verstand. Pärvu hörte gar nicht zu. „Lies immer weiter,“ raunte ein hinter dem Mädchen

sitzender Bube ihr zu, und im Selbsterhaltungstrieb las das Kind fort und fort, ohne Punkt, ohne Komma, während die Anderen des gefürchteten Lehrers Gesicht beobachteten.

Bärvu aber war in Gedanken verloren. Er hatte einen einzigen Menschen auf der Welt besessen, einen Bruder, den er sehr lieb hatte. Und diesen Bruder hatte er vor wenigen Wochen ermordet im Walde gefunden. Im Geiste ließ er immer von Neuem das Bild vor sich erstehen; er konnte es nicht lassen. Manchmal ertränkte er es im Brantwein. Wenn aber der Rausch verflogen war, dann war es wieder da, gräßlich, und dann sah und hörte er Nichts mehr um sich her. Dann ging er denselben Weg wieder, aus der Stadt heimkehrend, ein Bündel Tabak in der Hand, für den Bruder, den er immer wie ein Kind behandelte und dem er stets kleine Freuden machte. Es war spät am Abend, und die Felsen warfen schon lange Schatten über den Weg. Da sah er Einen auf einem Steine sitzen, den Kopf an die Felswand gelehnt, regungslos.

Wie er näher kam, war es ihm, als müsse es sein Bruder sein. Aber warum rührte er sich nicht? „Mörse!“ rief er von Weitem. Keine Bewegung. Da wurde es ihm Angst; er lief eilends näher, er berührte seinen Bruder. Eiskalt war er und starrte ihn mit weit offenen Augen an. Bärvu schrie auf; er meinte zu ersticken. Er rieb seinen Bruder, er rief ihn laut und leise, bis er die klaffende Wunde im Nacken entdeckte. Da wußte er, daß er nie mehr den Ton seiner Stimme hören würde. Er hatte sich auf die Erde ge-

worfen, das Haar gerauft und laut geweint; dann hatte er gleich an Dragomir gedacht, und dieser Gedanke hatte seine Thränen getrocknet.

Das kleine Mädchen las eintönig weiter. Es war an einem Stück rumänischer Geschichte angelangt: „Der Fürst Tzepesch aber gelobte, sich an den Bojaren zu rächen, die sich wider ihn empört hatten. Er lud sie in ihren prachtvollsten Festkleidern zu einem glänzenden Mahle, die Bojaren mit ihren Frauen, Söhnen, Schwiegersöhnen und Töchtern. Und als sie noch aßen und tranken, sahen sie sich plötzlich vom Heere umringt, und mit furchtbarem Lachen rief Tzepesch:

„Ihr werdet nicht mehr von hinnen kommen, bis Ihr mir die Festung Tchetazuia gebaut habt, und zwar mit Euren eignen Händen. Ihr werdet arbeiten Tag und Nacht, sonst werdet Ihr gepfählt werden!“

„Die Gäste wurden so weiß wie die Wände, die sie umgaben, und begannen zu bitten, daß sie wenigstens ihre Geschmeide und Festkleider ablegen dürften.

„Das Geschmeide nehme ich gern!“ lachte Tzepesch, „damit beschenke ich den türkischen Gesandten und erhalte mich auf dem Throne; aber die Kleider werdet Ihr anbehalten!“

„Und wie sie waren, wurden sie mit Peitschenhieben zur Arbeit getrieben, die schönsten Frauen und die ältesten Männer. Bald bluteten ihnen Hände und Füße, bald hingen ihnen die Festgewänder in Lumpen und Fetzen herab; ihre Körper waren fast nackend, ihre Gesichter bleich und hager; erbarmungslos fiel die Peitsche auf sie nieder. Sie mußten Stein auf Stein thürmen,

viele lange Monate, bis die Festung gebaut war. Tzepesch stand auf den Mauern und lachte über die Jammergestalten, die vor Ermattung hinsanken, um immer wieder emporgejagt zu werden, bis Manchen der Tod von der Dual erlöste, bis der stolze Bau sich über dem Flusse erhob.“ —

Bárvu perlte der Schweiß auf der Stirn; er fühlte es noch, wie er den todten Bruder auf seinen Schultern nach Hause getragen, wie er sich geschworen, den Mörder zu finden, und daß er ihn bis heute noch nicht gefunden. Wohl hatte er dem Dragomir die Scheune verbrannt, mit dem ganzen Mais, der theils zum Verkauf, theils zur Ausfaat bereit lag. Er hatte zugeesehen, wie die Flammen emporleckten, die Dragomir zum armen Manne machten, aber war das eine Rache? war das so viel als seines Bruders Leben? Freilich hatte Morze Sanda beschimpft, als sie zur Hora gekommen, so daß sie den Tanzplatz hatte verlassen müssen, nicht ohne die Faust zu ballen und etwas zu murmeln. Bárvu griff sich nach der Stirn: wie, wenn Sanda ihn selber erstochen? Nein, es war doch nicht möglich; er war ja so viel größer und stärker als sie; er hätte sich doch nicht von einem Weibe überwältigen lassen! Es war Bárvu ganz schwindlig geworden bei dem Gedanken; darum hörte er auch nicht, wie eben von einem Schäfchen die Rede war, das seiner Mutter nicht gehorchte und dadurch zur Schlachbank gelangte. Des Kindes eintönige Stimme vermengte sich in seinen Ohren mit dem Murmeln des Wildbachs, der mitten durchs Dorf hinschoß, dem Osto zu. Er dachte eben daran, daß sein Vater Pope gewesen

war in dem nämlichen Dorfe, wo Dragomir's Vater Bauer war, und an dessen grausame That: Der Pöpe hatte sich zu rächen, wofür, das mußte Pärvu nicht mehr. Eines Tages kam der zu Pferde vom nächsten Dorfe heim. Er fand den Bauern unbewaffnet, denn er war damit beschäftigt, seine Schafe zu waschen; dieser ersah den Pistolenlauf in der Hand des Pöpen bliken, sprang auf und lief windschnell dahin, in Sprüngen und Zickzackwegen; der Pöpe auf seinem kleinen Pferdchen fauste hinter ihm her. Da erspähte der Bedrohte die Kirche, stürzte hinein, bis ins Allerheiligste, und umfaßte den Altar. In blinder Wuth stürmte der Pöpe zu Pferde ihm nach, in die Kirche hinein, und erschofß Dragomir's Vater, so daß dessen Blut den Altar besprengte. Dafür war der Pöpe entkleidet, geschoren und in ein Kloster gesperrt worden, und Pärvu hatte seinen kleinen Bruder allein erzogen, aus eigner Kraft.

Die Kinder schnitzelten an den Schultischen, zeichneten auf die Tafeln und spuckten darauf, um sie zu reinigen; die Fliegen summten laut an den schmutzigen Scheiben; die Luft wurde immer dicker, und einige Kinder gähnten; da ging die Thür auf, und herein stürzte ein Bube im Hemde, mit mächtiger Pelzmütze auf den schwarzen Haarsträhnen. „Herr Lehrer!“ keuchte er, „Herr Lehrer! Cure Ruh!“

Da erwachte Pärvu aus seiner Träumerei: „Was ist mit meiner Ruh?“ „Cure Ruh!“ stammelte der Anabe, „kommt und seht!“

Die Kinder konnten kaum ihre Freude bemeistern, erstens vom Unterricht erlöst zu sein, und zweitens irgend einen

Schrecken und Graus zu erleben. Sie drängten sich zur Thüre hinaus und stürmten schreiend der Wiese zu. Bald war das halbe Dorf auf des verehrten Lehrers Wiese versammelt, wo das leidende Thier mit den Hörnern große Stücke Rasen aufwühlte, ihr Kälbchen von sich stieß, das in kläglichen Tönen zu trinken begehrte, und mit großen Augen die Menschen anzuklagen schien. Parvu standen die Tropfen auf der Stirn, während er große, feuchte Blätter auf die beiden Wunden kühlend breitete. Die Weiber standen mit den Säuglingen in den Armen und schüttelten die Köpfe unter den weißen Schleiern, wie römische Matronen, den schweren Fall zu richten. Die Kinder drängten sich neugierig herbei, blieben aber dicht beisammen stehen; denn sie fürchteten sich vor dem blutenden Thiere, vor der Aufregung des Lehrers, die sich leicht in Zorn wider sie kehren konnte, vor den rothen Lachen im Rasen, die lauter Blut waren und rasch schwarz wurden. Ein schlankes schönes Mädchen tauchte mitleidig ihre Hand in einen Holzkübel voll Milch und ließ das Kälbchen an ihren Fingern saugen, lachte auch ein wenig über das kräftige Ziehen des zarten Mäulchens, das ihr einen Krizel verursachte, sowie über die derben Späße des Burschen, der ihr mit glitzernden Augen zusah. Die Frauen stießen sich an: „Guck, die ist nicht blöde, die hat's auf den Lehrer abgesehen!“ Plötzlich wandten sich alle Blicke nach dem Wege, wo im Sonnenschein Sanda's hohe Gestalt vorüberschritt, die grünglasirte Amphora schräg auf den schwarzen Haaren, die Kunkel im Gürtel, die Spindel in der Hand. Den rothen

Rock, der faltig um den Leib gelegt und mit dem Gürtel gehalten war, hatte sie vorn zurückgeschlagen, zum bequemeren Ausschreiten, und den Zipfel in den Gürtel gesteckt, so daß das weiße Hemd und die schönen bloßen Füße darunter hervorschimerten. Das Hemd hatte herrlich gestickte Schultern und Ärmel und stand vorn, unter den gelben Bernsteinketten, genug auf, um die schön geformte Brust ahnen zu lassen. Ein gelbes Tuch lag auf dem Kopfe, dessen Enden nach hinten geschlungen waren und die Kräuellöcher im Nacken, unter den Pöpfen, aufdeckte. Die sonngebräunte, goldtönige Haut, die mächtigen schwarzen Brauen, der eigenthümliche Ernst des Gesichtes gaben der ganzen Erscheinung etwas Hehres, Herbes. Die Burschen im Dorfe hatten eine Scheu vor Sanda, die auf ihre Scherzreden Antworten gab, schlimmer als Maulschellen, sie als dumme Jungen hinstellend. — Sie hatte die großen Augen auf die Kuh geheftet und blieb einen Augenblick stehen, Párvu's Geberden scharf beobachtend. Bald hörte sie den Namen ihres Bruders leise und lauter nennen, und auf einmal sah sie sich umringt und zur Rede gestellt.

Párvu drängte sich durch den Kreis, und wie zwei Löwen der Wüste standen sich die Beiden mit Funkeblicken gegenüber.

„Das hat Dragomir gethan!“ knirschte Párvu.

Sanda schwieg.

„Leugne, wenn Du kannst!“ schrie Párvu.

Sanda schwieg und sah ihn immer an.

„Rede, oder ich schüttle Dich!“



Sanda maß ihn von oben bis unten und sagte dann mit tiefer, ruhiger Stimme:

„Schwer, mich zu schütteln; dazu bist Du zu schwach, Du Bücherleser; Du bist nur dazu gut, bei der Nacht Brand zu stiften, wenn sich Keiner wehren kann.“ Damit theilte sie den Kreis durch eine langsame Armbewegung und ging davon, ohne sich umzuschauen. Pârou war gelb geworden vor Wuth: „Das wirst Du mir bezahlen!“ sagte er zwischen den Zähnen.

„Weißt Du was?“ sagte ein alter Bauer, „heirath' Du das Mäd'el, es ist stark und kann viel schaffen; dann hats ein End mit der Fehde.“

„Heirathen!“ schrie Pârou, „nun da soll mich der Olt verschlingen, ehe ich die Brut heirath! Aber einen Denkfettel soll sie haben, daß sie mich ihr Lebtag nicht mehr vergißt; ich werde ihr einen Schimpf anthun, daß sie ihr Maul nie mehr aufmacht und sich nicht mehr sehen läßt. Ich werde mich rächen und alle die Burschen.“

Die Mädchen sahen sich unter einander in die Augen; die Burschen lächelten. Die Männer holten ihre Tabaksbeutel hervor und drehten sich Cigaretten; die Frauen wandten sich, zur Arbeit zu gehen. Die Kinder, als sie sich mit dem Lehrer allein sahen, liefen davon, so schnell sie nur konnten, und Pârou stand bei der fiebernden Ruh, kühlte ihr Nase und Zunge mit Wasser und besann sich, ob er sie nicht besser schlachtete.

Während dessen war Sanda nach dem Brunnen gegangen, hatte den Hebebaum ergriffen, der wie ein Galgen über den weiß schimmernden Horizont der Ebene hinaus-

ragte, den Eimer hinabgelassen und füllte ihre Amphora. Sie wußte nicht, wie schön sie ausah in dem Augenblicke, wie das glühende Roth ihres Rockes, ihr weißes Hemd, ihr gelbes Tuch in all dem wogenden, schwellenden Grün einen Maler entzückt hätten, wie ebenmäßig ihre Bewegungen höchste Kraft verkündeten; sie dachte an den Haß, der sie gegen Párvu in wilde Gährung versetzte; sie dachte, daß sie viel zu wenig gesagt, daß sie ihn noch ganz anders hätte geißeln sollen und ihm noch viel schärfer ihre Verachtung zeigen. Was? Sie hatten geschwiegen, als er ihnen Alles verbrannt. Und er versammelte das ganze Dorf um seine dumme Kuh und schrie und schwätzte, weil er in Büchern lesen konnte. Und die Andern hörten ihn an, weil sie dachten, er wäre gescheidter als sie? Ihre Adlernase bog sich stärker, und die Brauen zogen sich zusammen, während sie so dachte. Sie sagte sich auch, daß man ihr und ihres Bruders stolzes Schweigen ihnen im Dorfe verargt hatte, und sie seitdem noch mehr für Morse's Mörder hielt. Die Leute begreifen besser, wenn man jammert und klagt, und finden die Schweigenden unheimlich. Ancuza war nicht besonders beliebt, weil sie aus dem Nachbardorfe war und fremdländisch ausah mit ihren blauen Augen. Man hatte es Dragomir nicht verziehen, daß ihm kein Mädchen im Dorfe gefallen, und schrieb zum großen Theil die Schuld Sanda zu, der Keine gut genug gewesen, oder Keine zahm genug, um sie unter dem Daumen zu halten. Sanda wußte das alles. Man hat doch nicht umsonst so scharfe Ohren und Augen, und wenn man auch noch so wenig Freun-

dinnen hat, eine findet sich doch immer, um das Unangenehme wieder zu sagen, was sie gehört, oder auch selbst gedacht. Sanda mußte vernehmen: „Man meint das und das von Dir!“ weil Niemand den Muth hatte, ihr direct etwas zu sagen. Man kannte ihren raschen Zorn, ihre scharfe Zunge, ihren stählernen Arm, der den Karren aus dem Lehme gerückt, an dem sich vier Ochsen vergeblich abmühten und ausrutschend hinschlugen, um wieder emporgepeitscht zu werden. Von ihrer Kraft wurde Fabelhaftes erzählt, und ihre Furchtlosigkeit war sprichwörtlich. Dragomir sagte oft lachend, er fürchte keine Räuber, so lange er Sanda im Hause habe. Hatte doch eine Räuberbande sie überfallen, als er einmal fort war, und da war Sanda mit so kalter Ruhe dem Räuberhauptmann entgegengetreten, daß der sie durchaus mitnehmen wollte, als seine Frau, Bruder, Kameraden, sogar als Königin der ganzen Bande, wenn sie nur mitgehen wollte. Sanda hatte mit einem raschen Lächeln und mit einem eigenthümlichen Blicke in den Augen die Ehre abgelehnt, — „Nicht als ob ich nicht Lust gehabt hätte, anzunehmen; wenn mich meine kleine Schwägerin und das Kind nicht nöthig hätten, so wäre ich vielleicht mitgegangen. Dann hätten die aber was erlebt! Parriren hätten sie müssen, wie meine Sklaven!“ hatte sie nachher gesagt. Aber sie besann sich, daß ihr Bruder als Mörder oder Ermordeter verschwinden könnte, und in dem Falle blieb sie allein zurück, zum Schutze und zur Rache. Dragomir's Haus war von Stund an vor Räubern sicher.

Dito und Idem, Rache.

2



„Schon wieder weinen, Anca?“ sagte sie streng, als sie mit dem vollen Krüge in die Küche trat.

„Ach nein! nein! ich habe beinahe gar nicht geweint, Sanda! Nur die Leute sagen, Pärvu ist ganz wüthend und wird uns etwas Schreckliches thun! Ach Gott! was soll ich machen! Was soll ich machen! Unter euch wilden, furchtbaren Menschen soll ich mein Kleines groß ziehen!“

„Nein, Anca! laß es mir! ich will einen Mann aus ihm machen!“

Die junge Frau weinte noch mehr: „Ach! Du wirst ihn Haß und Rache lehren und es wird nie ein Ende haben!“

„Nie, so lange eine von den beiden Familien am Leben ist!“

„Mein arm klein Kind! wie eine kleine Nelke wollte ich es halten! Es sollte sanft und gut sein!“

„Wie einen Tannenbaum will ich ihn machen!“

„Dann wird er gefällt!“

„Er wird trotz dem Sturme und stark sein, wie wir.“

„Er wird in den Himmel gehen; denn er hat blaue Augen!“ weinte die junge Mutter. Sanda machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern, ging hinaus und brachte eine Ladung junger Baumstämme herein, die sie dröhnend zu Boden schleuderte, um sie zu zerhacken und in's Feuer zu werfen, das hoch aufflackerte und mit lautem Zischen und Knistern Funkenheere der geschwärzten Decke zuschickte.

„Alles naß von dem Wetter!“ brummte Sanda

vor sich hin, „ich kann Flennliefen und Regengüsse nicht leiden, das giebt kein Feuer, sondern nur Qualm und kalte Funken.“

Drinne saß die schöne junge Frau am Fenster, und des Kindes ungeschickte Händchen rissen kleine Blattstücke von den Geranien, die dort blühten. Anca spielte, in Gedanken verloren, mit den fast weißen Löckchen, die des Kindes Gesicht wie ein Glorienschein umgaben. Sie hatte ein Lied angestimmt, eine eintönige Melopöe, in Vierteltönen, formlos und traurig, ein Klagelied, das man Doina nennt:

„Grünes Blatt der Weide!  
Weh ist mir und leide!  
Als ich bei der Mutter war,  
Lacht' ich wohl das ganze Jahr.  
Ging ich mit dem fremden Mann,  
Wo ich nimmer lachen kann,  
Da ich schaffe, bete, weine,  
Und mich härme ganz alleine.  
All mein Tag ist trüb und schwer!  
Wenn ich bei der Mutter wär!  
Mütterlein, o Mutter, hör'!  
Grünes Blatt der Weide —  
Weh ist mir und leide!“

Das Kind loderte secundirend zu dem eigenartigen Gesang, während ein Sonnenstrahl sich durch einen Ritx im Holzumgang hereinstahl und über das blonde Köpfchen spielte, wie ein himmlischer Kuß.

Da kam der Dorfgeistliche vorüber, trat an eine der Holzsäulen und sagte: „Das ist nicht schön, Anca, was dein Mann gethan hat!“

„Was hat mein Mann gethan?“

„Du wirst doch wohl wissen, was er mit der Kuh gemacht hat!“

„Mit welcher Kuh?“ Die junge Frau war weiß geworden bis in die Lippen und zitterte heftig. Das Kind rieb sich die Augen und versteckte sein Köpfchen an ihrer Brust.

„Thu' doch nicht, als wüßtest Du Nichts, als wärest Du ein unschuldig Lamm! Ich kenne Euch, Ihr Räuberbrut!“

„Aber was thun die Andern uns?“

„Also hat er's vollbracht, weil er gemeint hat, der Andre hätte ihm Brand gelegt!“ Der Pope grinste unter seinem großen Barte und sah schlau der erschrockenen jungen Frau in die Augen.

„Er wird keine Ruhe haben, bis er drunten in Oena mit geschorenem Kopfe sitzt, mit Ketten an den Füßen, in Nacht und Finsterniß, und Salz haut, das sage ich Dir, Anca. Und wenn Du nicht mehr Kerzen bringst und bessere Kornkuchen mit schönem Zucker, und nicht ein paar Messen lesen lässest, so wird es schlimm gehen, sehr schlimm!“

„Die Messen helfen nicht mehr!“

„Nun, so wollen wir Gebete lesen, damit Parvu sterben und verderben soll.“

„Hast Du nicht zwei Messen gelesen, damit mein Mann sterben und verderben soll?“

„Du brauchst ja nur eine größere Kerze zu weihen, dann hilft Deine Messe mehr!“

„Ich kann aber nicht, ich bin arm geworden!“

„Ja dann ist's freilich schlimm; dann kommt Dein Mann nach Dena!“ Der Pope ging kopfschüttelnd davon.

„Was hat der Geistliche — der Teufel soll ihn holen — zu Dir gesagt, Anca?“

„Er hat gesagt, Dragomir käme nach Dena, wenn — — —“

„Nun, wenn?“

„Wenn wir nicht Messen lesen lassen!“

„Dacht' ich's doch! Und Du? Was hast Du gesagt?“

„Daß ich kein Geld habe dafür.“

„Das hast Du gesagt? Das hast Du wirklich gesagt? Jetzt wird er im ganzen Dorfe uns anschwärzen!“

„O Sanda! hast Du mir nicht verboten, noch einen Para auszugeben?“

„Warum hast Du ihm nicht deine Ohrringe geschenkt, für seine Frau?“

„Ich will sie gleich hintragen!“

„Nicht gleich, Anca! Gott! wie Du unverständlich bist!“

„Er wußte das schon von der Kuh!“

„Natürlich. Pärvu hat ja das ganze Dorf zusammengerufen und laut genug geschrien und mich beschimpft.“

„Dich beschimpft, Sanda? Das sagst Du mir jetzt erst?“

„Es ist ja ganz gleichgültig; ich hab's ihm heimgezahlt.“ —

„Der Stolz wird Euch bald vergehen,“ klang eine Stimme in's Gespräch hinein, so daß die Beiden heftig erschrafen.

Es war der Notar, mit langer Nase, großen Froschaugen und einer Brille.

„Ich komme sehen, ob sich hier nicht zwei Stücke Kuhhaut befinden, die der Eigenthümerin abhanden gekommen sind.“

„Und wo wart Ihr denn, als unsere Habe verbrannte?“ fragte Sanda.

„Ja, da war ich leider abwesend, in der Stadt.“

„So rathe ich Euch, jetzt wieder abwesend zu sein, ehe mein Bruder erfährt, daß Ihr Eure lange Nase in unser Haus gesteckt. Uebrigens könnt Ihr Alles durchsuchen, wenn's Euch beliebt.“

Sie hatte die Fellstücke bereits in Sicherheit gebracht und begonnen, sie zu gerben.

„Sage deinem Bruder einen schönen Gruß von mir, und er soll sich hüten vor der Gerechtigkeit.“ Der Notar ging weiter.

„Gerechtigkeit schaffen wir uns selbst,“ sagte Sanda zwischen den Zähnen.

Nicht lange nachher hatte sie einen Gang zu thun. Sie wollte auf einem fernen Gute einige Hühner verkaufen und trug sie, an den Beinen aufgehängt, die Köpfe nach unten, auf einer Trage über die Schulter. Es war heiß, und die armen Thiere ließen matt die Köpfe hängen, die wie rothe Mohnblumen über den blühenden Halmen dahinstreiften, so daß der Blüthenstaub in feinen Wölkchen umherflog. Sonst war sie



immer geritten, mit dem Geflügel am Sattelnopf; aber Dragomir war mit dem einen Pferde fort; das andere hatten sie verkaufen müssen.

Leichten Schrittes ging sie durch die Sonnengluth dahin; das braune Gefieder der jungen Hähne glänzte wie mattes Gold, und Sanda's weißes Hemd leuchtete in die Ferne.

Die ganze Luft hatte, was nur der Orient bietet, gelben Glanz, als wären pulverisirte Sonnenstrahlen darin zerstäubt, und gegen den Horizont hin zitterte sie weißlich, wie über einem Kalkofen, während die Grillen einen betäubenden Lärm machten, um die Glöckchen der Unken und das Schnarren der Frösche zu übertönen.

Sanda eilte dem Walde zu, der sich über dem Flußufer hindehnte, mit dunkeln Schatten, mit über einander gestürzten, modernden Bäumen und dem schönen, weichen Moose, das gut war für nackte Füße. Darum hörte auch Sanda die raschen Schritte nicht, die ihr folgten. Es war Bärvu, der durch den Wald hinhuschte, wie ein Jäger auf der Auerhahnbalz, und ebenfalls mit bloßen Füßen lautlos auf dem Moose dahinsprang. Jetzt hörte sie ein rasches, lautes Athmen, fast an ihrem Ohre, und bevor sie Zeit hatte sich umzuwenden, bekam sie einen Schlag in die Kniekehlen, daß sie zu Boden fiel, und schon kniete Bärvu ihr auf dem Rücken. Er zog ein Messer aus dem Gürtel. Sanda sah das Blitzen der Klinge und dachte, es sei ihr Tod. Da fühlte sie, wie er die Krone von Zöpfen, die zweimal den Kopf umging, herabstreifte, und im nächsten Augenblicke hielt er sie hoch in der Luft; er hatte sie im Nacken abgeschnitten

und peitschte ihr damit das Gesicht. Weiß vor Wuth, hatte er noch kein Wort gesprochen:

„Bin ich zu schwach, Dich zu bewältigen, Du freche Dirn'?" feuchte er jetzt, „Schimpf für Schimpf! Haarlos ist so gut wie ehrlos; Du kannst Dich nie mehr sehen lassen! Du wirfst Deine Zunge zu Hause abwehen. Du freche Dirn'! Du Teufelsdirn'!“ Bei jedem Worte peitschte er ihr das Gesicht und fuchtelte mit den langen Haaren durch die Luft. Wie sie sich auch wand und wehrte, er ließ nicht los, bis ihm der Arm müde wurde und sie ihr Gesicht in's Moos vergrub und ganz still dalag, als wäre sie todt. Da stand er auf, und das Blut fluthete wieder in sein Antlitz zurück und in seine Lippen. Sanda sprang auf, und er erwartete sie festen Fußes; denn er dachte, sie würde sich auf ihn stürzen, wie eine junge Löwin.

Sie aber lehnte sich an einen Baum, barg ihr Gesicht in die weiten, weißen Aermel und brach in bitterliches Weinen aus, wie ein kleines Kind. Da stand er da, so hilflos und so dumm, wie ein gescholtener Knabe; bald blickte er auf die prachtvollen schwarzen Haare, die sich in seiner Hand gelockert, bald auf das gelbe Tüchlein, das er ihr abgerissen und in's Moos geschleudert, und über das ein Sonnenstrahl und zitternder Schatten von Buchenblättern hinspielte. Dann kam ein Bachstelzchen herbeigehüpft und betrachtete mit schiefem Köpfchen die Hähne, die mit dem stolzen rothen Kamm so hilflos auf der Erde lagen. Und immer schluchzte das schöne Mädchen, als wären Kraft und Lebenslust für immer gebrochen. Und Pärvu stand und sah sie an, und sah,

daß sie sehr schön war, und ein sonderbarer Schauer zog aus den Haaren in seine Hand, den Arm entlang, bis in die Brust, daß es ihm den Athem beklemmte. Er kam sich ganz verächtlich vor, wie ein Feigling, wie ein erbärmlicher Wicht. Der Haß war ganz fort, der Groll war vergessen. Er hatte ein kleines Mädchen beschimpft und konnte ihr die Haare nicht mehr an den Kopf zaubern, wenn er auch in dem Augenblicke seine Ruh, alle seine Kühn darum gegeben hätte. Alles hatte er erwartet, eine kleine Furie, einen Messerstich, einen Biß, Alles, nur nicht das bitterliche Weinen, das ihn vollständig entmannte. Endlich richtete sie sich auf, raffte ihr Tuch von der Erde, band es fest um's Gesicht, so daß es noch die Brauen beschattete, und lief waldeinwärts, so rasch ihre Füße sie tragen konnten, ohne einen Blick oder ein Wort.

Pärvu betrachtete unschlüssig die Haare in seiner Hand. Sollte er sie liegen lassen, oder in den Fluß werfen? Auf einmal wickelte er sie zusammen und steckte sie vorn in sein Hemd. Dann wanderte er dem Dorfe zu und suchte ganz unbefangen auszufehen. Aber die Haare lagen auf seinem Herzen und streichelten ihn so sonderbar, so weich, wie etwas sehr Junges und sehr Liebliches. Zu Hause öffnete er seine Truhe, leerte sie aus, legte die Haare behutsam unten hinein, that seine Sachen wieder darüber, schloß die Truhe ab und steckte den Schlüssel zu sich, was er bisher noch nie gethan, da er keine Kostbarkeiten besaß.

Die Sonne war am Sinken und schaute wie ein leuchtendes Auge unter den hohen Stämmen durch; da

huschte Sanda wie ein geängstetes Reh von Baum zu Baum, bis sie den Platz erreichte, wo ihre armen Hühner mit offenen Schnäbeln lagen, dem Verdurften nahe. Sie suchte ein großes Blatt, füllte es am Bache mit Wasser und träufelte es ihnen auf die Zunge, bis sie wieder zu sich kamen; dann lud sie sie auf die Schulter und trug sie davon, wieder weit ausschreitend, nur manchmal einen scheuen Blick hinter sich werfend.

Sie brachte die Hühner einer Frau, die in der Frühe, vor Sonnenaufgang, damit in die Stadt fahren sollte.

Auf dem Rückwege wusch sie Gesicht, Hände und Füße im Bach. Kühl und frisch hingen die Wassertropfchen in den langen Wimpern und thaten den thränenschweren Augenlidern wohl. Nun kam sie in den Wald, den schwarze Nacht einhüllte. Da fühlte sie sich erleichtert. Niemand konnte sie sehen. Als sie an die Stelle des Kampfes und ihrer schmählichen Niederlage kam, setzte sie sich auf einen umgestürzten Baum und überdachte Alles.

Da fiel ihr ein, daß Pärvu, ein Mann und ihr Todfeind, sie hatte weinen sehen! Wer konnte sich rühmen, daß er je Sanda eine Thräne entlockt, ihr, die stärker war als alle Buben, die Räubern getrozt — sie hatte geflennt wie ein Kind, und vor wem! Solche Hitze stieg ihr in's Gesicht, daß sie ihr Tüchlein zuerst löste und dann ganz herunter nahm. Auch die Hemdschnur band sie auf, weil ihr die Halsadern schwellen, als würden sie bersten.

Sie hätte ihn erdrosseln, erstechen, erwürgen sollen;

er hatte sie mißhandelt und ihr den größten Schimpf angethan, den man einem Mädchen thun kann, und sie, die ihr Lebenlang immer an Rache gedacht, sie hatte in dem Augenblicke nichts gethan als geweint, und war davongelaufen wie ein schuldbewußtes Kind vor dem gefürchteten Lehrer. Sie strich sich mit den Fingern durch die dicken, kurzen Haarsträhne, die ihr wirr in die Augen hingen, und da empfand sie etwas ganz Neues, ein eigenthümliches Behagen, durch die Mähnen fahren zu können und sie zu schütteln, wie ein Fohlen. Es war ihr, als wäre sie nun ein Bub geworden, und als dürfe sie viel wilder und ungestümer sein, da sie nicht mehr durch das lange schwere Haar an ihre Weiblichkeit erinnert wurde. Während sie aber am meisten Bub sein wollte, stieg immer wieder Pârou vor ihr auf, der erste, der sie bezwungen, der ihr den Meister gezeigt, der stärker gewesen als sie, der sie hatte mißhandeln können und weinen gesehen. Sie hatte nicht nach ihm hingeschaut, als sie davonlief, gar nicht; sie hatte die Lider gesenkt, und doch hatte sie ihn deutlich erblickt, wie er dastand, mit ihren Haaren in der Hand und schwimmenden Augen. Wieder fluthete ihr das Blut in die Wangen: was war aus ihren Pöpfen geworden? Er hatte sie doch wohl weggeworfen, in den Osto? Warum hatte sie ihm nicht wenigstens ihr Haar entwunden? Was hatte sie eigentlich gedacht, es ihm zu lassen? Sie stützte die Ellenbogen auf die Knie, grub alle Finger in das lose Haar und dachte über das Alles nach. Die Nacht senkte sich tiefer herein, und es war eine solche Stille im Walde, als

athmeten nicht Tausende und aber Tausende von Lebewesen darin.

Sanda erschauerte leise, wie sie an die eiserne Faust dachte, die ihr das Haar herunter gestreift, an die kalte Klinge in ihrem Nacken, und wie sie geglaubt, es sei der Tod.

Er hatte sie doch in seiner Gewalt gehabt; er konnte sie erstechen wie ein Lamm in dem Augenblicke. Hätte er es doch gethan! Lieber todt, als solche Scham und Schande erdulden! tausendmal lieber todt sein! Und doch, wie war sie froh, zu athmen, ihr Herz schlagen zu fühlen, statt kalt und todt zu sein. Es war als hätte er ihr das Leben geschenkt, der Dieb, der Räuber, der Schuft! Da war es wieder, das kalte Eisen im Nacken! Sie mußte hingreifen, um zu fühlen, daß dort nicht die kleinste Wunde sei. Und wie die Haare geknirscht unter dem Messer! Und wie es ihr in den Ohren gebrault, als er auf ihr kniete, bis zum Ersticken! Und wie hatte er ihr die eignen Haare um's Gesicht gepeitscht, als wären es Geißelriemen! Und dann, dann hatte er ihr ganz stille zugeesehen, wie sie weinte. Warum verhöhnte er sie nicht? Warum mißhandelte er sie nicht wieder? Warum lachte er nicht vor Freude, weil ihm die Rache so gut gelungen? Immer tiefer wühlten sich die Finger in ihr Haar. Wieder sah sie ihn stehen, verduzt, un schlüssig, mit den großen Augen sie anstarrend, und Welle auf Welle von Blut schoß ihr in die Wangen. Sie würde sich vor ihm schämen und die Augen niederschlagen, wo sie ihm begegnete; nein, sie würde ihm nie mehr begegnen, da

sie nie mehr hinaus könne. — Die Nacht blieb still und wurde nur immer schwärzer. Sanda sah einmal auf und merkte, daß sie keinen Stamm und keine Lichtung mehr erkennen konnte, daß sie also ruhig bleiben müsse, bis der erste Tagesdämmer ihr den Weg zeigte. Die Zeit wurde ihr nicht lang, obgleich sie fort und fort dasselbe dachte. Manchmal fühlte sie hundert Pulse schlagen, am Halse, in den Händen, im Herzen, in den Füßen; dann wurde es wieder still, und sie versuchte, sich kalt und ruhig eine gehörige Rache auszudenken. Das aber brachte sie durchaus nicht fertig. Sie konnte das nicht denken, nicht wollen; es war, als wäre sie in ihrem Willen gebunden. Gewiß war das der böse Zauber von den Haaren, durch die sie nun für immer in seiner Gewalt bleiben würde, wenn man sie ihm nicht raubte. Aber hatte er sie denn behalten? Warum dachte sie nur, daß er sie behalten? Weil er sie nicht gleich weit fortgeschleudert? Er konnte sie ja nachher fortgeworfen haben, und die Raben würden sich Nester daraus machen. Nein, lieber sollte er sie haben, als die Raben, als wenn sie schon todt wäre und von den Thieren des Feldes zerpflückt. Da begann sie auf einmal wieder zu weinen und wußte nicht warum; aber sie weinte und schluchzte lange.

Auf einmal war es ihr, als hätte in ungeheurer Ferne der Hahn gekräht. Schon? wo war denn die Nacht geblieben? Wirklich konnte man die Stämme ein klein wenig erkennen. Sie sprang auf, band ihr Tuch um und schritt so rasch, als das ganz schwache Licht es zuließ, dem Dorfe zu.

Der Hahn krächte wieder, und kalt und grau schlich es über den Himmel, von unten nach oben, wo in höchster Höhe noch die Sterne funkelten. Als sie in ihr Haus eintrat, stand mit finsterner Miene ihr Bruder vor ihr:

„Seit wann läuffst Du bei der Nacht draußen herum?“ frug er sie barsch.

„Seit ich bei Tage nicht mehr ausgehen kann,“ antwortete sie hart und laut, riß das Tuch ab und schüttelte das Haar. Dragomir stieß einen Fluch aus.

„Räche mich!“ sagte Sanda, verschwand in die Küche und warf die Thür hinter sich zu. Dragomir brauchte nicht zu fragen, von wannen der Schimpf gekommen. Er ging früh hinaus, um Anca's Jammern nicht zu hören, wenn sie der Schwester schmucklosen Kopf sähe, wie sie nun häßlich geworden, seine schöne Schwester. Aber auch Sanda schnitt die Klagen kurz ab:

„Das ist nicht mehr zu ändern. Ich werde eben die Arbeit zu Hause thun, und Du mußt die Gänge machen. Denn sehen lasse ich mich so nicht.“

Sanda arbeitete noch rastloser wie früher; das Weben hatte sie ganz der Schwägerin abgenommen; dafür mußte die Wasser holen und das Nöthige besorgen, auch den Verkauf der gewebten Stücke.

Dragomir ging herum und sann auf Rache; zugleich merkte er aber, daß er von Allen gemieden wurde, daß man auseinander ging, wenn er erschien, daß man ihm nur ungern antwortete und ihn nie mehr anredete. Bärvu hatte das ganze Dorf auf seine Seite gebracht,



was ihm, dem Reicheren, Bücherwissenden, nicht schwer fallen konnte. Dragomir's Erbitterung stieg von Tag zu Tage.

„Soll ich ihm das Haus anzünden, Sanda?“

„Nein, das ist keine Rache; das baut man ihm wieder; da ist ja die Schule drin!“

„Soll ich sein Pferd lahm machen?“

„Dann kauft er ein anderes; er hat ja Geld!“

„Soll ich ihn todtschießen?“

„Dann kommst Du nach Dena.“

„Soll ich seinen Kaps verbrennen?“

„Er hat noch Mais genug.“

Dragomir konnte keine Rache finden, die Sanda recht war. Sie hatte an jedem seiner Vorschläge etwas auszusetzen, fand aber selber Nichts, wenn er sie zum Nachdenken aufforderte.

Ein Stückchen Spiegel, das sie besaßen!, hatte sie zerschlagen und zertreten, nachdem sie ihren Kopf darin gesehen; das schwarze, lose Haar mit den gewaltigen Augen gaben ihm etwas Medusenhaftes, vor dem sie selbst erschrak. Mit dem kleinen Spiegel meinte sie den Herzenserforscher ebenfalls zu zertreten, der sich immer wieder nach ihrem Zorn erkundigte und ihn nicht so tief und groß fand, als er hätte sein sollen. Mitten im heftigsten Schaffen konnte sie plötzlich traumverloren stehen bleiben und vor sich hinstarren. Dann schüttelte sie sich und arbeitete hastiger.

„Ancuța,“ sagte Dragomir eines Abends, „Bărvu ist zu stark für mich; er hat die ganze Gegend wider mich aufgestachelt; Alle meiden mich; ich kann kein

Geschäft mehr machen; es ist besser, ich verlasse das Dorf und suche anderswo Arbeit, bis man das ein bißchen vergessen hat!"

„Und wir?“ sagte die junge Frau.

„Ihr bleibt so lang hier und hütet das Meine.“

Anca seufzte, sie war schon so verängstigt, daß sie nicht mehr wußte, was besser, was schlimmer für sie wäre. Alle Lebensfreude hatte sie verlassen; am liebsten saß sie mit dem Kinde im Schoße und hörte seinem lieblichen Gezwitzcher zu. Sanft und traurig klangen ihre Antworten, und oft wurde es ihr bange über des Vaters allzuderbe Zärtlichkeit. Auch Sanda konnte das Kind so stürmisch an sich reißen, und wenn es dann weinte, es verächtlich von sich stoßen:

„Der wird nie wie wir; der wird mamaliga, wie seine Mutter!“

Als Dragomir eines Tages durch das Dorf ging, flog hie und da ein Stein ihm nach, und bald hagelte es Steine aus den Händen der Kinder, die eben aus der Schule stürmten. Er aber hob die Steine auf, zielte scharf und traf die Kinder, so daß sie heulend und schreiend davonliefen. Einem Buben hatte er das Auge ausgeschlagen, einem Mädchen den Knöchel am Fuße zerschmettert, dem andern ein Loch in den Kopf gemacht. Dragomir's Hand war gewohnt, zu treffen. Aber im Dorf entstand ein förmlicher Aufruhr gegen ihn. Die Aeltern verklagten ihn beim Notar und verlangten, den Schaden bezahlt zu bekommen. Man trug ihm seine letzte Habe fort, weil er nicht zahlen konnte. Und bald war er wie ein geheitztes Wild.

„Sanda!“ sagte er, „Du bist stärker als mancher Mann. Dir vertraue ich Frau und Kind an. Ich muß fort. Es wird Euch besser gehen, wenn ich nicht mehr da bin. Ungerächt bleibt Ihr nicht; nur jetzt sind zu Viele gegen mich, und der Schullehrer — der Teufel soll ihn holen — hat Alle auf seine Seite gebracht. Ich muß fort.“

Sanda nickte schweigend und nahm ihm das Kind aus den Armen. Anca lief in's Haus, um ihn nicht fortgehen zu sehen.

Parvu drehte lächelnd am Schnurrbart, als er hörte, Dragomir sei aus dem Dorfe verschwunden. Er wunderte sich nur, daß die Rache nicht kam, deren er doch jede Stunde gewärtig war. Manchmal öffnete er seine Truhe und berührte das Haar darin; er wollte es wohl oft fortwerfen, um dem bösen Zauber zu entgehen; aber der böse Zauber hatte so wunderbare Süßigkeit, — warum sollte er ihn entfernen! —

Er dachte an die drohende Rache und lächelte und streichelte das Haar, und dann sah er das schöne Mädchen am Baume lehnen und weinen, und eine solche Sehnsucht nach ihrem Anblick erfaßte ihn, als würde er mit Ketten gezogen. Er hatte die stolzeste und stärkste Maid im Dorfe gezüchtigt, gedemüthigt, in den Staub geworfen, er kam sich vor wie ein Held, und dabei war es ihm, als müßte er sie nun in die Arme nehmen und Herzen, wie ein gestraftes Kind.

Es war Ferienzeit, — eine Erlösung für Lehrer und Schüler bei der schwebenden Hitze. Beim Mähen und Schaffscheeren wurde Sanda vermißt; Anca that

ihre Arbeit, aber viel ungeschickter. Sie war auch müde; denn sie blieb die Nächte durch auf und horchte, ob ihr Mann nicht käme. Der kam auch wirklich auf ungezäumtem, sattellosen Gaul barfuß dahergejagt, durch die schimmernde Mondnacht, um nach seinem Weibe zu sehen; denn er war eifersüchtig wie ein Neger und hatte schon mehr als einmal die Peitsche über ihr geschwungen, weil er sich einbildete, sie habe Diesen oder Jenen angesehen. Das fand aber die junge Frau sehr natürlich. Hatte doch ihre Schwester um Scheidung angetragen bei ihrem Gutsherrn, weil ihr schöner, guter Mann sie in dreijähriger Ehe noch nicht ein einzigmal durchgeprügelt. „Er hat mich nicht lieb; er ist nicht eifersüchtig; ich will mich scheiden lassen.“

Der Gutsbesitzer hatte dem allzuküßlen Gatten die Sache vorgehalten: „So pack' sie doch bei den Zöpfen und hau' sie durch, wenn sie's gern hat!“

„Ach Herr! ich kann nicht! sie ist so schön, und ich habe Mitleid mit ihr!“ Anca konnte zufrieden sein; sie hatte ihres Herrn schwere Hand genugsam gefühlt, und sie wußte, daß sie ein Kind des Todes wäre, wenn sie pflichtvergessen aussähe.

Dragomir kam wieder in einer Mondnacht angejagt. Weil er aber seiner Sache sicher sein wollte, ließ er das Pferd in einiger Entfernung stehen und schlich sich in's nächste Gebüsch. Da sah er einen Mann leise sein Haus umschleichen, und das Herz stand ihm still vor Wuth und Schrecken. Er lauerte mit blitzenden Augen und der Hand am Messer; da erkannte er Pärvou. Was wollte Pärvou hier? Ihm sein Haus anzünden,

sein Kind morden, sein Weib verführen? Gutes brachte ihn doch nicht an seine Schwelle. Da pochte er ganz leise an's kleine Küchenfenster: „Sanda!“ flüsterte er, Sanda! hör' mich!“ Er wartete, und Dragomir wartete auch.

„Sanda! ich will Dir nichts Böses thun! hör' mich nur an!“ Da flog das kleine Fenster auf, und scharf vom Monde beleuchtet erschien Sanda, mit glühenden Wangen unter dem wirren Haar, wie ein junges Kind, das man aus der Wiege geholt.

„Was willst Du noch von mir?“ Es sollte stolz klingen, aber ihre Stimme zitterte und ihr Athem ging rasch.

„Du sollst mir verzeihen!“

Sanda lachte kurz und rauh: „Seit wann hat es dieses Wort zwischen uns gegeben? Das kennen wir nicht.“

„Sanda! ich kann nicht mehr ruhen; Du hast mich verherzt mit Deinen Haaren!“

„So gieb sie mir wieder her!“

„Dho! hergeben! gewiß nicht; die habe ich erobert, die sind mein!“

„Insofern gestohlenes Gut dem Räuber gehört.“

„Es hilft Dir doch Nichts, wenn ich Dir Dein Gut auch wieder bringe.“

„Doch, ich lege sie um und geh zur Hora, statt mich zu verstecken, wie eine Nachtule.“

„Dann behalte ich sie ganz gewiß. Du bist viel zu schön; Du sollst nicht zur Hora gehen; es braucht Dich Keiner zu sehen.“

Dragomir in seinem Versteck spitzte den Mund, wie zu einem langen Pfiff, und ein teuflisches Lächeln zuckte ihm um die Nasenflügel, während er flüsterte:

„Jetzt hab' ich Dich! jetzt bist Du verloren!“

Sanda warf einen raschen, scheuen Blick auf Bärvu.

„Seit wann befehlst Du mir?“ fragte sie trotzig.

„Seit ich Dich bezwungen habe, Sanda! Du bist mir verfallen, in meiner Gewalt; Du kannst Dich nicht wehren.“

Sanda wollte das Fenster zuwerfen; er aber hatte seinen Arm hineingestemmt.

„Das geht nicht, kleiner Trozkopf; ich werde genau so lange hier bleiben, als ich will.“

„Wenn mein Bruder Dich sähe!“ stieß Sanda heraus.

Bärvu lachte: „Du meinst wohl, ich fürchte mich, wie Du Dich vor mir fürchtest?“

„Ich fürchte mich gar nicht vor Dir, kein bißchen.“

„Warum zitterst Du denn so? Warum schlägt Dein Herz, daß die Halsadern hüpfen und das Hemd auf Deiner Brust?“

„Weil ich noch ungerächt bin.“

Dragomir lächelte in seinem Versteck: „Die Rache soll Dir werden, sobald Du ihn ganz im Garn hast!“

Bärvu war sehr ernst geworden und sagte leiser: „Gerächt bist Du schon, Du weißt's nur nicht!“

„Horch!“ flüsterte Sanda, „was war das?“

„Eine Gule oder Fledermaus.“

„Nein, es war ein Athmen und ein Lachen!“

„Wilde Tauben! Sanda ist furchtsam! Wer hätte das geglaubt! Seit wann?“

„Seit meine Haare fort sind.“

„Die wachsen wieder wie junges Korn!“ Er wollte danach greifen, sie wich ihm aus.

„Wäre ich nur ein Bursch geworden!“

„Was thätest Du dann?“

„Dann erstäche ich Dich!“

„Wirklich? hier ist mein Messer, erstich mich!“

Er legte die breite Klinge in ihre Hand; Sanda stand und betrachtete sie, wie sie im Mondschein glänzte; dann hob sie den Blick zu Pärvu, der ruhig erwartend vor ihr stand, den Arm in der Fensterbrüstung, wie zuvor.

„Ich bin noch ein Mädchen,“ sagte sie zwischen den Zähnen, klappte das Messer zu und reichte es ihm.

„Sanda! Sanda! wo bist Du!“ Klang Anca's Stimme in dem Augenblick, und wie der Blitz war Sanda verschwunden. Pärvu stand noch einige Augenblicke in tiefen Gedanken an das kleine Fenster gelehnt und seufzte schwer und lächelte. Er sah nicht Drago-mir's Augen aus dem Gebüsche funkeln; er sah nur die herrliche Maid, in die er tödtlich verliebt war. Ihm war es, als hätte er gern den Messerstich von ihr erhalten, denn dann hätte er sie in seinen Armen gefangen und geküßt, so lange er noch einen Blutstropfen gehabt. Warum stach sie nicht? Hatte er sie wirklich in seiner Gewalt? Bei dem Gedanken stieg eine unsinnige Freude ihm ganz heiß in die Brust. Leise legte er das kleine Fenster zu und schritt von dannen.

Anca hatte einen beängstigenden Traum gehabt und wollte sich nicht beruhigen. Endlich schlief sie wieder ein, und Sanda ging in die Küche zurück. Sie öffnete ihr Fenster, lehnte sich auf die Brüstung und schaute lange hinaus. Da war es ihr, als höre sie Pferdegetrappel sich in die Ferne verlieren, bis es sich mit dem Rauschen des Flusses gänzlich vermischte und bald davon übertönt wurde. Sie legte die Wange in die Hand und dachte darüber nach, wie es ihr gewesen, als Pärvu dagestanden und auf ihren Todesstoß gewartet. Was lähmte denn ihre Hand? Was hieß den Rachedurst schweigen? Wie Wolken über den Mond, so jagten ihr die Gedanken durch's Gehirn, bis ein leiser Schauer sie ergriff, und im Gefühle, die Nacht sei kalt, zog sie das Fenster zu, warf sich auf ihre Bank, gewohnt, augenblicklich einzuschlafen.

Aber heute kam kein Schlaf. Sie wälzte sich hin und her und hatte bald so heiß, so heiß, zum Ersticken. Da stand sie auf und verließ leise das Haus. Sie stieg zum Fluß hinunter und setzte sich daran. Die Forellen hüpfen silberglänzend im Mondschein in die Höhe, und vorbei zogen die Wellen mit ihren Schaumkronen. Sanda sah sie ankommen und immer an demselben Felsen aufschäumend sich brechen. Ihr war es, als wäre sie selbst solch eine Welle, die sich am Felsen Pärvu gebrochen, da sie gemeint, ihn wegzuspülen, wie einen losen Bachkiesel. Sie zog die Haare in die Augen und schüttelte sie dann wieder zurück. Wie hatte er dagestanden, in ihrer Macht, und doch so sicher und gebieterisch. Sie hatte gebebt vor seinem Blick, wie ein



kleines Mädchen. Wie war ihr nur das Hasenherz gekommen? Damals, als er so wüthend auf sie losstürzte, bei ihrem Gang zum Brunnen, da hatte sie sich nicht gefürchtet, im Gegentheil, sie hatte ihn verachtet. Die Kuh fiel ihr ein, die man hatte schlachten müssen, und sie bekam ein merkwürdiges Mitleid mit dem Thiere, ein ganz neues Gefühl, das sie bis dahin nie geahnt und an Anderen nie verstanden. Dann fiel ihr Bârvu ein, wie der seinen todtten Bruder gefunden. Was er wohl da gemacht? Was er gefühlt? Auf einmal konnte sie Dragomir nicht mehr so lieb haben, weil er Bârvu's kleinen Bruder erstochen. Ob Bârvu geschrien und sich das Haar gerauft? Ob er den todtten Bruder gerufen und geküßt? War das wohl eine Rache für eine verbrannte Scheune? Sanda fühlte die langen Wimpern feucht werden, sprang auf und wanderte weiter, um den Gedanken zu entgehen.

Aber die Gedanken kamen hinter ihr her und höhnten sie und zerrten und peinigten, und waren so schlimme Gedanken, daß sie wieder die Haare in die Augen schüttelte, damit der Mond nicht darin läse.

„He Sanda! Gerupfte Gans! Spazenjungen!“ riefen ein paar Kinder hinter ihr her, als sie sich eines Morgens etwas am Brunnen verspätet hatte, den sie sonst immer nur vor Sonnenaufgang besuchte. Es waren die leidigen Gedanken, die sie jetzt auch bei der Arbeit überfielen und mit denen sie gar nicht mehr fertig werden konnte. Das Blut stieg ihr in die Wangen, aber wie ein großer Rassehund, der von kleinen Kläffern umbellt wird, wandte sie nicht den Kopf und

ging ihres Weges. Die Schaar ihrer Peiniger mehrte sich von Minute zu Minute, und der Lärm schwoll, wie der Bach bei Platzregen. „Wird man das Huhn braten?“ „Was hast Du mit Deiner Wolle gemacht, armes, sanftes Lämmchen!“ „Geschoren! Gerupft! Noch nicht flügge! Johannis'schaf!“ so schrie Alles durch einander. Aber plötzlich wurde es still. Denn wie der Engel mit dem feurigen Schwert stand Pärvu, mit einer langen Gerte bewaffnet, mitten unter ihnen und theilte so kräftige Hiebe nach allen Seiten aus, daß sie davontoben wie Spreu.

„Armes Kind!“ murmelte er, während neugierige Köpfschen hinter Spalieren und Häuserecken hervorlugten; sie hatten doch gemeint, dem Lehrer sehr wohl zu gefallen, indem sie Sanda beschimpften. Und nun paßte es ihm nicht mehr? — Sanda ging weiter und antwortete nicht.

„Die abscheulichen Rangen!“ fing er wieder an.

„Dein Werk!“ murmelte Sanda.

„Ich darf doch mit Dir gehen, damit sie nicht wieder anfangen?“

„Danke, ich gehe lieber allein, und es ist mir einerlei, wenn sie schreien,“ war die herbe Antwort, bei der Pärvu wie eingewurzelt stehen blieb und der Stolzen nachschaute, die ohne Umsehen davonging. Ihr aber sang es noch in den Ohren, die ganz heiß und rosenroth geworden waren. Die Kinder waren so erstaunt, daß sie noch lange die beiden Gestalten betrachteten, die sich von einander entfernten.

„Guck! Der möcht' mit ihr gehen!“ flüsterte ein

Mädchen einem andern zu. „Und sie thät's gern leiden!“ sagte ein Bube hinter ihnen, den sie gar nicht bemerkt hatten, so daß sie aufschrieen und sich fichernd den Mund zuhielten.

Wieder jagte in schwarzer Nacht Dragomir gespenstisch herbei; diesmal sah er, wie seine Schwester herauskam, als Pärvu an ihr Fensterchen pochte; er sah, daß der den Arm um sie legte, und daß sie sich nicht wehrte. Da biß sich Dragomir in die Finger, so daß die Spuren seiner Zähne zurückblieben, und mit einem Fluche zwischen den Lippen hielt er den Athem an, um zu vernehmen, was sie sprachen. Sie aber wanderten an ihm vorüber, dem Walde zu, und flüsterten und flüsterten, wie Liebende flüstern. Dragomir hatte schon die Hand am Messer. Er wollte ihnen nachspringen wie ein Tiger und ihm die Klinge zwischen die Schultern stoßen, besann sich aber und dachte, das Wild sei ja doch fest; bei wachsamen Augen könne er ihn noch gehen lassen und mit ihr spielen, er selber konnte sich wochenlang die Stunde der Rache ausmalen, bis ihm das Wasser im Munde zusammenlief und Bonneschauer ihm den Rücken hinabrieselten. Er gedachte, sein Vergnügen zu verlängern; denn wenn sein Gegner einmal todt war, dann war's vorbei und das Leben reizlos. Auch freute er sich darauf, seine Schwester zu Tode zu peinigen nachher, ganz langsam; sie sollte eine Strafe erdulden, wie nur seine Grausamkeit sie erfinden konnte.

Träumerisch und wortkarg ging Sanda umher; sie hörte es wohl, daß Anca zuweilen mit ihr sprach, aber

den Sinn verstand sie nicht. Es kam ihr vor wie ein unangenehmer Lärm, mitten in eine Welt von Empfinden hinein, zumal da es meistens Klagen waren:

„Warum kommt er gar nicht mehr!“

„Er kommt bald!“ sagte Sanda hin und wieder in gereiztem Tone.

„Sanda,“ sagte die junge Frau mit weit aufgerissenen Augen, „ich hatte so entsetzliche Träume! Wenn der schreckliche Pärvu meinen Mann umgebracht hätte! Sanda! ich ertrüg's nicht!“

„Und wie würdest Du's nicht ertragen?“ sagte Sanda so kalt und träumerisch, daß Anca noch tiefer erschraf. Sie faßte ihre Schwägerin bei den Schultern und schüttelte sie.

„Sanda! mein Mann ist todt und Du weißt es!“

„Nein, er ist nicht todt und wird auch nicht erstochen.“

„Woher weißt Du das so sicher?“

„Ich weiß es.“

Keine Bitten konnten Sanda ein weiteres Wort entreißen; sie blieb wie eine Sphinx, kalt und undurchdringlich, und starrte mit großen, müden Augen vor sich hin. Ihr war Alles so gleichgültig, Bruder, Schwägerin, Kind, Alles! Die Gedanken waren da, Tag und Nacht, und da saß sie auf der Erde, mit den Armen um die Kniee gelegt. Sie hatte noch nie so schwere Arbeit gethan, als jetzt, wo sie Nichts that. Dann rief Anca sie an und sagte, wenn sie nicht webte, so würden sie bald nichts mehr zu essen haben. Langsam erhob sie sich, ohne zu antworten, und wob stundenlang fort, ohne

einen Laut von sich zu geben, mit demselben starren Blick. Die arme kleine Frau fürchtete sich oft vor ihr und weinte still. Ein- oder zweimal hatte sie es versucht, dem träumenden Mädchen das Kind auf den Schooß zu setzen; aber da hatte sie sich geschüttelt, es mit einer Bewegung des Abscheus fortgestoßen und war in den Wald hinaus gelaufen. Sie lief den Oltó entlang, zu einem entlegenen, haufälligen, moosbedeckten Häuschen, wo ein unheimliches altes Weib wohnte, eine Wahrsagerin, Kartenschlägerin, die auch allerhand Liebes-trränkchen und andere starke Kräutertränkchen zu brauen verstand. Was sie dort gemacht, erfuhr nie eine Seele. Der Besuche bei dem alten Weibe rühmte man sich niemals. Anca dachte, daß sie ganz außerordentlich bleich aussähe, und frug schüchtern, ob Sanda leide?

„Ich? Warum soll ich leiden? Mir ist sehr wohl.“

„Warum bist Du nur so blaß?“

„Weil ich mich nicht schminke, wie die Anderen.“

„Wenn Du mir sagtest, was Dich traurig macht, vielleicht könnte ich Dir helfen?“

„Das möchte ich wirklich wissen, wie Du Einem helfen wolltest? Du hast ja nicht Verstand und Einsicht für drei Para!“

„Ihr seid viel klüger, als ich, das weiß ich; aber Eure Klugheit hat uns doch gar kein Glück gebracht!“

„Unser Glück ist eben ein sonderbares Glück, wie der Wind, der einen Wald zerbricht.“

Die Wochen vergingen, und Dragomir harrte. Da standen sie eines Abends ganz dicht bei seinem Versteck.

„Párvu! ich fürchte mich!“ hörte er seine stolze Schwester sagen.

„Du dich fürchten, mein Kind? Bin ich nicht da?“

„Ich fürchte mich um Dich, nicht um mich; mein Bruder ist so still, man hört nichts mehr von ihm. Wenn er uns einmal findet —“

„Der Wald ist groß und die Nacht dunkel.“

„Er ist aber wie ein Luchs, sieht bei der Nacht und springt weit.“

„Ich bin stark und bewaffnet.“

„Er wird den einzigen Augenblick finden, in dem Du wehrlos bist! Ich kann so nicht mehr! ich sterbe vor Angst! seit Wochen habe ich nicht geschlafen, keinen Augenblick. Meine Augen sind so weit auf und so trocken, ich kann sie gar nicht mehr zumachen! Und ich möchte so gern, so gern einmal schlafen!“ Sie sagte das wie ein müdes Kind und schmiegte sich an Párvu's Brust, der sie leidenschaftlich an sich drückte. Dragomir hielt den Athem an.

„So wollen wir fliehen!“ sagte Párvu endlich.

„Ach ja! ja! weit fort! Ueber die Grenze, und Keiner wird uns kennen! Keiner wird uns finden!“

Fiebernd kamen die Worte, während sie des Geliebten Hals umflammerte, als wäre sie am Ertrinken.

„Sonntag Nachts werde ich mit meinem Pferde am Brunnen sein. Da fliehen wir. Und ehe der Hahn kräht, sind wir tief in den Bergen und vor Sonnenaufgang über der Grenze.“

„Ach!“ seufzte Sanda in tiefer Befriedigung. „Und dann werde ich mich nie mehr fürchten, nie mehr! Du

weiß nicht, Pärvu, wie entsetzlich die Furcht ist, wie ein Drachen, ein Ungeheuer, das einen fängt und losläßt, bis man meint, die Haare fielen einem alle auf einmal aus und der Drache schnüre einem die Kehle zu.“

Pärvu lächelte: „Nein, das weiß ich allerdings nicht; denn ich habe mich noch nie gefürchtet!“

Und dicht hinter ihm funkelten und glühten die Augen seines Todfeindes. Anca fühlte sich sehr unwohl und mußte sich sogar legen. Sanda pflegte sie Tag und Nacht mit der größten Treue, innerlich aber in Todesbängen, sie werde noch kränker werden. Sie theilte dem Geliebten ihre Furcht mit, gewissenlos zu sein, wenn sie die arme, schwache Frau so verliesse.

„Ach was! da sind ja Nachbarinnen genug! laß sie crepiren! Das geschieht Deinem Bruder ganz recht!“

Sanda ging zur Nachbarin: „Meine Schwägerin hat das Fieber so schlimm und ich habe schon so viel bei ihr gewacht; ich kann nicht mehr vor Müdigkeit. Wollt Ihr nur diese eine Nacht bei ihr bleiben und mich bei Euch schlafen lassen?“

„Gern! gern! was giebst Du mir dafür?“

„Die junge Ziege!“ sagte Sanda. „Und wenn Ihr noch mehr Nächte kommt, ein neues Stück Leinen.“

„Auch das rothe Kopftuch möchte ich dazu noch haben; dann komme ich sechs Nächte.“

„Meinetwegen!“ sagte Sanda, nahm das Kopftuch herunter, das ihr Pärvu geschenkt, und händigte es der Frau ein. Die war erfreut, wie rasch und leicht Sanda sich hatte übervorthellen lassen, behielt aber ihr

Erstaunen für sich, auch die Bemerkung, daß das Mädchen so verändert aussah, die Gesichtslinien schärfer, die Wangen bleich, die Augen mit so tiefen schwarzen Rändern, als wären sie gefärbt, und die Lider so groß und schwer — vielleicht vom Nachtwachen, wenn's wahr wäre.

Die Nacht war lau und dunkel. Am Himmel war ein Regen von Sternschnuppen, auf der Erde ein Bacchanal von Glühwürmchen. Das leuchtete wie kleine Freudenfeuer im Grase, wie Feuerwerk in der Luft. Schweigsam war das Gefunkel am Himmel und auf der Erde, und doch lauter Glanz und Bewegung, Lieben und Sterben. Oder waren die Sternschnuppen auch nur Liebende, die zu einander eilten, zu ewiger Umschlingung?

Þarvu stand schon am Brunnen mit seinem Pferde, als Sanda durch's Gras leisen Trittes heranhuschte. Ein Leuchtkäferchen hatte sich in ihrem Haar, unter dem Tüchlein gefangen und warf seinen hellen Schein bis auf des Mägdleins Brauen wie ein ewiges Lämpchen in einer dunkeln Grotte. Trotz der heißen Nacht zitterte sie wie im Fieberfrost, und die Hand, die Þarvu ergriff, war kalt.

„Gehst Du nicht gern mit mir?“ frug er eindringlich.

„D doch! sehr gerne! Mir ist nur so bange! Siehst Du, wie die Sterne fallen? Vielleicht ist unsrer auch darunter! Und hörst Du, wie der Osto braust? So zornig und wild, als wollte er ein Opfer!“

„Thöricht Kind! komm mir nicht mit dem abergläubischen Zeug! Das verlernt man, wenn man in



Büchern lesen kann. Weißt Du, daß auf Deiner Stirn ein Licht brennt und daß Du selber dahergehst wie ein heller Stern?"

„Ein Licht? Herr Gott! das wird mir's Hirn verfengen!"

„Närrchen!" er nahm den Käfer herunter und zerdrückte ihn, so daß sein Schein erlosch; „nur ein kleines Thier! Du bist heute ganz unvernünftig, mit Dir ist gar nicht zu reden!" sagte er streng, als sie mit den Fingern die Augen zuhielt. Ohne ein weiteres Wort faßte er sie um den Leib und hob sie auf sein Pferd wie ein Kind. Beim ersten Schritte stolperte das Thier und wollte nicht von der Stelle.

„Siehst Du! siehst Du! uns droht Unheil!" schrie Sanda. Aber Pärvou bekam seinen häßlichen Ausdruck, stieß einen Fluch aus und gab dem Pferde einen Schlag, daß es in die Luft sprang und ein blutiger Striemen zurückblieb.

Sanda saß, nach der Landessitte, wie ein Mann im Sattel und saß fest. Lautlos umkreisten sie das schlafende Dorf, so daß nicht einmal ein Hund sie hörte, und hielten sich immer in des Flusses Nähe, ihn zu durchwaten, wenn sie ihre Spur verwischen mußten. Oft wandten sie die Köpfe, aber Keiner folgte ihnen.

Vor Morgengrauen waren sie schon tief in den Bergen, die nach Siebenbürgen liegen, und als der erste Sonnenstrahl die Bergspitzen in höchster Höhe rosenroth färbte, athmeten sie auf; noch eine halbe Stunde, dann waren sie über der Grenze. Zum erstenmal lächelte

Sanda ihrem Begleiter zu und das Bangen wich aus ihren Augen.

„Siehst Du,“ sagte Bârvu, „Du hast Dich umsonst geängstigt, nun ist Alles gut!“

Raum hatte er das letzte Wort gesprochen, als hinter einem Felsen Dragomir's bleiches, wuthverzerrtes Gesicht erschien; sie dachten, es sei ein Gespenst. Aber mit dem Rufe:

„Habe ich Dich!“ sprang er auf Bârvu und stach ihn mit breiter Klinge in den Hals, in die Augen, unerfättlich, immer wieder den Stahl herausreißend und ihn tief einbohrend, wie sein Feind schon lange röchelnd am Boden lag.

Sanda war herabgesprungen und wie gelähmt, sich schwer wider das Pferd anlehnend, stehen geblieben.

Medusenhaft starrte sie den Bruder an, der auf dem ächzenden Bârvu herumtrat, ihn verließ und sich wieder auf ihn stürzte, ihm die Eingeweide herausriß, die Nase abschnitt, die Ohren, und immer wieder nach ihm stach, das Herz schonend, um seine Qual zu verlängern.

Als er endlich kein Lebenszeichen mehr von sich gab, wandte sich Dragomir grinsend, mit Blut überströmt, zu Sanda: „Danke, mein Kind, den hast Du mir in die Hände geliefert; mit dem wären wir fertig für alle Zeit. Lach' doch, Sanda!“

Und Sanda erhob ihre Stimme und lachte so lang und so fürchterlich, daß die Berge widerhallten, daß es dem Teufel Dragomir selber graute. Er wollte nach ihr greifen und sie schütteln; sie aber wich vor seinen Händen

entsetzt zurück und schrie: „Blut! Blut!“ und hörte auf zu lachen.

„Jetzt sei mal still und denke nach, was nun zu thun ist, damit ich nicht nach Dena komme; denn was hilft mir meine ganze Rache, wenn ich nach Dena komme?“

Sanda bekam wieder den starren Ausdruck:

„Da weiß ich Rath, Du kommst nicht nach Dena; zuerst an den Olto, Dich waschen, die Kleider waschen, Dein Gesicht waschen, Deine Haare waschen; dann wirst Du rein.“

Sie sprang auf's Pferd, und ohne sich umzusehen, wandte sie sich auf dem Wege zurück, den sie gekommen.

Dragomir folgte ihr rasch, nicht ohne noch einmal nach allen Seiten zu spähen, ob er nicht belauscht worden. Da sah er in der Höhe einen Geier kreisen und bald einen zweiten, die sich langsam niederließen.

„Aha!“ sagte er und ergriff des Pferdes Zügel; „macht ihr nur sauber hier; dann können die lange suchen!“

Kaum war es still im Felsenthale, da begannen die Geier ihr Werk; es kamen ihrer immer mehr herbei, an vierzig, und halb war kaum noch ein bleichender Knochen an der Stelle, wo Pärvu gelegen.

„Was werde ich aber mit Dir machen?“ sagte Dragomir, mit drohenden Augen zu seiner Schwester aufblickend.

Sanda sah ihn an wie einen Stein oder einen Baum und gab keine Antwort.

„Fürchtest Du Dich denn gar nicht vor mir?“

„Fürchten? wovor soll ich mich denn fürchten?“

„Vor meiner Strafe. Einen Vorschmack der Hölle will ich Dir bereiten, mein Täubchen. Das wird gut thun!“

„Waschen! Du mußt Dich waschen! sonst kommst Du nach Dcna!“ sagte sie ruhig, gerade als hätte er nicht gesprochen.

„Wo ist denn Dein Fürchten geblieben, Sanda? Du warst wie ein kleines Kind und hast gezittert, und jetzt bist Du in meiner Gewalt und weißt, daß ich Alles weiß, daß ich Dich gesehen habe mit ihm, und zitterst gar nicht?“

„Waschen! Schnell waschen! sonst kommst Du nach Dcna!“ Sie kamen aus dem Bergthal auf die schroffe Höhe über dem Dlto, wo er in wilden Sprüngen hinbraust, zwischen kantigen Felsen eingeengt.

„Kann man da hinunter?“ fragte Sanda.

„Nein!“ sagte Dragomir, ließ das Pferd los, lehnte sich über den Felsenrand und spähte hinab.

„Waschen!“ hörte er in seinem Ohre, und in demselben Augenblick ergriff ihn Sanda mit eiserner Hand im Genick und schleuderte ihn hinunter, sprang dann vom Pferde und schaute ihm nach. Sie sah, wie er auf die Felsen aufschlug und dann im tosenden Gewässer verschwand. Noch einmal tauchte seine Hand aus den Wellen; dann sah man Nichts mehr. Ueber eine tiefe Höhlung, in die er eingebettet lag, stürzten die Gewässer zu Thal, unter Gischt und Donnergetöse das grauenvolle Geheimniß bergend.

Anca war aus langen Fieberphantasien, in denen

sie tagelang gelegen, erwacht; die Nachbarin hatte sie verlassen, um nach dem Thren zu sehen, und Anca lag still und unbeweglich, in dem Wohlgefühl, das unendliche Schwäche giebt. Da flog ein kleiner Stein auf ihr Lager. Mühsam wandte sie den Blick nach dem Fenster. Sanda schaute herein. Die wilden Haare aus den Augen schüttelnd, zeigte sie ihre schimmernden Zahnreihen, nickte ein paarmal und war verschwunden.

„Sanda! Sanda!“ rief die junge Frau mit schwacher Stimme und dachte dann, sie habe wieder gefiebert und eine Erscheinung gehabt. Mit matter Hand bekreuzte sie sich. Aber da lag ja der Stein noch auf ihr; also war sie dennoch dagewesen.

Tagelang sah und hörte man Nichts mehr von ihr. Pärvu's Pferd erschien mit blutigem Zügel an seiner Thüre, und Kinder kamen gelaufen, die sagten, sie hätten Sanda gesehen, in einem hohlen Tannenbaum sitzen und singen und sich mit Blumen Haupt und Kleider schmücken.

Man ging hin, um zu erfahren, was aus Pärvu geworden, auch hatte man vom Nachbardorf gehört, daß Dragomir verschwunden. Da ging Sanda am Wasser entlang und sang. Als aber die Leute sich ihr näherten, lief sie davon. Sie stellten ihr Mamaliga in den hohlen Baum und kamen, während sie aß. Sie aber schüttelte nur immer das Haar zu allen Fragen und gab keine Antwort. Anca ging bald zu ihr hinaus, sie machte es ihr ebenso. Sanda lachte bei ihrem Anblick, aber es kam kein Wort über ihre Lippen.

„Sanda ist toll geworden! Das Pferd war voll

Blut — was ist nur geschehen?“ ging das Gerede durch's Dorf. Viele wollten sie zu sich nehmen, weil es Glück bringt, eine tolle Person zu beherbergen. Aber sie war nicht mehr aus ihrem Baume zu bringen. Bald hingen ihr die Kleider in Fetzen herunter. Vor Winter brachte man ihr neue, die waren aber gleich wieder in Lumpen, in malerischstem Farbungemisch, mit rothen und gelben Blättern und Brombeerranken verziert, als es keine Blumen mehr gab. Es fiel der Schnee. Sanda fühlte keine Kälte. Die Wölfe kamen aus den Wäldern. Sanda fürchtete sich nicht. In mond hellen Nächten sang sie fort und fort, und wenn sie sich unbelauscht glaubte, sprach sie beständig vor sich hin: „Komm zu mir, mein Geliebter! ich will Dich mit Blumen kränzen! Auf meiner Brust sollst Du ruhen, so weich und schön. Komm! komm! wir wollen an den Osto gehen und unsere Kleider waschen! Wir wollen in den Wald gehen und uns lieb haben, mein Geliebter!“

Einmal blieb sie längere Zeit aus. Als sie wiederkam, brachte sie einen Schädel mit und legte ihn in ihren Baum. Den Schädel hielt sie stundenlang in ihrem Schoße, bekränzte ihn und küßte ihn, wiegte ihn auf den Knien und sang ihm Lieder in folgender Weise:

Grünes Blatt vom Haidekraut,  
Hab' ein Hüttchen Dir gebaut,  
Unter Sternen, unter Blüthen,  
Komm, Geliebter, zu den Blüthen,  
Komm zum Wald, wo's Bächlein quillt,  
Wo sich heiße Liebe stillt.

Will Dich auch mit Blumen schmücken,  
An Dein Herz die Wange drücken,  
In Dein Aug' mein Auge tauchen,  
Liebesflüsterworte hauchen;  
Läuten dann die Maienglöckchen,  
Leuchten uns die Sonnenflöckchen,  
Glühwürmchen die Fackeln tragen,  
Tannen Vitaneien sagen,  
Und von all' dem vielen Lieben  
Ist die Welt so schön geblieben,  
Komm! es dämmert schon und thaut,  
Grünes Blatt vom Haidekraut!

Man schickte ihr Kinder nach, um zu sehen, wohin sie ging. Die folgten ihr auch einmal bis in die Felschlucht, wo sie an der Stelle des Mordes lange herumfuchte, endlich die Knochen einer Hand hervorzog und immerfort: „Pärvu! Pärvu!“ sagte. Als sie mit ihrem Funde davonlief, suchten die Kinder auch unter wuchernden Blättern, Fingerhut und Weidenröschen, ein dichter Wald. Und da fanden sie keine Geldtasche, noch ganz gefüllt. Das ließ gleich errathen, daß hier kein Raubmord gewesen, sondern Rache. Aber wo war Dragomir? —

Da watete eines Tages Sanda in den Olto hinein, von den Felsen im Wasser die Eiszapfen losbrechend und sie mit großer Freude verzehrend. Man dachte jeden Augenblick, sie würde im Wasser verschwinden; sie ging aber wie ein Kind, schwankte hie und da und fiel nicht. Dann bückte sie sich und zog einen Felsen aus Gisch und Schaum hervor, dann noch einen, und immer wieder verschwand sie im Wellenschaum und brachte ein

Stück nach dem andern heraus, lauter Fezen. Dann wanderte sie heitern Antlitzes ihren gefährlichen Weg zurück, und als man mit Haken die Stelle untersuchte, fand man einen Körper, in dessen Gürtel das Messer steckte, das man bald als Dragomir's Messer erkannte. Man versuchte von Neuem Sanda zu fragen. Sie lachte und sagte: „Gewaschen, im Olto gewaschen von all' dem Blut!“ Weiter war Nichts von ihr zu erfahren.

Anca's Kind konnte es nicht überleben, daß es die Muttermilch entbehrt, und verwelkte wie eine Blume. Anca starb ihm bald nach.

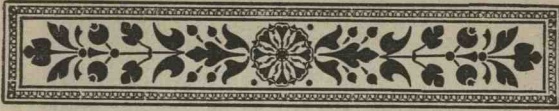
Des Dorfes Kinder wurden große Leute. Sanda lebte immer noch. Sanda lebt noch heute in ihrem Baum, seelenvergnügt mit ihrem Liebsten plaudernd. Sie wird auch gar nicht viel älter und trägt Spuren von seltener Schönheit. Ihre Geschichte wird wie eine Legende erzählt, und wenn man sie in ihrer kindlichen Heiterkeit mit Blumen spielen sieht, dann sollte man kaum glauben, daß sie das Werkzeug gewesen, um die letzte That der Rache zu vollbringen.





Joe's Roman.





Die Sonne war schon aufgegangen, aber noch fiel keiner ihrer Strahlen in den kleinen, von riesigen Tannen bewachten Bergkessel, als die Kloostergäste sich zum Aufbruch rüsteten. Die dienenden Mönche eilten hin und her, einige, um den Reisenden Duldschätze mit Wasser und einen warmen Morgentrunk zu bringen, andere, um bei der einfachen Toilette derselben behülflich zu sein. Einer der Gäste, ein Mädchen, welches oft vergaß, daß es den Kinderschuhen bereits entwachsen, war an den Brunnen gegangen, welcher leise, aber unverstiegar im Klosterhofe rieselte, um dort die Spuren der theilweise durchwachten Nacht aus ihren Augen zu verwischen. Es gelang ihr vollkommen, zumal da ihre blauen Augen schon vor der graziösen Prozedur, welche sie auf den feuchten Steinen vollzog, sehr wach und lustig in die Welt blickten. Sie schaute sich nach vollendeter Waschung heiter um; selbst der stille Frieden des hoch mit Gras bewachsenen Hofes, die wunderbare, selbstbewußte Ruhe, mit der das Kreuz der Klosterkirche um die Wette mit den schlanken Tannen gen Himmel

Himmel wies, gaben ihr keinen ernstern Gedanken; alles trug nur zu ihrer Heiterkeit bei.

„Ist es nicht herrlich hier am frühen Morgen?“ rief sie ihrem Vater zu, den sie plötzlich auf der breiten Veranda entdeckte. Diese Veranda umzog die ganze Innenseite des Klosters, den der Kirche zugewandten Theil. „Warum müssen wir so früh schon weiter?“

Der Mann auf dem hölzernen Balkon nickte seiner Tochter freundlich zu, doch antwortete er ihr nicht, ehe sie die Stufen hinaufgesprungen war und an seiner Seite stand. Ihn störte das laute Sprechen in der friedlichen Natur, an die sich das Kloster mit seinen Gewohnheiten so liebend angeschmiegt, daß jeder Ton beim Gottesdienst singend in die Kirchenwölbung gehaucht wird. Seine Tochter Zoe fühlte das nicht; er war ihr nicht gram darum und hätte ihr nie gesagt, daß ihre laute Freude seine Morgenstimmung störte.

„Es wird sonst zu heiß, Kind,“ antwortete er ruhig; „wir können lieber in Agapia bleiben, wo für das materielle Wohl besser gesorgt ist als hier; Lucy und Jean haben die ganze Nacht schlaflos zugebracht.“

„Ich finde es lächerlich, wenn man auf einem Klostersausflug überhaupt zu schlafen verlangt; dann muß man lieber zu Hause bleiben!“

Ihr Vater lächelte, strich ihr einige der blonden Haarsträhne aus dem Gesicht und wies schweigend auf die Fenster, welche auf den Balkon hinausgingen, und hinter denen augenscheinlich die Reisegenossen zu finden waren.

„Wer hat den Nachtgottesdienst trotzdem verschlafen?“ sagte er dann.

„Du bist um Zwölf in der Kirche gewesen?“ fragte sie, und um den wohlgeformten Mund legte sich ein häßlicher Zug von Mißmuth. „Warum hast Du mich nicht geweckt?“

„Weil ich mir dachte, wer so fest schläft, daß all' das melodische Läuten und die Tokka ihn nicht wecken, der muß den Schlaf wohl nöthig haben. Du würdest heute nicht so frisch sein, und wir haben eine anstrengende Tour vor uns.“

Zoe zuckte mit den Achseln. In demselben Augenblicke traten zwei der Reisegenossen auf den Balkon: Lucy umarmte Zoe, und Jean, Lucy's Gatte, rieb sich die Hände und schien sehr entzückt über den schönen Morgen. „Es ist wirklich ein allerliebster Ausflug! Doch wir könnten uns erkälten, es ist frisch.“ Damit ging er in das Zimmer zurück und holte Tücher.

„Nein, Herr Toffescu,“ begann Lucy zu Zoe's Vater gewandt, „Sie können sich gar keine Vorstellung machen, was für eine furchtbare Nacht wir zugebracht haben! Lauter unmögliche Mitbewohner!“ Dabei drehte die junge Frau den Bergen und der Kirche den Rücken zu, als wäre der dunkle Gang, welcher in die Zimmer führte, das einzig Sehenswerthe.

„Doch sieh', Zoe,“ unterbrach sie sich plötzlich, eine der Bänke studirend, die auf der Veranda standen, „dort sind meine Initialen eingeschnitzt: L. V., wer kann das gewesen sein?“

„L. V.? Lauter Verschlafene!“ entgegnete Zoe, „dreh' Dich lieber einmal um und sieh', wie schön es hier ist.“

„Wunderschön!“ sagte die Aufgeforderte und zog ihre Lognette hervor. „Die eine Tanne da oben sieht genau wie ein Herr aus, der auf den Knien liegt, wirklich genau so. Er hat einen Cylinder auf und der kleine Zweig da rechts ist sein Vollbart.“

Jean fand die Aehnlichkeit überraschend; Lucy's Aufmerksamkeit wurde aber bald von einem Mönch in Anspruch genommen, der mit den träumerisch ausdruckslosen Augen und der unnachahmlichen Ruhe der orientalischen Mönche ihnen türkischen Kaffee anbot.

„Ob er sich wohl je im Leben gewaschen hat?“ fragte Lucy.

„Er hat ja ganz weiße Hände,“ entgegnete Zoe.

„Und prachtvolles Haar! Wenn der ein wenig mehr auf sich hielte, würden alle Frauen sich in ihn verlieben,“ fuhr Lucy fort. „Er wäre ein schönes Porträt-Modell. Milch giebt es hier auch, Zoe,“ unterbrach sie ihre Beobachtungen, „Du hast mir ja gestern gesagt, es dürfe keine Kuh ins Kloster?“

Zoe lachte. „Nein, das habe ich Dir vom Hagion Dros erzählt! Bitte Papa, frag' einmal den Mönch, ob er gereist ist?“

Herr Toffescu willfahrte der Bitte. „Er ist nie von hier fortgewesen,“ übersetzte er dann.

„So viel verstehe ich schon von meiner Landessprache, Herr Toffescu,“ entgegnete Lucy, „aber er kann doch nicht hier geboren sein, in einem Männerkloster?“

Der Mönch hatte sich unterdeß entfernt.

„Der Klosterbruder, welcher uns gestern Abend herumführte,“ sagte Zoe, „war in Jerusalem und dreimal auf dem heiligen Berge.“

Lucy interessirte sich nicht für die Reisen eines Mönches, darum unterbrach sie: „Das muß sehr interessant gewesen sein, aber verzeih', Zoe, mir wäre noch wichtiger, von Deinem Vater zu erfahren, wie wir weiter befördert werden? Uebrigens, Jean, der Kaffee ist sehr schlecht, zu Hause würdest Du ihn nicht trinken. Ach, da kommt ja auch unser Fünfter im Bunde! Herr Mataffi, wo waren Sie denn schon so früh?“

Demeter Mataffi hatte Zoe gleich nach Sonnenaufgang am Brunnen begrüßt, von ihm hatte sie diese primitive Art des Waschens gelernt. Sie wurde roth, als er ihr jetzt ein prachtvolles Feldblumen-Bouquet überreichte.

„Für Ihr Herbarium,“ sagte er und stellte sich dann zur Verfügung Lucy Virianu's, welche den Hauptreiz der Klosterpartie augenscheinlich in Herrn Mataffi sah. Ob ihr Mann das Gleiche that, war nicht zu entscheiden; jedenfalls trug er dieselbe stereotype Höflichkeit gegen ihn wie gegen die Anderen zur Schau. Demeter Mataffi war schön, in den Salons von Tassy galt er für einen „Christuskopf“. Erst kürzlich, nach vollendeten Studien, aus Paris zurückgekommen, wo er seine Kindheit und Jugend verlebte, war er als Ingenieur an der Hauptbahn angestellt worden. Jetzt reiste er zum ersten Mal in seinem Heimathlande; die Schweiz, Italien, Frankreich, ja, auch einen großen Theil Deutschlands kannte er, aber nichts von den waldreichen Karpathen, in denen seine Wiege gestanden hatte. Er hatte keine Ahnung gehabt von dem eigenthümlichen Zauber seiner Heimathberge.

Für den Augenblick mußte er sich aber die Qualen der vergangenen Nacht von Frau Virianu erzählen lassen und ihre kleinen Coquetterien möglichst liebenswürdig erwidern. Zu seiner Freude wurden die Pferde bald vorgeführt, und Lucy ging in das Zimmer, um ihre Vorbereitungen zu treffen. Diese bestanden darin, daß sie sich stark puderte, eine Flasche Eau de Cologne in die Tasche steckte — denn das Gepäck sollte apart befördert werden —, das kleine Federhütchen vor dem Spiegel zurecht rückte und sich schließlich von ihrem „kleinen Jean“ die Handschuhe zuknöpfen ließ. Für diesen Liebesdienst wurde er durch einen Kuß und die Versicherung, daß er die beste Kammerfrau ersetze, belohnt. „Du machst doch Zoe wirklich nicht den Hof?“ fragte sie mit einem bestrickenden Augenaufschlag. Er gab höchst geschmeichelt eine verneinende Versicherung.

Zoe hatte unterdeß, über den Rand der Veranda gelehnt, in's grüne Gras des Klosterhofes geschaut und mit den schönen, weißen Zähnen an dem Rest ihres gerösteten Brotes geknabbert. Ihr Vater war unten mit Abschiednehmen und Besichtigung der kleinen braunen Pferde beschäftigt. Demeter stand neben Zoe. Sie wandte sich plötzlich zu ihm und sagte: „Nicht wahr, es giebt Leute, die außerhalb des Salons unausstehlich sind, die Gottes freie Natur nicht vertragen können, wie ein gefärbtes Kleid keinen Regen!“

Demeter sah sie an. Er hatte diese kindliche Offenheit gern an ihr, aber er war feinführender, es verletzte ihn, daß sie etwas Hartes über Freunde sagte, mit welchen

sie eben noch vertraulichst gesprochen. Darum lächelte er nur und zuckte leise mit den Achseln.

„Sie hat mir die ganze Frühfreude verdorben,“ fuhr Zoe fort, „beim Kaffee erzählte sie Anekdoten aus Madame Sofies letzter Soiree, wie Annette den jungen Scholly zum besten gehabt hat.“

„Verderben Sie sich doch nicht von Neuem schöne Augenblicke durch Wiederholung der Erzählungen.“

Sie schwieg geärgert und preßte die Lippen auf einander.

„Wir werden einen heißen Tag haben, der Himmel ist so hellblau,“ fuhr er ruhig fort.

Sie antwortete nichts. Der mißlaunische Zug lag wieder um ihren Mund und entstellte fast das junge, blühende Gesicht. Zoe war sehr hübsch, ohne es eigentlich zu sein; groß und kräftig gebaut, eine Frauengestalt schon mit achtzehn Jahren, frische Farben, wenn auch keinen besonders zarten Teint, volle, blonde Haare, welche in sehr glatten Zöpfen am Hinterkopf aufgesteckt waren — sie legte besonderes Gewicht darauf, außerordentlich glatt frisirt zu sein. Ihre Augen waren blau, manchmal aber, wenn sie unmuthig wurde, sahen sie ganz grün aus, und da sie, was Demeter eigentlich an ihr bewunderte, nie Hehl aus ihren Stimmungen machte, hatte er sie schon oft so gesehen. Er sagte sich dann: „Ein verzogenes Kind!“ Und doch lag in Zoe's Augen, selbst wenn sie noch so heiter und liebenswürdig strahlten, etwas, das Demeter erschreckte. Wie alle schweigsamen Menschen beobachtete er viel, und wenn auch dies junge glänzende Mädchen ihn vom ersten Tage ihrer Be-



kenntniß an gefesselt, so hatte er doch den unheimlichen Ausdruck nicht übersehen, welchen die funkelnden Augen haben konnten. Demeter hatte jenen Ausdruck vergebens beim Vater gesucht; dieser hatte tiefe, traurige Augen. Er war überhaupt ein höchst sympathischer Mann, in dessen durchgeistigten Zügen etwas Rührendes lag, was man nicht leicht wieder vergaß. Ihn charakterisirte ein übertriebenes Zartgefühl, in Wort und That; eines der Merkmale von Zoe war dagegen, daß sie nichts achtete; ja, die stolze Unabhängigkeit, welche sie auszeichnete, schloß die Möglichkeit eines mädchenhaften sich Unterordnens aus. In dem Verhältniß zu ihrem Vater wirkte dies am peinlichsten: sie hatte keine Achtung vor ihm und keine Rücksicht für seine Wünsche. „Wahrscheinlich ist es seine eigene Schuld,“ dachte Demeter, „er wird sie zu sehr vermöhnt haben.“

Demeter konnte aber an diesem schönen Sommermorgen Zoe's Groll nicht ertragen.

„Ich wollte Ihnen wirklich keinen Vorwurf machen,“ sagte er darum lächelnd und sah sie schelmisch an. „Seien Sie mir nur wieder gut.“

Sie maß ihn mit den Augen, als sie ihm den blonden Kopf zuwandte: „Verzeihen Sie, ich war so in Träumereien versunken, daß ich nicht weiß, wovon Sie sprechen!“

Dann warf sie den Feldblumenstrauß, den er ihr gepflückt und den sie noch in der Hand hielt, herunter und lächelte, als sie fortfuhr: „Nun muß Lucy's Vorbereitung doch beendet sein! Es wird ein herrlicher Ritt werden!“ Damit ging sie fort.

„Reiten soll ich, wie ein Herr, ohne Damensattel!“ rief Lucy entsetzt, „das kann ich wirklich nicht, da bleibe ich lieber hier!“

Joe kannte ihre Ziererei und sagte unerschüttert: „Versuche es nur, hier ist ein Stuhl, hier der Tisch, da steigst Du ganz bequem hinauf!“

„Jean, Jean, hilf mir,“ schrie Lucy, „hätte ich das gewußt! Sag’ dem Mönche, daß er um Gottes Willen den Zügel des Thieres nicht losläßt! Wenn ich umkomme, grüß’ Mama! Jean, was ist das für eine Expedition!“ Und unter kleinem Aufschreien und Lachen ritt sie durch das Thor des Klosters hinaus in die duftige Morgenfrische. Ihr Mann hielt sich möglichst in ihrer Nähe.

„Es ist doch eine ganz verheufelte Idee, dies für ein Vergnügen auszugeben,“ sagte er, nachdem er sich überzeugt, daß die Anderen das Kloster noch nicht verlassen hatten. „Seit gestern früh nichts Vernünftiges gegessen, die Nacht schlaflos zugebracht, nichts Anderes gesehen, als Berge, Bäume, Wiesen und ein paar schmutzige Mönche! Es gehört der ganze Toffescu dazu, um das schön zu finden! Aber mir geschieht es recht, warum ließ ich mich darauf ein!“

„Laß’ nur, Jean,“ meinte Lucy, „nachher, wenn wir davon erzählen können, ist es doch nett.“

Joe hatte schnell und geschickt ihr Pferdchen bestiegen, das kein Mönch, sondern ein schwarzäugiger Junge führte, der ihren Sonnenschirm trug. Sie schaute glücklich vom Pferde herab, und ihre Brust füllte sich

förmlich an mit der lachenden Gegend; sie schämte sich allen Unmuths, als sie den Vorangerittenen folgte.

Die beiden Herren, die zurückgeblieben, Toffescu und Matassi, schienen sich schwer vom Kloster Secul und von den sie gleichgültig betrachtenden Mönchen zu trennen.

„Es war die erste Nacht, die ich in einem Kloster zubrachte,“ sagte Demeter, „ich werde sie nie vergessen und bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich mitgenommen haben.“

Toffescu erwiderte einige freundliche Worte.

„Es ist nur ein Kloster,“ fuhr er fort, „wie unsere Klöster alle sind, und doch hat es die Elemente der ganzen Glaubensherrlichkeit in sich. Ich fühle mich doppelt zu ihnen hingezogen, weil ich in meinem Innern der buddhastischen Lebensweise huldige und dies Aufgehen in die Natur für ein Ideal der Glückseligkeit halte.“

„Aber kann Stumpfsinn ein Ideal sein?“

„Es ist nicht Stumpfsinn, es ist ein vollkommenes Ersterben der schädlichsten Theile des menschlichen Geistes. Das verstehen Sie jetzt noch nicht, da Sie noch voll Jugend und Hoffnung sind.“

Matassi schwieg und schaute bei dem Worte „Hoffnung“ auf Zoe, die vor ihnen ritt, dann wandte er seine Blicke zurück nach dem Kloster, dessen vergoldete Doppelpreuze jetzt herrlich in der Sonne leuchteten.

„Hoffentlich kommen wir noch oft zusammen her,“ setzte Toffescu hinzu. „Von meinem Gute aus ist Secul

fast so schnell zu erreichen, wie von Jassy aus. Selbst im Winter ist es prächtig im Gebirge.“

Zoe glitt plötzlich vom Pferde und flog wie ein Pfeil auf eine große rothe Blume zu, die mitten im hohen Grase stand. „Es ist sehr feucht, Kind, wie kannst Du so unvernünftig sein,“ rief ihr Vater. „Wie willst Du wieder auf Dein Pferd hinauf kommen?“

Das Mädchen stand einen Augenblick betroffen still — es war ein schönes Bild, die kräftige Gestalt inmitten der bunten, hohen Gräser — dann lachte sie lustig und sagte: „Wenn ich ungezogen genug war, Herrn Mataffi's schöne Blumen fortzuwerfen, muß ich dafür büßen, mein Herbarium soll aber nicht zu kurz kommen.“ Demeter wurde roth vor Freude; er hätte vor ihr niederknien und ihr sagen mögen, daß sie das Ideal einer Frau sei. Ehe er aber abgestiegen, hatte Toffescu sein Pferd verlassen — Demeter war nicht schnell, weder im Denken noch im Handeln — und nachdem Zoe's Brauner an ein Felsstück, welches links seitwärts am Bächlein lag, geführt worden, half er seiner Tochter dasselbe besteigen.

„Sie vergißt immer, daß sie schon achtzehn Jahre alt ist, und ich habe sie wohl zu frei erzogen,“ sagte Toffescu wie entschuldigend, als er zu Demeter zurückgekehrt war. Dieser nahm sich nicht das Recht, zu entgegnen: „Es steht ihr so gut, lassen Sie sie!“ Aber er dachte es.

Der Weg wurde eng, und Einer mußte hinter dem Andern reiten.

Es war ein echt orientalisches Bild: Voran ging der Mönch mit dem schwarzen Barett auf den langen Haaren, deren Enden unter der Kutte verborgen waren.

Er trug einen langen, dunklen Bart und ging gemächlich vorwärts, während er Lucy's Pferd führte, scheinbar gar nicht wissend, ob er in der Kirche eine Messe hörte, oder ob die Vögel über ihm in den Zweigen zwitscherten. Lucy schwieg aus Besorgniß; sie war keine muthige Reiterin, hatte sogar einen Abscheu vor allen Thieren; ihre Augen suchten nur manchmal Matassi, und sie war zufrieden, daß er durch Toffescu's Pferd von Zoe getrennt war. Letztere rupfte Blätter von dem Laubholz, das ihr Zweige in den Weg reichte, zerbiß sie, sumimte eine Melodie vor sich hin und rief ihrem Vater wiederholt zu: „Es ist zu schön, nicht wahr?“

Jean berechnete, wo er am günstigsten das ihm zu Johanni gekündigte Kapital anlegen könnte. Er war ein junger Mann ohne alle Laster, nicht einmal verschwenderisch, so recht ein junger Mann, wie ihn eine Mutter für ihre heirathsfähigen Töchter sucht. Er hatte angenehme Manieren, sagte immer zur rechten Zeit die rechte Phrase. Seine spottfüchtigen Freunde behaupteten, er wäre zu früh in's Ausland geschickt, die geringe Anlage zu selbständigem Denken, welche die Natur ihm mitgegeben, wäre durch die übermäßige Kultur erstickt worden; er wäre eine allerliebste Menschenmaschine geworden. Auf Zoe wirkte er abstoßend; wenn Lucy stolz darauf war, daß ihr Mann dem hübschen jungen Mädchen nicht den Hof machte, hatte sie eigentlich dazu keine Veranlassung; an seinem Willen lag es nicht.

Demeter's Gedanken, wie er so als Letzter in der Kavalkade dahin ritt, wären schwer auszudrücken. Vielleicht hielt er diese Stunde für die schönste seines Lebens;

er hatte den Eindruck des friedlichen Klosters, welches er verlassen, in der Seele, dazu die freudige Genugthuung über die Liebenswürdigkeit des Mädchens, das er zu lieben begann, und die Glücksverheißung, welche ein jeder Sommermorgen der Jugend bringt.

Hätte er in Toffescu's Seele geschaut, wäre sein Glückstraum nicht gestört worden, denn Toffescu hatte ihn soeben in Gedanken mit seiner Tochter Zukunft in Verbindung gebracht. Er, der ältere Mann, dachte dabei plötzlich seiner eigenen Jugend. Er war diesen Weg oft geritten und gegangen, schon als Knabe; und immer hatten dieselben Tannen ihn unverändert angestarrt; denn heiliger bewahrt die Natur ihre anderen Geschöpfe als ihre Menschenkinder. Auch dieselben Mönche hatte er stets getroffen, nicht dieselben als Personen, aber dieselben in Erscheinung und Redeweise, in friedlicher Gleichgültigkeit. Als Typus hatte er sie immer gesucht und geliebt. Aber was war aus ihm selbst geworden im Lauf der Jahre? Etwas Böses, nein; etwas Böseres als Böses: nichts! Er hatte sein Gut verständig verwaltet und war mit jedem Jahre vermögender geworden; aber er hatte thatenlos zugeschaut, wo er vielleicht berufen gewesen, handelnd einzugreifen: Mit Geld hatte er die politischen Bestrebungen der Jugend unterstützt, sich selbst aber, sich selbst hatte er nie gegeben.

War es aus Egoismus geschehen, oder in Folge des Schiffbruchs, den sein Herz einmal erlitten? Er dachte jetzt selten an seine Jugend, doch wenn er in Zoe's Augen schaute, so sah er den unbezwinglichen Zug,

an dem er bei ihrer Mutter gescheitert. Für Zoe war es gut, wenn sie diese harte Kraft hatte; für ihre Mutter war es ja auch gut gewesen, sie hatte selbst nicht gelitten, sondern nur leiden gemacht!

„Papa,“ unterbrach ihn da gerade der Gegenstand seiner Gedanken, „erlaubst Du, daß ich jetzt einmal absteige? Ich muß dies Moos haben, es fehlt in unserer Grotte.“

„Wenn Du es haben mußt!“ Aber diesmal war Demeter schon vom Pferd gesprungen und stand zu ihren Diensten.

„Ich begreife eigentlich nicht recht diese Sucht des Abrupfens,“ sagte Toffescu, wieder wie entschuldigend. „Ich meine, es muß die Ganzheit des Eindrucks stören, Zoe, wenn man bald auf eine Blume, bald auf ein Moos losspringt! Zu jedem vollen Eindruck gehört Ruhe!“

„Ja,“ entgegnete sie schmolleud, und warf den Kopf etwas unwillig in den Nacken — aber diesmal fand Demeter es äußerst reizvoll — „wenn man dreißig Jahre älter ist, als ich!“

Ihr Vater lachte, und Jean drehte sich um und sagte: „Das war sehr geistreich.“

Lucy hatte das Gespräch nicht verstanden und wollte es sich gerade wiederholen lassen, als der Mönch zum erstenmal den Mund aufthat und, auf ein Holzkirchlein weisend, welches man hinter einer Steinmauer erblickte, sagte: „Nun sind wir da.“ Die letzte Anhöhe war ein wenig steil, darum bezwang Lucy ihre Neugier.

Sichlea ist eine Strafkolonie der Mönche. Arm-

felige, kleine Holzhäuschen, hinter denen sich unmittelbar ein steiler Berg mit Tannen erhebt, liegen auf einem Plateau um eine kleine, ebenso armselige Holzkirche herum. Nur das Quellwasser ist hier so reichlich, wie im Thal, und hoch steht das Melissenkraut; kein üppiges Gras mehr zur Weide, kein Obstbaum, keine Blumen mehr zur Bienenzucht, nichts! Selbst Lucy fühlte sich trotz des schönen Ausblicks beengt, bis sie aus einer niederen, erdgebauten Hütte zwei elegante Herren heraus-treten sah.

Dieselben blieben wie starr stehen, als sie Frau Lucy Virianu zu Pferde erblickten.

„Diese Ueberraschung, Sie hier und in dieser reizenden Position!“ sagte der eine und setzte seinen Kneifer auf.

„Sie unverschämter Mensch,“ rief Lucy belustigt, „nehmen Sie Ihren Kneifer ab, Herr Orbescu, wenn Sie nicht wollen, daß ich mich zu Tode schäme!“

„Das will ich ja gerade!“

In diesem Augenblicke bogen auch die Anderen um die Steinmauer herum. Als Zoe die beiden Fremden sah und das laute Lachen und Lucy's Hin- und Herreden hörte, machte sie Halt, wandte sich ganz empört an Herrn Matassi und sagte: „Ich kehre um, ich will nicht überall von solchen Affen gestört werden!“

Auch Matassi, welcher die beiden Männer von Bukarest her flüchtig kannte, verwünschte sie in seinem Herzen; sie hätten einen auch in einer weniger großartigen Gegend stören müssen. Aber zu ändern war nichts, augenscheinlich



hatten sie ebenso viel Recht dortzubleiben, als andere Reisende.

„Hoffentlich sind sie schon beim Ausbruch,“ meinte er daher, „und stören uns nicht zu lange.“

„Lucy wird sich so freuen, Bekannte gefunden zu haben, daß sie sie nicht schnell loslassen wird,“ entgegnete Zoe ungetröstet. „Ich will wenigstens hier vom Pferde steigen, damit ich mich vor den Fremden nicht so zu zeigen brauche!“

Ehe sie heruntergleiten konnte, nahm Matassi sie in seinen Arm und setzte sie auf den Weg. Er fing schon an, sich mit den Fremden auszuföhnen, nun da sie ihm dies eingetragen.

„Was solche Menschen wohl in unserem Gebirge zu suchen haben?“ fuhr Zoe fort, „die sollten nur nach der Schweiz reisen.“

Schließlich ertrug Zoe mit leidlicher Grazie die Vorstellung; sie drang nur in ihren Vater, daß sie möglichst bald den Gang zu dem Aussichtspunkt, von dem die Herren eben zurückkamen, antreten möchten.

„Lucy, Dich wird das zu sehr ermüden, bleib' Du nur hier,“ sagte sie zu ihrer Freundin. Dadurch wurde aber Lucy's Ehrgeiz gereizt, und sie schloß sich den Aufbrechenden an, obgleich sie an sich vorgezogen hätte, unten zu bleiben. Auch Jean machte sich infolge davon auf, und die beiden Fremden sahen sie in den Tannen verschwinden.

„Ich warte ab, bis sie wiederkommen,“ meinte Orbesco, der Jüngere der Beiden. „Sie sieht famos aus! Wer war die Mutter?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Andere gleichmüthig.

„Was? Du, der lebende Almanach Rumäniens! Du weißt nicht, wen Tojtescu zur Frau hatte?“

„Weil es Keiner weiß!“

„Wie?“

„Alexander Tojtescu's Tochter, von unbekannter Mutter — heißt es im Kirchenbuch unserer Kapelle zu Paris,“ sagte der Andere nachlässig.

„Woher weißt Du das?“

„Durch Zufall; ich stöberte mal darin herum, weil ich eine Waffe gegen den alten Scheinheiligen haben wollte. Nachher legten wir unsere Differenz bei und ich gab die Nachforschungen auf.“

„Das ist herrlich, was ich da erfahre! Einem adoptirten Kinde muß er mehr Mitgift geben, damit man sie nimmt.“

Scholly, der ältere, zuckte mit den Schultern: „Du kriegst sie doch nicht!“

„Warum nicht?“

„Der Alte weiß, daß Du ruinirt bist. Außerdem, nimm Dich in Acht, der Alte ist nicht alt und wird noch heirathen, ist er die Tochter erst los.“

„Das ist ja gleichgültig, wenn man die Mitgift hat! Die Kleine gefällt mir nämlich außerordentlich.“

„Setz' Du Dir das nicht in den Kopf! Siehst Du nicht, daß Matassi sie schon umgirt?“

„Den stech' ich aus. Des Mädchens Augen sind nicht für Matassi gemacht. Ich wette, daß ich sie kriege!“

„Ich wette, nein!“

„Gut! Giebst Du mir ein halb Jahr Zeit?“

„Auch ein ganzes!“

„Abgemacht! Ein bekannter Leichtsinn, wie ich, hat viel vor einem anderen Manne voraus. Er ist ein Besserungsobjekt, das zieht die Frauen an. Außerdem schmeichelt es ihnen, einen Mann mit so schlechtem Ruf zu bekommen.“

Scholly zuckte die Achseln. „Dazu also sind wir in's Gebirge gegangen! Nun komm' aber weiter!“

„Wo denkst Du hin! Ich werde die ganze Romantik der Situation gleich ausnutzen — so leicht wird mir's nicht so bald wieder gemacht.“

„Du kannst aber nicht verlangen, daß ich Dir zur Seite stehe, besonders da ich morgen in Piatra zu thun habe. Laß die Mädchenjagd doch bis zum Winter!“

„Gehe Du nur allein weiter!“

„Dann guten Erfolg!“

Damit schwang Scholly sich auf sein Pferd und ritt mit dem ihn geleitenden Mönch von dannen.

---

## II.

Ein Sommertag ist lang, zumal, wenn man ihn mit sich allein zubringen soll und zu den Menschen gehört, die nur Gedanken haben, wenn sie mit anderen sind.

Costica Orbescu versuchte alle ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel gegen die Langeweile. Er aß etwas aus seinem Reisefacke, er mischte die Karten, legte eine Patience, rauchte drei Cigarretten hintereinander, dann nahm er seine Unterhaltung mit den Mönchen wieder

auf. Da er auf Sicilea übernachtet, hatte er sich schon in der Frühe von all' den Ungerechtigkeiten des Starißen erzählen lassen, durch welche die Unschuldigen dorthin verbannt worden waren. Keiner hatte nach der eigenen Ansicht etwas Strafbares gethan, aber einige wahrhaft konfiszirte Gesichter waren dort, und Costica entlockte durch liebenswürdigen Humor Ein' und dem Andern das Geständniß, daß er gern einmal einen Schluck zuviel tränke. Harmlose Sünden hatten sie alle nur auf dem Gewissen, aber Naturmenschen erscheinen auch leicht alle Sünden harmlos. Costica verleugnete darin, trotz seiner französischen Erziehung, seinen rumänischen Ursprung nicht. In seinem Auftreten lag immer etwas, das allen seinen Streichen einen kindlichen Anflug gab, seinen Unverstand entschuldigte. Aus demselben Zug seiner Natur entsprang die Fähigkeit, sich ein paar Stunden lang von ganzem Herzen am Geschwätz der einfältigen Mönche zu erfreuen. Er war ein Mann, der von seiner Umgebung und seinen Lebensumständen mehr als Andere abhing; wäre er nie in Versuchung geführt worden, so hätte er nie an etwas Böses gedacht; jedoch auch nur Einer Versuchung zu widerstehen, vermochte er nicht. Man brauchte nicht seine Mutter zu sein, um leicht und viele Entschuldigungen für ihn zu finden; doch wies sein Leben schon Facten auf, die nur sie entschuldigen konnte. Direkt übervorthelt hatte er Niemanden, aber manches seiner Witzworte hatte ihm, wenn er gerade in Geldnoth war, als Erpressungsmittel gedient. In Geldnoth war er häufig. Sein eigenes und seiner Mutter Vermögen hatte er schon in Paris durchgebracht; die Mutter lebte

von der kleinen Rente, welche ein Bruder ihr monatlich zahlte; Costica bezog immer irgend ein kleines Gehalt; augenblicklich war er Richter und wechselte seine politischen Gesinnungen mit den Ministerien. Nebenbei spielte er mit Glück Karten und hatte noch manche andere Hülfsmittel. Er war dabei nicht unaufrichtig, denn seine innerste Gesinnung war Gesinnungslosigkeit. Er lebte nur im Heute, glaubte an kein Morgen und verleugnete immer das Gestern. Daraus machte er kein Hehl, und es lag entschieden am übertrieben guten Willen der Anderen, wenn Einer noch eine gute Meinung von ihm hatte und an Tiefe in ihm glaubte: er selbst that nichts dazu. Aber er war ein liebenswürdiger Gesellschafter und lustiger Kamerad, so gutmüthig, daß man schwer glauben konnte, er hätte kein gutes Herz.

Seine Erscheinung war angenehm, die schlanke Figur hatte etwas Nachlässiges, das jedoch durch die elegante Toilette, deren er sich immer befleißigte, gemildert wurde; dazu ein schmales Gesicht, dessen hellbrauner Bart am Kinn ausgerasirt war, eine lange, gebogene Nase, braune Augen unter vollen Brauen. Man sah ihm die dreißig Jahre, welche er schon zählte, nicht an; vielleicht wegen der knabenhaften Schlankheit und des nachlässigen Gebahrens.

Nachdem Costica sich genugsam mit den Mönchen abgegeben, legte er sich unter einen großen Schirm in's Gras, trotz der glühenden Mittagssonne. Er hatte einen Band Mussét'scher Gedichte in seinem Reisefack, aber er las nur Anderen gern.

„Sie bleiben gar zu lange aus, und doch zwinkerte

mir die kleine Virianu so zu, daß ich gewettet hätte, sie käme bald zurück. Es ist doch ein Glück übrigens, daß meine Mutter eine so zuverlässige Frau ist. Weiß Gott, es ist das erste Mal, daß ich den Nutzen der sogenannten Ehrlichkeit einsehe. Sonst könnte sie sich plötzlich als die Mutter von Toffescus Tochter entpuppen. Eine Schwiegermutter zu haben, die infognito in der Welt herumläuft — —“ damit schloß Costica aber schon ein.

Der Sommertag war lang, auch für die Reisenden, welche der dichte Wald und der kühle Höhenwind nicht vor der Hitze schützen konnte. Aber der Weg war wunderschön. Eng, wie im Urwald, wand er sich zwischen den Stämmen durch. Hier war noch nie die Art des Menschen eingedrungen; wenn ihre Zeit gekommen, stürzten die Bäume von selbst um, oder des Himmels Strahl traf und versengte sie. In sich selbst sich vernichtend und wieder vermehrend waltete hier die Natur. Wo man von einer Höhe zur anderen durch einen Thaleinschnitt gelangte, lag plötzlich der Riese des Gebirges in seiner kahlen Felsnacktheit da, und nicht viel weiter, nach der anderen Seite hin, war der Stein des Coroi, das Endziel des Waldganges. Ein wogendes Meer von Waldungen lag dort unter dem Auge; so weit man blickte, nur Wald, bald tiefer, bald höher, wie die Wellen des Oceans.

Der Spaziergang hatte über zwei Stunden gedauert, und wenn sie Zoe auch wie ein Augenblick vergangen waren, so hatte Lucy diesmal nicht übertrieben, wenn sie meinte, sie könne nicht weiter. Wo wäre auch schöner rasten gewesen, zumal da der schwarzäugige Junge,

welcher Zoe's Pferd in der Frühe geführt hatte, einen Korb mit Eßwaaren ihnen nachgetragen, Toffescu, dem wirklich bange war, die Hitze könnte den nicht an die frische Luft Gewöhnten schaden, schlug vor, daß man hier einige Stunden bliebe, erst gegen Abend zum Klösterchen zurückkehre und dort die Nacht über bimafire. Für Lucy erschien immer nur die gegenwärtige Schwierigkeit wichtig, dagegen die Aussicht auf eine zweite schlaflose Nacht — so lange es Tag war — leicht, obgleich sie, hauptsächlich ihres Teints wegen, sehr auf ihre Ruhe hielt. Sie bat nur, daß man ihr jetzt im Walde aus Tüchern und Decken ein Lager bereite, da sie schlafen wolle.

Zoe wurde nur durch ihres Vaters Blick im Zaum gehalten, sonst hätte sie ihrer Empörung, daß man in so herrlicher Natur nur an Schlaf dächte, anders als durch Achselzucken und Gesichterschneiden Ausdruck gegeben. Kaum war aber Lucy hingebettet, so zupfte Zoe Demeter am Ärmel und raunte ihm zu: „Jetzt wollen wir frisches Wasser suchen und Erdbeeren!“

Sowie Zoe den Blicken der Lagernden entrückt war, stellte sie sich stramm vor Demeter hin und sagte:

„Ich will garnichts Scharfes reden, nur sagen Sie selbst, ob es erträglich ist? Als Mädchen war Lucy ganz vernünftig; wenn man als Frau so wird, dann danke ich für's Heirathen!“

Sie sagte das so ernsthaft, daß Demeter doppelten Grund zum Lachen hatte.

„Fräulein Toffescu,“ entgegnete er, „kümmern Sie sich doch garnicht um die Virianu's!“

„Aber ich muß ja; wir können sie doch nicht mehr los werden! Ich hatte es Papa vorher gesagt! Auf Ihre Gesellschaft, Herr Matassi, habe ich mich sehr gefreut, ich wollte gern, daß wir drei ohne Virianu's reisten.“

„Woher konnten Sie denn wissen, daß ich ein angenehmerer Reisegefährte bin?“

„Erstens sind Sie keine Frau, und zweitens sind Sie ein ganzer Mann, so einer, der Alles sieht, auf Alles achtet und nicht an sich denkt.“

„Da haben Sie ja eine sehr gute Meinung von mir,“ sagte er, und das rothe Blut stieg ihm langsam bis in die Stirn.

Sie ging jetzt schneller weiter, nahm ihren Strohhut über den Arm und kaute an einem Blatte, das sie unterwegs abgerupft.

„Darf ich Ihnen auch meine Meinung über Sie sagen?“

In Demeter's Frage, in dem Ausdruck seines Gesichts lag eine ganze Welt voll Liebe.

Jedes Mädchen hat einen instinktiven Schauer vor einer Liebeserklärung und sucht sie um jeden Preis zu vermeiden. Zoe wurde verlegen, aber sie bezwang sich schnell und sagte lachend:

„Ich weiß, daß Sie mir eine Menge angenehmer Dinge sagen würden, das thun die Männer immer: daß ich ein Engel bin, und Aehnliches.“

„Das höchste Lob würde ich nur aussprechen können, wenn ich sagte: eine Frau! Denn Frau ist mehr als Engel.“



„Ich hasse aber nichts so, als wenn Männer in der Frau immer nur die Frau sehen und nicht den Menschen!“ entgegnete sie heftig und stürmte weiter.

Er schwieg zuerst, dann sagte er mit einer Stimme, deren Ruhe merkwürdig gegen Zoe's Erregung abstach: „Da haben Sie sehr Unrecht, und doppeltes Unrecht, wenn Sie das mir antworten. Die Frau, die ich in Ihnen sehe, schließt den ganzen Menschen in sich und ist nur mehr, um das mehr, was Sie zur Herrin des Mannes macht.“

„Herrin ist auch nur Femininum von Herr, beweist also nichts!“

Demeter machte den Fehler, Zoe's Aussprüche immer für tief zu halten; er prüfte deren Richtigkeit und nahm sie nicht als reine Wortspiele hin, was sie meistens waren.

Zoe aber, als richtiges Mädchen, verachtete leise den Mann, welcher sie überschätzte, welcher sie nicht im Wort beherrschte.

Dabei waren sie ein gutes Stück thalwärts gegangen, denn Zoe lief in der Erregung, in welche sie sich künstlich versetzt hatte, immer schneller und schneller. Demeter hielt plötzlich an und sagte: „Wir werden die Richtung verlieren und nicht zurückfinden!“

Zoe stand auch still und lachte ihn an. Dann wandten sie um.

„Wir haben uns förmlich gezanft, ohne viel Worte zu verlieren,“ meinte sie.

Er lächelte trübe und erwiderte nichts. Ihm hatte es tief in's Herz geschnitten, und im Waldesrauschen hörte er jetzt einen melancholischen Rhythmus. In seinem

Schweigen aber fühlte Zoe die Ueberlegenheit, welche sie von ihm verlangte. „Wer weiß, was er jetzt Schlechtes von mir denkt,“ sagte sie sich.

„Herr Mataffi, Sie können wohl eigentlich garnicht einem jungen Mädchen den Hof machen?“ begann sie nun.

„Ich glaube, doch; aber es kommt dann nur darauf an, daß ich mir nichts aus ihr mache,“ erwiderte er, halb noch in seine Wehmuth versunken.

Sie sah ihn an; sie hatte ein lebhaftes Auge, und jede Formschönheit berührte sie angenehm: er sah sehr edel aus, wie er so mit halbverschleierte Augen in das Waldesdunkel blickte. Die gerade Nase war fein und der braune, volle Bart wellig. Sie wußte, daß sie ihn gekränkt hatte, daß er sie liebte, und mit einem leisen, wunderbaren Schauer fühlte sie, während sie ihn anschaute, daß er einmal ihr Herr werden würde. Aber ihre ganze Mädchenhaftigkeit empörte sich dagegen, von seiner Schönheit gebannt zu sein; sie umschlang eine Tanne, die rechts am Wege stand, und erwiderte:

„Das ist sehr originell gesagt, Sie erlauben mir aber, daran zu zweifeln?“

„Ich habe weder etwas zu erlauben noch zu verbieten,“ sagte er ruhig und ging weiter, obgleich sie still stand.

„Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick ruhen, ich steige nicht gern so schnell.“ —

Er hielt an und sah ihr zu, wie sie Moos von dem Tannenstamm löste. Sie merkte es und fühlte sich plötzlich sehr verlegen, und ihre niedliche Hand, die kein

Sonnenbrand hätte bräunen können, zitterte, als sie sich beobachtet sah. Ihr ging immer noch durch den Sinn, daß er doch einmal ihr Herr werden würde, und es ward ihr immer weniger empörend, aber immer schauriger, und schließlich, wie er kein Wort sprach, ließ sie sich auf die Erde hinunter und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Sie sind ermüdet?“ fragte er mit leiser Stimme und trat einen Schritt näher. „Wir müssen aber weiter, der Himmel hat sich bewölkt, wir bekommen ein Gewitter. Darf ich Sie stützen?“

Sie nahm die Hände vom Gesicht und lachte.

„Ich und müde? Ich bin nie müde — aber ich mag nicht, daß Sie böse auf mich sind!“

Er war ganz nah an sie herangetreten, das sonderbare Gemisch von Kind und Frau machte sie so unwiderstehlich.

„Ich Ihnen böse? Ich wünschte, ich könnte es sein.“

„Warum? Ich verdiene es wirklich nicht, ich bin nicht schlecht!“ und sie sah ihn groß an.

„Ich weiß nicht, ob Sie gut oder böse sind — ich weiß nur, daß ich Sie liebe.“ Dabei erfaßte er ihre Hand. „Ich will von Ihnen noch nicht die Erlaubniß dazu haben, Sie sollen nur wissen, daß ich Ihnen gehöre! Verzeihen Sie mir, oder besser, vergessen Sie meine Worte! — Jetzt aber müssen wir eilen, sonst überholt uns das Gewitter.“

Er legte ihren Arm auf den seinen und schaute auf sie hinab mit glückstrahlender Freude über ihr blondes

Haupt. Sie war dunkelroth geworden, aber auch ihre Augen glänzten, als sie beide durch den Wald die Anhöhe hinauf eilten.

„Wir werden am Ende doch noch naß werden, ehe wir die Anderen erreichen, und schließlich, da es doch kein Obdach giebt, ist der Unterschied ja nicht groß, wo im Regen wir stehen,“ sagte sie, zu ihm hinauffschauend.

„Jetzt ist Alles gleichgültig,“ erwiderte er. Sie verstand, was er meinte, und lächelte.

„Haben Sie Angst vor dem Gewitter?“ fuhr er fort.

Sie schüttelte den Kopf, dann sagte sie aber: „Doch, ein klein wenig, wenn es sehr stark donnert.“

Weiter sprachen sie nichts. In zehn Minuten langten sie auf der Spitze an, wo die Hitze durch einen starken, kühlen Wind unterdeß vertrieben worden war. Lucy schlief, Jean saß neben ihr und bewachte sie, Toffescu stand einige Schritte davon, an einen Baum gelehnt, rauchte ruhig und freute sich des wilden Wolken-schauspiels. Er wandte sich freundlich an Zoe, welche seine Hand ergriff und an ihre Lippen führte; warum? wußte sie selbst nicht recht.

„Es zieht vorüber, wir bekommen keinen Tropfen Regen,“ sagte der wetterkundige Mann.

„Mein Vater weiß doch Alles,“ entgegnete Zoe. „Wir haben uns so geängstigt, naß zu werden, aber so sehr,“ setzte sie hinzu, Demeter anlachend, „daß wir in unserer Angst lauter Unsinn geschwaßt haben.“

Diese Worte verletzten Demeter; er nahm einen Scherz über Dinge, die ihm heilig waren, sehr schwer.

aus ihrem Munde zerschneidet es ihm förmlich das Herz. Er war eben noch trunken vor Glück gewesen, jetzt hatte sie ihn ernüchtert und seine inneren Saiten verstimmt.

### III.

Costica Drbescu saß an einem der großen Tische aus rohem Holz, die auf dem spärlich mit Gras bewachsenen Fleck um die Kirche von Sichelea stehen und die von ebensolchen ungehobelten Bänken umgeben sind; Lucy, die aus den Tannen hervortrat, rief ihm munter zu: „Was machen Sie denn da? Spielen Sie allein Karten?“ Sie hatte während der letzten Stunde kaum ein Wort gesprochen und sich matt auf ihres Mannes Arm gestützt, Drbescu's Anblick aber elektrisirte sie förmlich.

Costica stand nicht auf, sondern spielte ruhig weiter. „Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht entgegen gehen,“ antwortete er, „man hat Verpflichtungen gegen seinen Gegner, zumal wenn man ihm eben eine Partie abgewonnen, wie ich dem meinen.“

„Das nenne ich aber erfinderisch! Mit sich selbst Biquet spielen!“

„Pardon, die rechte Hand spielt mit der linken!“

Costica ließ sich nicht stören, ehe er die Partie beendete.

„Auf welcher Seite sind Sie denn? Auf der rechten oder der linken?“

„Ich? Ich bin der Zuschauer, ich kritisiere das Spiel der Beiden objectiv.“

Zoe, die auch an den Tisch getreten war, konnte trotz des Vorurtheils, welches sie noch immer gegen den Störenfried hatte, nicht umhin, über ihn zu lachen; „Sie widersprechen sich aber,“ meinte sie, „eben redeten Sie von Ihrem Gegner.“

„Nur um den Damen Gelegenheit zu geben, mich zu verbessern.“

„Sehr gütig,“ sagte Zoe, „aber ich glaube nicht, daß wir Ihr Entgegenkommen dazu nöthig haben.“

„Jedenfalls können Sie die freundliche Absicht nicht mißdeuten!“ Damit wandte er sich wieder ausschließlich Lucy zu.

Der Abend war hereingebrochen, und der ihm eigene Friede legte sich auf die Natur. Alles schien leise zu verflingen, die Luft verlor ihre belebende Frische, dafür verklärte die selige Ruhe des Ueberwundenhabens Alles. Während die Damen mit Orbescu plauderten und Jean sich vergebens nach einem bequemen Nachtlager umsah, ging Toffescu mit Demeter auf der kleinen Wiesenfläche jenseits des Gehöftes auf und ab.

Toffescu hatte selbst das Gespräch auf Zoe gebracht. „Ich habe sie anders erzogen, als die Mädchen bei uns zu Lande erzogen werden, viel freier. Sie hat viel gelesen, sie hat oft an unseren ernstern Gesprächen theilgenommen. Ich wollte, sie sollte sehend ins Leben treten und womöglich sogar ihren Roman vor der Ehe durchmachen! Doch das sind eigene Gespräche, während diese still versinkende Sonne uns ihre letzten Strahlen über die Bergriesen sendet, und die kleinen, erbärmlichen Mönchshäuser uns umgeben!“

„Und doch ist es die scheidende Sonne, die Bergänglichkeit, die tiefe Lehre, welche in der Einsiedlerklausen liegt, die unserem Gespräch die Färbung giebt. Nur unter diesem Eindruck wage ich Ihnen zu gestehen, daß ich um Ihrer Tochter Herz werbe. Ich weiß, daß Fräulein Toffescu Viele kennen lernen soll, ehe sie ihre Wahl trifft; ich wage kaum zu hoffen, und doch setze ich mein Leben daran, ihre Liebe zu gewinnen.“

„Ihnen würde ich sie lieber geben als jedem Anderen,“ entgegnete Toffescu warm, „die Entscheidung liegt aber in Zoe's Hand, und Ihnen ertheile ich den väterlichen Rath, beschleunigen Sie dieselbe nicht!“

Dabei schaute er über den Zaun, wo Zoe mit schlecht verhehltem Vergnügen Costica's drolligen Erzählungen lauschte. Ihre Augen gaben Toffescu förmlich einen Stich durch's Herz. Demeter meinte, Zoe hörte aus Höflichkeit dem faden Geschwätz zu, das sie langweilen mußte — er überschätzte sie eben immer.

Toffescu seufzte und sagte: „Wenn man ein Schiff festüchtig gemacht, dann hat man Alles gethan, was man thun kann! Ließe man es immer auf dem Trocknen, wäre es allerdings am sichersten geborgen; aber ein Schiff ist da, um in's hohe Meer zu gehen; und wenn die Stürme heulen, dann muß sich der Baumeister damit trösten, daß er es festüchtig gemacht hat!“

Damit gingen die Herren auf die Gruppe zu, welche noch immer um den großen Holztisch saß.

Costica redete unverdrossen fort: „Es giebt vielerlei Sagen vom Stein des Coroi, gnädige Frau; Sie haben nur zu befehlen, welche Sie wollen: die mit Einem

Todten, die mit zweien oder die entsetzlichste mit 26 Leichen, welche sich gegenseitig verzehrten, darunter 7 ungeborene Kinder.“

Zoe schüttelte sich vor Lachen; nicht der Unsinn, sondern die Art, wie er ihn vortrug, wirkte unwiderstehlich. Und doch hätte sie lieber nicht gelacht, ihre Eigenliebe war verletzt, Orbescu that, als wäre sie gar nicht vorhanden. Warf sie ein Wort dazwischen, überhörte er es scheinbar. Auch hatte sie sich immer für klug gehalten, diesem fertigen Manne gegenüber erschien sie aber fast dumm, sie wußte nie etwas Besonderes zu sagen.

Außerdem, als sie aus den Tannen getreten und ihn dort noch gefunden hatte, war ihr der Gedanke durch den Sinn gezogen, ihretwegen wäre er zurückgeblieben! Sie war nicht arrogant, aber es ziehen Einem mancherlei Gedanken durch den Kopf, und sie hatte den Nacken stolz zurückgeworfen und gedacht: „Ich will ihm zeigen, daß ich kein Mädchen bin, wie die, an welche er gewöhnt ist!“ Nun schämte sie sich vor ihren eigenen Gedanken; sie hatte nicht nöthig, ihm das zu zeigen, denn er beachtete sie garnicht. Selbst Lucy war geistreich geworden und machte ganz drollige Wortspiele! Zoe war aber schließlich zu sehr Kind, um nicht über jeden Spaß zu lachen, manchmal so stark, daß sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte und es auf den Tisch legte, der dann förmlich erzitterte.

Als eine Art Abendessen aufgetragen wurde, nahm der Scherz zu. Costica stellte alle Speisen auf eine Ecke des Tisches, gab ihnen besondere Namen, streifte



die Rockärmel in die Höhe, band ein Taschentuch als Schürze vor und verabsolgte nur dem etwas, der einen Reim auf die geforderte Speise machte. Toffescu ging auf Alles ein, um nicht Spielverderber zu sein; aber seine Augen schweiften über die dunkle Waldhöhe, die hinter ihnen aufstieg, über den Himmel, der des Mondes harrte, und das kleine Kirchlein mit dem schiefen Kreuz. Dabei war ihm, als müßte er all' diese um Verzeihung bitten.

„Doch das Alter muß milde sein!“ sagte er sich selbst.

„Wenn der Mond aufgeht, sinken wir wie Feueranbeter in die Knie und recitiren eine selbstgemachte Ode!“ schlug Costica vor.

„Ich kann nicht dichten!“ entgegnete Zoe.

„Dann müssen Sie früher in's Haus.“

Die Mönche, die hier in Sichelea alle bejahrt sind, hielten sich in einiger Entfernung von ihren Gästen, und da sie, wie echte Rumänen, dem Scherz sehr zugänglich waren, belustigten sie sich an Costica's Manipulationen, obgleich sie von der französisch geführten Unterhaltung nichts verstanden.

Der Mond wollte aber nicht erscheinen, einige dicke Wolken verdeckten ihn noch, und wenn auch Costica meinte, man müßte ihn auf jeden Fall abwarten, so stimmte doch nur Zoe ihm diesmal bei; selbst Lucy zog vor, zur Ruhe zu gehen. Die kleine erdgebauete Hütte, welche der Priester bewohnte, war den Gästen eingeräumt worden; Costica schleppte alle Kissen und Polster aus ihr heraus und bat, daß man sich seinen Ein-

richtungen unterwürfe. Dann rückte er die Holzbänke von der Wand ab, machte aus seinem Reiseplaid und denen der Anderen zwei Lager zurecht und schwor nun hoch und theuer, die beiden Damen würden wie in Abraham's Schooß ruhen. Für die Männer standen noch einige Bänke in dem Vorraum. Eines der mitgebrachten Lichter wurde angezündet und in einer Flasche auf den kleinen Ofen gesetzt. Es erleuchtete das Muttergottesbild, welches in seinem Goldfädenschmuck von der Wand herabblickte; sonst war das niedrige Zimmer mit den geweißten Wänden kahl. Die Fenster desselben hatten kaum einen Fuß Länge und einen halben Fuß Breite; die Luft war daher drückend in dem kleinen Raum.

„Schläft keiner draußen auf dem Rasen?“ fragte Zoe ihren Vater.

„Nein, Kind, der Thau ist viel zu stark, und die Nacht wird kühl, ich kann es Dir nicht erlauben.“

Zoe ging widerwillig in die Hütte. „Wenn es draußen so schön ist, sich hier hinein zu verkriechen!“ murrte sie.

Costica hörte es. „Wenn Ihnen die Nacht zu lang wird und Sie allein sich fürchten, steh' ich ganz zu Ihrer Disposition. Ich schlafe zwar wie ein Murmelthier, aber wenn Sie mich am Kermel ziehen, bin ich gleich wach!“

„Sie sind sehr freundlich,“ erwiderte sie dankbar.

Ob ihr die Nacht lang wurde! Die Hitze in dem Stübchen war, da die Thür zum Vorraum geschlossen, ganz erstickend, und wenn sie auch endlich etwas eingeschlummert, wachte sie doch bald auf, weil ihr der siegreiche

Mond in's Gesicht fiel. Sie konnte nie ein Auge schließen, so oft er in's Zimmer schien, sei es auch nur durch eine kleine Gardinenspalte; das war schon die Verzweiflung ihrer Erzieherinnen gewesen.

Lucy schlief fest, wie meistens die sogenannten ätherischen Naturen, obgleich die Bank hart und das Stübchen nicht ohne verschiedentliche Einwohner war.

Zoe aber saß aufrecht und hätte weinen mögen, daß sie hier eingesperrt war. Doch wagte sie nicht, ihres Vaters Befehl zu übertreten.

Schließlich faßte sie sich dennoch ein Herz, die Thür öffnete sich geräuschlos, sie hüllte sich in ihren weiten Mantel — über den Kopf hatte sie ein Tuch geschlungen — und schlüpfte hinaus. Draußen setzte sie sich auf die Bank, welche im tiefsten Schatten der Kirche stand, so daß Keiner aus dem Hause sie sehen konnte. Nun hatte sie die kindliche Freude, ihren Willen durchgesetzt zu haben, und daneben auch den vollen Eindruck der Nacht. Erstere überwog fast.

Es war so still, daß sie selbst zu erstarren schien; unheimlich lange, schwarze Schatten warf der Wald; sie zitterte, wenn sie dieselben mit ängstlich gespanntem Auge zu ergründen suchte.

Einige Mönchsgestalten schienen sich dort hinten geräuschlos zu bewegen; die ganze Phantasie der Nacht erwachte in ihr. Mit der Zeit wurden diese Vorstellungen so stark, daß sie ihr alle Freude verdarben, und sie war im Begriff, doch wieder in's Haus zu gehen, als sie deutlich — diesmal irrte sie nicht — zwei Gestalten aus dem Dunkel der Hütte hervortreten und sich ihr

nähern sah. Zu gleicher Zeit war ihr, als vernähme sie Pferdegetrappel. Sie kroch also leise über die Bank hinüber, wand sich zwischen den Stämmen der Bäume durch, dann, so an zehn Schritt hinter der Bank, ließ sie sich auf die Erde nieder. Ihr Schreck war thöricht gewesen, denn sie erkannte bald in den beiden Gestalten Jean und Costica, welche auf dem hellen, freien Kirchplatz stillstanden, als horchten auch sie auf das Pferdegetrappel. Dann wandten sie sich der Bank zu, welche Zoe eben verlassen.

„Es sind wahrscheinlich Bauern,“ sagte Costica, „der Weg führt dicht unterhalb des Klosters vorbei, und hier geht aller Verkehr zu Pferde.“

„Wenn aber einige Strolche erfahren hätten, daß wir hier sind, und uns überfielen, wäre es recht unangenehm!“ meinte Jean.

„Wenn es Sie beruhigt, hole ich meine Pistole heraus,“ entgegnete Costica. „Wir können hier dann Schildwache stehen, damit den Damen nichts geschieht. Mir scheint es zwar unwahrscheinlich.“

Costica hatte die Ruhe des Muthigen, welcher den Feigen nicht einmal begreift. Als er zur Hütte zurückgekehrt, begann Zoe sich zu belustigen, sie sann nach, wodurch sie den allein zurückgebliebenen Jean in Schrecken setzen könnte, ohne sich zu verrathen. Doch ehe sie auch nur einen Stein gefunden, den sie Jean hätte in den Weg werfen können, kehrte Costica zurück.

„Ich habe in jeder Tasche eine Pistole, nun können wir den Ueberfall ruhig abwarten. In's Damenzimmer habe ich auch geschaut, mit Toffescu's Erlaubniß.“

„Was macht Toffescu?“

„Er liebt.“

„Und die Damen?“

„Sie schlafen wie die Ratten. Ich sah hinein, weil das Pferdegetrappel auch hätte bedeuten können, daß eine der Damen mit ihrem Herzallerliebsten durchgegangen! Verzeihen Sie, Virianu, aber das kann den gescheidtesten Männern geschehen! Sie schlafen aber, also träumen sie höchstens Verrath. — Es ist eine schöne Nacht, ein bißchen frisch!“ und er knöpfte sich den langen Ueberzieher am Halse zu. „Uebrigens ist Ihre Frau entzückend, Sie können von Glück sagen; die blauäugige Toffescu ist schon schwieriger. Ich bedaure Mataffi, in den sie augenscheinlich vernarrt ist, wenn er ihr nicht den Troß bricht.“

Dabei sah Costica sich wieder um, und Zoe ahnte, daß er ihre Abwesenheit aus der Stube bemerkt und Alles, was er sagte, so einrichtete, daß sie es hören sollte.

Diese Unverschämtheit lähmte sie förmlich, und sie beschloß, ihm nicht den Triumph zu machen, sich zu verrathen.

Jean, der von Costica's Perfidie keine Ahnung haben konnte, war, wie alle beschränkten Menschen, immer der Ansicht dessen, mit dem er gerade sprach:

„Ja, sie ist verwöhnt und hochnäsigt. Mataffi nimmt sie nur wegen ihrer Mitgift. Er bewarb sich im Frühling um eine Schwester meiner Frau, die gab ihm aber einen Korb.“

Zoe stand athemlos da.

„Wissen Sie etwas von der Geschichte mit der

Mutter? Wenn die wahr ist, beneide ich Matassi nicht."

"Ich weiß nichts davon," entgegnete Jean gähnend.

"Sie ist aber doch adoptirt?"

"Wie? War Toffescu nicht mit der Mutter verheirathet?"

"Das wissen Sie nicht? Ich hörte es kürzlich."

"Wie interessant!" meinte Jean.

Zoe aber hörte nichts mehr; sie stürmte durch den Wald bergab und achtete nicht darauf, wohin sie kam; nur fort wollte sie, um kein Wort mehr zu hören. Plötzlich sah sie sich auf der Landstraße, von der kürzlich das Pferdegetrappel hinauf geklungen. Da hielt sie an und verfolgte die Straße wieder bergauf, immer dicht an die Bäume gedrängt, denn sie zitterte vor ihren eigenen Schritten. Endlich langte sie am Klostereingang an, wo die den Gästen eingeräumte Hütte lag. Als sie in dieselbe einbiegen wollte, trat ihr Costica entgegen. Sie fuhr zusammen.

"Gehen Sie mir aus dem Wege, das rath' ich Ihnen!" zischte sie außer sich hervor, und die unheimlichen blauen Augen rollten wie irre. Dann verschwand sie in dem Stübchen.

Hatte Costica gewußt, was er that, als er vor ihren Kinderohren etwas erwähnte, das sie nicht verstehen konnte? Was er auch beabsichtigt hatte, es war ihm weit besser gelungen, als er es hätte glauben können.

Zoe war bis auf des Herzens Grund erschüttert; zum erstenmal im Leben empfand sie das, was das Mädchen zur Frau reift: den Zweifel. Zwischen ihr

und ihrem Vater, zwischen ihr und ihrer Kindheit, zwischen ihr und ihren eigensten Anschauungen stand er da und isolirte sie von der ganzen Welt. Das erste Leid in einem jungen Herzen hat die Fähigkeit, es ganz und gar umzugestalten. Zoe hätte sterben mögen in der schönen mond hellen Nacht, welche sie durch das Fensterchen der Hütte verbleichen und in den Tag übergehen sah, mit thränenlosen Augen, aber einem Brennen im Herzen und in der Kehle, als zerschneide jeder Athemzug ihr dieselbe. Was sie am meisten quälte, wußte sie nicht: ob die dunkle Ahnung einer Schande, ob der Haß gegen den fremden Verleumder.

---

IV.

Gegen Morgen war Zoe etwas eingeschlafen, und als Lucy sie weckte, im hellen Sonnenglanz, erschien Alles, was die Nacht gebracht hatte, viel bedeutungsloser. Es waren ja formlose Gestalten, welche sie geschreckt hatten, und das klare Licht wollte keine Gespenster dulden. Und doch! Nie kann etwas ungeschehen gemacht werden; ein Stich, der das Herz verwundet, kann zuheilen, aber das Herz ist nicht mehr intakt. Zoe hatte die Spuren der erregten Stunden umsonst zu vertilgen gesucht, ehe sie hinaustrat, um sich mit den an der Thür stehenden Herren, die sich alle in ein Kopfnicken von ihr zu theilen hatten, zum Gottesdienst zu begeben. Ihr Gesicht war heiß und geröthet; die Morgenkühle that ihren brennenden Augenhöhlen wohl, der Weihrauch der Kirche aber wurde ihr bald so unerträglich, daß sie den Gottes-

dienst verließ und sich vor die Thür in das thauschwere Gras setzte. Ihr Vater folgte ihr:

„Aber Zoe, willst Du Dir das Fieber holen! Wie kannst Du Dich in's nasse Gras setzen.“

Sie stand auf, ohne ein Wort zu erwidern, zuckte nur unmerklich mit den Schultern, als wollte sie entgegen: „Was liegt mir daran!“ Sie wagte es aber nicht auszusprechen, obgleich sie etwas gegen ihren Vater auf dem Herzen hatte.

Nach einigen Augenblicken wandte sie sich zu ihm und sagte:

„Papa, könnten wir uns nicht des Herrn Orbescu entledigen, er verdirbt mir den ganzen Ausflug.“

„Nein, mein Kind. Birianu's haben ihn aufgefordert, sich uns anzuschließen; ich konnte ihnen das nicht abschlagen. Du mußt Dich gewöhnen, auch mit unsympathischen Menschen zu verkehren.“

Costica hatte währenddem für Alle türkischen Kaffee gekocht, denn die armen Mönche hatten nicht genug für so viel Gäste; auch das mitgebrachte, nicht mehr ganz frische Brot hatte er geröstet.

Zoe weigerte sich, die von ihm bereiteten Genüsse anzurühren; sie aß getrocknete Feigen aus ihrem Reisefackel und drängte dann zum Aufbruch. Nach einigem Hin und Her war die genügende Anzahl von Pferden zur Stelle; Zoe ließ sich schnell auf ihren Braunen helfen und ritt davon, ohne sich nach den Anderen umzuschauen. Der Weg führte zuerst steil bergab, bis er in ein steinigtes Flußbett mündete.

Zoe war den Uebrigen ein Stück voraus, nur



Demeter in ihrer Nähe. Sie schwieg aber, ihr Mund wollte nicht lächeln, sondern der böse Unmuth legte sich immer mehr um ihn und die Stirn.

Demeter dachte an des Vaters Bitte und schwieg von dem, was ihm auf dem Herzen brannte, doch sah er sie beunruhigt an. Schließlich fürchtete er, physisches Unbehagen quäle sie, denn sie wurde bald bleich, bald roth, und er fragte:

„Wollen Sie nicht lieber einmal vom Pferde steigen? Reizen die Blumen Sie heute gar nicht?“

Sie lächelte.

„Nein, ich bin unglücklich. Sagen Sie mir etwas Freundliches, aber keine Redensart; ich möchte wissen, was Wahrheit ist.“

Sie hielt an und rupfte wieder Blätter von den Bäumen am Rande des Weges.

Wäre Demeter weniger unter ihrem Zauber gewesen und ein weniger argloses Herz, hätte er sehen müssen, daß ihre Worte dem Troß gegen einen Anderen entsprangen; er fühlte in ihnen aber nur ein Entgegenkommen von ihrer Seite.

Joe würde es in heiterer Stimmung gereizt haben, daß er sie nicht besser kannte, als sie sich selbst. Das verlangte sie von dem Manne, dem sie ihr Herz schenken würde. Sie beobachtete wieder Demeter, denn sie erinnerte sich des wohlthuenden Gefühls, welches sie gestern gehabt, als sie ihn angeschaut; sie wollte den lieben Schauer gern noch einmal heraufbeschwören. Aber er kam nicht, obgleich sie sich leise vorsagte: Er soll doch einmal dein Herr werden! Sie fand ihn wohl schön,

wie am vergangenen Tage, aber es lag eine zu große Milde auf seinen Zügen.

„Ich glaube, er ist zu schwach, er würde nie wagen, was ein Anderer wagt. Er hat sich vielleicht wirklich um Lucy's Schwester beworben!“ ging ihr plötzlich durch den Sinn.

In demselben Augenblick kam Costica herangeritten. Zoe setzte die Zähne auf einander und spornte ihr Pferd, das am Buschwerk knabberte, heftig an, um schnell davon zu traben.

Das Pferd wurde durch die Plötzlichkeit des Anspornens erschreckt, glitt aus, und um nun nicht zu fallen, warf es sich stark zurück und schleuderte seine Reiterin in's Gras, neben den Fluß, in dessen kaum bewässertem Steinbett der Weg entlang führte.

Zoe hatte sich schon ausgerichtet, als Costica sie berührte; er stützte sie trotzdem einen Augenblick und sagte: „Das war ich wirklich nicht werth!“ ehe noch Demeter, bleich vor Schreck, hinzukam.

Lucy that aus der Entfernung einen kleinen Schrei. Jean beeilte sich, sein Bedauern über den Unfall auszusprechen, was Zoe etwas unmuthig zurückwies.

Costica, der sich unterdeß mit den Pferden beschäftigt hatte, führte Zoe zu dem seinigen.

„Es wäre zu schade, wenn Sie sich den wunderschönen Nacken brächen,“ sagte er halblaut, frostigen, ironischen Tones.

Zoe sah ihn groß an.

„Ich nehme Ihr Pferd nicht!“

Toffescu aber trat hinzu und meinte etwas ärger-

lich: „Du thust gut, Herrn Orbescu's Vorschlag anzunehmen; seitdem wir unterwegs sind, ist immer irgend eine Havarie mit Deinem Pferde, ich sehe Dich ebenso oft unten wie oben!“

Zoe entgegnete nichts, obgleich ihr die Worte ungerecht und demüthigend erschienen.

„Sie sehen, ich muß!“ wandte sie sich an Costica, der unter dem Vorwande, er kenne sein Thier am besten, eine Zeitlang Zoe's Zügel führte.

Hin und wieder sah er zu ihr hinauf. Er war rasend verliebt in sie, seitdem sie ihn so heftig bedroht hatte; aber er durfte es sich nicht merken lassen. Die Frauen kannte er ja. Nach einer halben Stunde kehrte er darum zu seinem alten Platz an Lucy's Seite zurück.

Tossescu blieb neben seiner Tochter; sie wechselten hin und wieder einige Worte über die Scenerie. Zoe's Gedanken waren aber anderswo, auch schmerzte sie der Kopf so heftig, daß sie Alles nur wie durch einen Schleier sah und hörte.

Jean hatte sich an Demeter geheftet; so ging es fort bis zu dem tiefen Thaleinschnitt, an dessen breitestem Ende Agapia liegt. Hier sollte Halt gemacht werden.

Zoe erklärte, sie wäre müde, sie wolle sich schlafen legen; sie schien wie ausgetauscht seit gestern und war nicht wiederzuerkennen. Die Herren breiteten ihre Decken aus, und sie schloß gleich die Augen. Schlafen konnte sie aber nicht, denn die beängstigenden Gedanken ließen sich nicht vertreiben.

Costica langweilte sich nie, wenn er in Gesellschaft Anderer war, besonders nicht in derjenigen von Frauen.

Die kleine Lucy war ihm aber fast zu amüſant; wo ſollte das enden? Lucy kannte keine andere Unterhaltung mit Herren, als eine mit Pikanterien geſpickte. Jeder Mann hatte in ihren Augen Reiz, jeden verlohnte es ſich anzuziehen. Sie ſtand entweder gar nicht mit ihm, oder ſie ließ ſich von ihm den Hof machen; zudem glaubte ſie, daß man ſich viel leichter in ſie verliebte, als es wirklich der Fall war. Von keinem Ball, von keiner Soiree kehrte ſie heim, ohne ihrem Manne anzuvertrauen, dieſer oder jener hätte ihr den Hof gemacht. Er glaubte es immer getreulich, ſie that es ja auch, und dieſer Umſtand verlieh ihrem gemeinſamen Leben, das ſonſt, obgleich ſie kaum ein Jahr verheirathet waren, ein ſehr gelangweiltes hätte ſein müſſen, eine ſtete Abwechſelung und neue Anziehung.

Denn manchmal wurde Jean wirklich eifersüchtig, und dann hatte er mit Lucy eine Auseinanderſetzung. Manchmal redete Lucy ſich ein, auf Jean eifersüchtig zu ſein, und ſolche Scenen endeten dann in ſtürmiſchen Liebesbetheuerungen.

Kein wahres Gefühl gab es zwiſchen ihnen. Lucy hatte überhaupt keines, als das eines groben Egoismus; ſie ſchauspielerte Alles, aber ohne es zu wiſſen, ſie konnte gar nicht mehr außerhalb ihrer Rolle leben. Wo und wann ſie ihr Vorbild zuerſt geſehen, wußte ſie nicht, wahrſcheinlich in ihrer Mutter, die ſchon viele ihrer Züge, aber nicht in ſolcher Vollkommenheit, gezeigt hatte.

Sie waren lauter untadelige Frauen in der Familie; nie hatte ſich eine einen Fehltritt zu Schulden kommen laſſen. Sie nippten nur, wie Schmetterlinge, unaus-

gesetzt am Verbotenen; aber gerade weil sie so damit vertraut, hatte es den verlockenden Reiz verloren. Und den letzten Grund der Dinge waren sie überhaupt nicht gewohnt zu suchen. Auch zehrte das Salonleben ihnen die Kraft zu einer wahren Leidenschaft auf. Vor einer solchen sichert die Welt Damen ihre Oberflächlichkeit.

Lucy war sehr stolz auf ihre kleine Person, am meisten aber auf ihre Hände, welche wirklich eine Miniaturleistung der Natur waren. Vielleicht waren die Finger etwas zu kurz für Kenner, aber für solche zog sie ihre Handschuhe auch nicht aus und drehte sie so, daß die Nr. 5 der Innenseite sichtbar wurde, sondern nur für gewöhnliche Menschenkinder. Für diese rißte sie sich öfter einen kleinen Splitter unter den rothigen Nagel, der dann mit großer Schwierigkeit und unter kleinen Aufschreien entfernt wurde.

Jemand hatte ihr einmal gesagt, daß ihre Stimme am lieblichsten Klänge bei so unwillkürlich ausgestoßenen Tönen. Seitdem entfuhr sie ihr oft. Sie schämte sich nicht solch gemeiner Hülfsmittel, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Im Walde, während Zoe mit düsterem, hartem Gesichtsausdruck schlief, war Lucy gerade in glänzender Laune. Sie hatte die Herren alle für sich; auch Toffescu's ruhige Höflichkeit nahm sie für eine besondere Huldigung und ahnte nicht, daß die Gedanken Aller, mit Ausnahme ihres Gatten, sich um die blonde Schläferin drehten.

Lucy hielt Zoe für höchst ungefährlich, sie schien ihr nicht einmal hübsch, weil sie nichts aus sich zu

machen mußte, weil sie groß war, nichts Schmiegbares, Biegsames, Katzenartiges an sich hatte.

Frau Birianu streckte sich graziös unter die Bäume, und nachdem ein kleiner Imbiß verzehrt, hatte sie die entzückende Idee, sich von den vier Herren porträtiren zu lassen.

Die Herren gingen mit Begeisterung darauf ein, um Zoe möglichst große Ruhe zu verschaffen.

„Wie lange muß ich in dieser Stellung verharren?“ fragte Lucy.

„Mindestens eine halbe Stunde,“ entgegnete Costica, welcher eine sehr wichtigthuende Geschäftsmiene angenommen. Er verstand nicht einmal einen geraden Strich zu zeichnen; aber das wollte er erst nachher zur allgemeinen Erheiterung enthüllen, wenn er ihr Porträt, eine humoristische Beschreibung ihrer Persönlichkeit, vorlesen würde.

---

## V.

Agapia ist eins der wenigen Klöster der Moldau, dessen Bewohnerinnen der Mehrzahl nach vornehme Frauen sind, und das giebt ihm ein ganz eigenartiges Gepräge und eine Würde, welche den anderen Klöstern fehlt. Vornehme Frauen haben die Mittel, ihre Häuschen im Gehege des Klosters mit mehr Sorgfalt zu bauen, ihre Gärtchen schöner zu bepflanzen und sich Mägde zu halten, welche die Pfade zur Kirche säubern und die Scheiben stets blank putzen.

Zu dieser mehr äußerlichen Würde hatte das Kloster an innerlicher gewonnen seit dem Eintritt der Schwester Natalie, die so unscheinbar, so lautlos einherging und doch in den fünf Jahren, die seit dem Wintertage vergangen, an dem sie das Kloster betreten, der Trost und die Zuflucht so Vieler geworden war. Man hatte sie sogar gebeten, Staritza, Oberin des Klosters, zu werden; sie hatte aber mit fast nervöser Hast ein für allemal die Ehre abgelehnt.

So Viele sich aber auch an sie angeschlossen, so fremd waren ihr Alle geblieben, sie lebte ohne ein inneres Band mit ihnen.

Ihre Lebensgeschichte bot keine besonderen Punkte des Interesses dar; sie war aus reicher, allbekannter Familie, war einige Zeit in kinderloser Ehe vermählt gewesen und bald nach dem Tode ihres Gatten in's Kloster eingetreten.

Für sie war dies der natürliche Schluß eines rein innerlich geführten Lebens; sie hatte nie etwas von der Welt verlangt, nie etwas in ihr gefunden. Es war daher richtig, wenn sie dieselbe nun, da Andere nichts mehr von ihr verlangen konnten, ganz und gar mied. Sie war fremd durch's Leben gegangen; einmal nur hatte sie aus der Ferne das gesehen, was sie an dasselbe hätte binden können; aber es war entschwunden, ehe sie es erfaßt.

„Ich bin nicht unglücklich,“ hatte sie immer gesagt, wenn Zudringliche ihr die melancholischen Augen vorwarfen. „Ich möchte nur nicht, daß man sich mit mir beschäftigt!“

Man hatte sich meistens auch nicht mit ihr beschäftigt; die Wenigsten sind eben im Stande, eine so vornehme Frauenseele zu verstehen. Man sagte, sie wäre zu gut, und damit war es abgethan.

Ihr Mann, welcher den größten Theil ihres Vermögens vergeudet hatte, war infolge großer Kränklichkeit launisch gewesen. Sie war mit ihm in viele Bäder gereist, hatte sich quälen lassen, ohne je weiter darüber nachzudenken, ob er Recht dazu hätte oder nicht.

Außer schönen Augen und einer großen, sehr schlanken Gestalt hatte sie nichts Auffallendes an sich; sie war nie schön gewesen. Vielleicht hatte sie in ihrer Jugend neben ihrer blendend schönen Schwester unbedeutender ausgesehen, als sie wirklich war. Mit den Jahren wurde sie hübscher, und jetzt, wo sie fast vierzig sein mußte, machte sie in der Nonnentracht, die ihr bleiches Gesicht eng umschloß und die Augen mit den befiederten Wimpern hervorhob, einen weit jüngeren und überraschend schönen Eindruck. Für jene ältere Schwester besaß sie zwar immer noch eine warme Zuneigung, aber das Leben mochte die Beiden sehr getrennt haben. Natalie bekam selten Nachricht von der Fürstin Katharina Komara und sprach auch nie von ihr zu den KlosterSchwestern.

Als Natalie jung gewesen war, hatte sie mit Eifer und viel gelesen. Da sie die Jüngere war und nicht für hübsch galt, hatte man das in der Familie ganz passend gefunden, sie gewähren lassen, ja sogar zugeben, daß sie ein Jahr lang mit ihrer Gouvernante in Wien der sogenannten höheren Ausbildung lebte, als sie die Schuljahre schon überschritten. Aber Natalie



hatte nirgends das gefunden, was sie suchte: eine Weltanschauung, die sie befriedigen konnte. Der sie charakterisirende Zug war neben großer Strenge gegen sich, absolute Milde, die in Schwäche ausartete, gegen Andere. Sie hatte sich früh ein fertiges Urtheil über sich selbst gebildet: Ihr fehle die nöthige Willensenergie, darum eigne sie sich nicht für's praktische Leben und wolle auch nicht heirathen.

Dem Wunsche ihrer Mutter, welche es für eine Schande ansah, eine unverheirathete Tochter zu haben, hatte sie schließlich nicht widerstehen können. Darin, daß ihre Ehe eine unglückliche und kinderlose gewesen, hatte sie von Neuem einen Beweis gesehen, daß sie nur zu kontemplativem Sein geschaffen sei.

Ihr eindringendes Nachdenken bemächtigte sich naturgemäß zuerst der religiösen Streitfragen. Schließlich hatte ihr anfangs so fester Glaube den Zweifeln des Verstandes nicht widerstehen können, sie hatte der Lösung in der Natur nachgespürt, auch dort war ihr das Warum nicht aufgeklärt worden: Solange die Natur nur leblose Dinge hervorgebracht, hatte sie auch das Recht mit ihnen zu spielen, sie immer auf's Neue zu schaffen und zu vernichten — wozu aber hatte sie ihren Kindern Leben und Bewußtsein verliehen? Nur um dieses endlose grausame Spiel zu beleuchten?

Da Natalie nicht glauben wollte, daß der armen Menschheit Denken und Streben für die Naturkraft nicht mehr Werth habe, als das Ringeln eines Regenwurms, war sie zu dem Glauben an ein Leben nach dem

Tode, zur Unsterblichkeitslehre, zurückgekommen. Wie ein Leben im Jenseits sich gestalten könne, quälte sie nicht mehr; gestaltet nicht die Natur so viel uns Unverständliches? Quälen war überhaupt nicht das rechte Wort für ihr Streben, sie dachte um der Klarheit wegen, nach der sie rang, nicht für ihr persönliches Heil; sie persönlich wäre glücklich in dem Gedanken an ein völliges Vergehen gewesen.

In's Kloster ging sie, wie sie auf ihr Gut gezogen wäre, hätte ihr Mann es nicht schon verkauft. Sie fügte sich dessen Gewohnheiten an, wie sie sich den Anforderungen der großen Welt gefügt: genau und ohne Widerrede. Von der Weltbude hatte sie die peinliche Sorgfalt in der Kleidung beibehalten; sie pflegte ihre Hände, ließ ihre schönen, schwarzen Haare oft in wohlriechendem Kräuterwasser waschen, wie sie von Kindheit an gewohnt. Die zierliche Einrichtung ihres kleinen, einfachen Häuschens wurde von Vielen nachgeahmt, auch der kleine glasgedeckte Wintergarten. Um ihr Haus herum dufteten die Blumen den ganzen Sommer berauschend; sie war eine große Meisterin der Blumenzucht und hatte die Klosterfrauen Manches lehren können, obgleich die Pflege der Blumen eine alte, schöne Tradition der Nonnen ist.

Eigen war, daß Schwester Natalie keine einzige Feindin hatte, trotz ihrer großen Ueberlegenheit. Nein, Alle liebten sie, Alle suchten Trost und Hülfe in großen und kleinen Leiden bei ihr. So war es ihr von Jugend auf gegangen, und nie hatte Einer gefragt, ob sie nicht auch manchmal Trost und Hülfe brauchte.

Wenn sie diesen Gedanken je geäußert, hatten die Bekannten erwidert: „Ach, Du bist ja so gut, Du brauchst keine Stütze.“

Natalie hatte sich der Ehre, Stariza zu werden, wohl entziehen können, aber nicht der Pflicht der Archondariza, Vorsteherin der Fremdenaufnahme. Sie verstand etwas von Verwaltungssachen und sprach fremde Sprachen — es kam ja manchmal vor, daß Ausländer für eine Nacht das Obdach des Klosters verlangten. Ihr war der Verkehr mit Fremden nicht sehr angenehm, aber sie nahm auf ihre eigenen Wünsche nie Rücksicht.

In diesem Sommer — es war August — war der Verkehr ein reger gewesen, und Natalie brachte die Tage meistens in dem Theile des Klostergebäudes, welches zur Fremdenaufnahme bestimmt war, zu. Mehrere kühle Säle lagen hier, durch einen hellen Korridor von einander getrennt, im ersten Stock des großen Gebäudes, welches ein Viereck umschreibt, in dessen Mitte, wie in Secul, die Kirche steht. Von außen führt eine Treppe, deren Geländer zierlich geschnitzt, auf den Balkon, der vor dem Korridor liegt, und auf welchen die Fenster der Fremdenzimmer gehen. Dieser Balkon umzieht die ganze Innenseite des Gebäudes, auf ihn münden alle Treppen, denn drinnen im Hause gibt es keine Verbindung zwischen dem ersten Stockwerk und dem Erdgeschoß. Die Einrichtung der Säle ist eine orientalische; große Divane ziehen sich rings um die Wände der Zimmer, sonst keine Möbel, bis auf einen einzigen Tisch und ein paar Polsterstühle. Die meisten Mauern

schmücken Bilder von Metropolitcn, von Klöstern und Kirchen. Den Fußboden bilden weiße Dielen, welche so rein geschuert sind, daß man gern von ihnen essen würde; rumänische und türkische Teppiche liegen vor den Divanen; auf dem Tisch stehen aus Wolle gearbeitete Thiere, gleich den Teppichen eigenes Fabrikat des Klosters. Es kostet Mühe, die Zimmer stets sauber zu erhalten, und die dienenden Mägde nehmen oft Natalien's ganze Geduld in Anspruch.

Die Archondariza hatte eben eine größere Gesellschaft, unter der sich ein ausländischer Generalconsul befunden, verabschiedet. Der fremde Herr hatte Schwester Natalie eine größere Summe für die Armen des Klosters einhändigen wollen; sie aber rührte nie Geld an, und er-röthend hatte sie, leise abwehrend, eine andere Schwester herangerufen. So stand sie noch da in der Balkonthür, als Toffescu's Reisegesellschaft anlangte. Aus den beschränkten Mitteln des Klosters vornehme Reisende standesgemäß zu unterhalten, war oft schwer; Natalie that heimlich von dem Eigenen hinzu, aber auch das war erschöpft! Daran dachte sie gerade, wie Costica als erster die Treppe hinauffstieg; ihm folgte Jean; als sie die Nonne erblickten, lüfteten sie die Hüte, und Costica sagte halblaut französisch: „Donnerwetter, Virianu, die ist aber hübsch!“

Natalie richtete sich erschrocken auf, dann grüßte sie vornehm und sagte absichtlich französisch: „Die Herren sind uns willkommen.“

Costica wurde so verlegen, wie ein Mann seiner Art es werden kann. Ehe er aber ein Wort der Ent-

gegnung finden konnte, überholten ihn die beiden Damen.

Lucy und Zoe küßten der Nonne ehrerbietig die Hand, sie berührte deren Stirnen und wiederholte den freundlichen Willkommensgruß. Als sie aufschaute, stand Toffescu vor ihr.

Alles Blut wich plötzlich aus ihrem Gesichte, und Toffescu, wie er in ihr bleiches Antlitz starrte, mußte sich erschrocken an die Wand lehnen. Mechanisch wiederholte sie ihren segnenden Gruß; dann, während Toffescu ihre Hand in üblicher Weise küßte, veränderten sich plötzlich ihre Züge, und mit gespanntester Aufmerksamkeit drehte sie sich zu den beiden jungen Damen um. Ihre Blicke hingen mit ängstlicher Forschung an ihnen. War Costica schon aufmerksam geworden durch die französische Ansprache der Klosterfrau, so entging ihm jetzt kein Zug der Gesichter. Und doch war Alles nur von der Dauer eines Augenblicks.

Toffescu hat die Nonne um Aufnahme für sich und seine Reisegesellschaft, und sie ging mit ihrer ruhigen Würde aus dem Zimmer, um frisches Trinkwasser und Kaffee zu bestellen.

Costica trat an's Fenster. Er hatte seit gestern die Ueberzeugung, Zoe's unbefannte Mutter wäre noch am Leben; nun beherrschte ihn die fixe Idee, daß sie vor ihm gestanden. Anders konnte er sich ihr Entsetzen bei Toffescu's Anblick, die gespannten Blicke, welche sie auf die Damen gerichtet, in denen deutlich: „welche?“ stand, nicht erklären. Er hatte Anlage zum Untersuchungsrichter, denn er meinte die ganze Sache zu durchschauen.

Zoe war außer sich vor Freude über das schön

gelegene Agapia; alle Sorgen und Kengste, alle Kopfschmerzen vergingen in dem Entzücken über das enge Bergthal mit den dunklen Tannen, über die ruhige Würde des großen Klosters. Sie stand allein auf dem Balkon, als Natalie mit einer anderen Schwester die Treppe wieder heraufkam, und wandte sich mit glänzenden Augen ihr zu:

„Heilige Mutter, hier muß das Leben ja wie im Paradiese sein!“

Hatten Natalie's Augen vorher wirklich gefragt, welche der Damen Toffescu's Tochter sein könnte, so thaten sie es jetzt nicht mehr: die Stimme mußte sie entschieden haben, denn sie sagte:

„Wenn es Ihnen hier gefällt, Fräulein Toffescu, müßten Sie Ihrem Vater vorschlagen, Sie uns einmal hier zu lassen.“

Es fiel Zoe nicht auf, daß die Nonne sie mit Namen nannte; ihr Vater war in der Moldau sehr bekannt, außerdem hatte sie nicht darauf geachtet, ob er sich ihr schon vorgestellt oder nicht.

Zoe blieb auf dem Balkon, auch als die Nonne wieder in's Zimmer trat und Toffescu ihr die Gesellschaft vorstellte. Alles geschah ruhig, und Costica konnte nichts Auffallendes bemerken.

„Wie lange sind Sie hier, heilige Mutter?“ fragte Toffescu, scheinbar ohne besonderes Interesse.

„Seit fünf Jahren,“ erwiderte sie und überließ dann die Sorge für das Wohl der Gäste einer ihrer Untergebenen.

„Ihre Mutter muß die Schwester Natalie noch gekannt haben,“ wandte sich Toffescu an Costica. „Sie

waren zu jung, aber den Namen von Frau Sorescu werden Sie gehört haben?"

Natürlich kannte Costica ihn; die vornehme Gesellschaft des Landes ist klein, und fast alle ihre Mitglieder sind unter einander verwandt.

„Wenn wir uns erfrischt haben, machen wir der Staritzä unsren Besuch,“ fuhr Toffescu fort und ging auf den Balkon, um zu rauchen.

Zoe hatte sich mit Lucy entfernt und war unbenutzt die Treppe hinabgegangen, schon ehe Natalie die Gäste verlassen. Dieselbe fand den jungen Gast in heiterem Gespräch mit einigen Nonnen, welche sich freuten, mit dem hübschen, munteren Mädchen über Jassy zu plaudern. Natalie stand einen Augenblick still und beobachtete Zoe, ehe sie an die Gruppe herantrat; dann legte sie ihre Hand auf des Mädchens Arm und fragte, ob sie ihr Häuschen sehen wolle?

Zoe nahm den Vorschlag dankbar an, und sie gingen über den sonnigen Hof. Toffescu erblickte sie von oben und wollte seine Tochter zurückrufen, als Costica gerade an ihn herantrat. Dieser sah Toffescu's finstere Miene und ein ängstliches Flackern in seinen Augen, erblickte dann die Nonne mit Zoe unten und wurde in seinem Verdacht bestärkt.

Natalie's Haus war kühl und durch die geschlossenen grünen Läden halb verdunkelt; es duftete in ihm so stark nach Blumen, daß Zoe fast betäubt wurde.

„Wie wunderschön!“ sagte sie und schaute sich in dem zierlichen Gemach um. Dann seufzte sie: „Ich möchte auch Nonne werden!“

Natalie lächelte freundlich und ließ frisches Wasser und Dultschaka bringen. „Ist es bei Ihnen in Tosseschti nicht auch schön?“ fragte sie dann.

„Es ist schön! Aber, wissen Sie,“ und sie gesticulirte mit Schulter und Arm, „es ist etwas ganz Anderes in einem Kloster.“

„Wie alt sind Sie?“ fragte Natalie, obgleich sie es vielleicht wußte.

„Ich bin achtzehn Jahre alt, aber man glaubt immer, daß ich älter bin, weil ich so groß und stark bin; mit vierzehn, in der Pension, hielt man mich schon für zwanzig.“

„Wo waren Sie in Pension?“

„Am Genfer See, nicht weit von Billeneuve, ist so eine Zählungsanstalt für zu selbständige junge Damen. Mir hat sie aber nicht viel genutzt!“

„Steht nicht ein protestantischer Prediger an der Spitze?“

„Ja,“ entgegnete Zoe, erstaunt, daß der Nonne das Ausland bekannt war, aber doch zu voll von dem, was sie erzählen wollte, um länger darüber nachzudenken.

„Wir wurden sehr streng erzogen; es war schlimmer als hier im Kloster,“ sagte sie lachend; „mir wurden See und Berge so zuwider, daß ich schließlich die ganze Schweiz entsetzlich fand; mir gefällt es nur hier bei uns in der Moldau.“

Natalie lächelte wieder; ihr gefiel das Kind so außerordentlich, daß sie aufstand und es auf die Wange küßte. „Das finde ich sehr niedlich von Ihnen!“ meinte sie dann.



„Bei uns hat die Natur noch etwas Echtes, Unverfälschtes, Unberührtes und dann ist es eben bei uns!“

„Sie sind ja eine kleine Chauvinistin! Hat Papa Sie dazu erzogen?“ fragte Natalie, und wie sie das Wort „Papa“ sagte, klang ein warmer Ton durch den Scherz der Frage durch.

Bisher hatte Zoe geglaubt, einer ungebildeten Frau gegenüber zu sitzen. Sie war jedoch zu taktvoll, um ihrem Erstaunen, daß die Nonne derselben Gesellschaftsklasse wie sie anzugehören schien, Ausdruck zu geben. Aber die Bewunderung darüber beherrschte sie doch so, daß sie nicht bemerkte, welche lebhafteste Farbe plötzlich das Gesicht der Schwester Natalie übergoß.

„Papa?“ entgegnete Zoe nach einer Weile und warf den Kopf in den Nacken, „Papa kennt kein Nationalitätsgefühl! Wahrscheinlich, weil er nie darunter hat leiden müssen, ein Rumäne zu sein, wie ich unter den dummen Schulmädchen.“

Natalie fand das Mädchen so entzückend, daß ihr Alles gefiel; den leisen Vorwurf gegen den Vater deckte sie mit ihrer eigenen Milde zu.

„Wird Ihr Vater nicht besorgt sein, wohin Sie gegangen?“

„Nein, er kümmert sich wenig um mich; das habe ich ihm etwas abgewöhnt.“

„Ihr Herr Papa lebt immer auf dem Gute?“

„Ja, er kann sich nicht an das Stadtleben gewöhnen! Den nächsten Winter, wo ich Välle besuchen soll, werde ich bei meiner Tante zubringen. Papa sagt, wenn er mit mir in die Stadt zieht, heißt es, er brächte mich auf den Markt!“

Die Nonne lächelte: „In meiner Jugend hieß es auch schon so!“

„Das kann aber doch nicht lange her sein?“ fragte Zoe und betrachtete sie aufmerksam.

„Ich bin beinahe vierzig Jahre alt; wahrscheinlich älter als Ihre Mutter?“

Ein Stich durchzuckte Zoe bei dem Namen „Mutter“. Die frische Wunde blutete noch, wenn sie dieselbe auch seit einer Stunde vergessen.

Natalie sah sie liebevoll an.

„Meine Mutter ist schon bei meiner Geburt gestorben; ich habe ihr Alter nie genau erfahren. Papa spricht nicht von ihr; ich weiß nur,“ setzte sie wie trotzig hinzu, „von Marghiola, daß sie eine Ausländerin, eine Gräfin Cragmore war. Sie ist nie in der Moldau gewesen, Papa hat mit ihr im Auslande gelebt; ich bin in Paris geboren.“

Beide schwiegen einen Augenblick; die Spannung war aus der Nonne Zügen gewichen.

„Sie armes Kind,“ sagte sie. „Haben Verwandte Ihrer Mutter Sie erzogen?“

„Meine Mutter war eine Waise, sie hatte keine Geschwister, keine Verwandten; sogar der Name ist mit ihr erloschen.“

Und als Zoe sagte, was sie schon oft gesagt, erschien es ihr plötzlich sehr merkwürdig, ganz wie eine erfundene Geschichte.

„Das klingt unwahrscheinlich,“ setzte sie darum hinzu und brach in Thränen aus, „aber“ . . .

„Durchaus nicht!“ unterbrach Natalie sie wie be-

Dito und Idem, Rahe.

schwichtigend, „auch hier zu Lande, wie viele unserer besten Familien sterben jetzt aus. Auch die meine — ich bin eine Tochter des Fürsten Stavro; meine Eltern hatten beide keine Geschwister, meine Schwester und ich keine Kinder — so leben nur entfernte Verwandte.“

„Stavros giebt es aber noch in Bukarest,“ entgegnete Zoe, die jetzt vollkommen beruhigt war, daß die Nonne nicht an ihrer Geschichte gezweifelt hatte.

„Ja, Nachkommen vom Better meines Großvaters — wir standen mit ihnen nie in Beziehung. Verwandte, an welche einen keine geistigen Bande knüpfen, sind überhaupt wie Fremde!“

„Vielleicht,“ meinte Zoe; „aber ich habe mir doch immer welche gewünscht, weil ich gar keine Freundinnen habe!“

„Gar keine? Das ist traurig!“

„Dem Namen nach wohl; die Dame, z. B., mit welcher wir reisen, Frau Lucy Birianu; aber im Grunde ist sie mir unausstehlich!“

Natalie schüttelte den Kopf ein wenig unwillig, doch sagte sie sich schnell, daß es Art der Jugend wäre, hart abzusprechen und die Worte nicht auf die Waagschale zu legen. In demselben Augenblicke klopfte es an die Thür, und eine Nonne trat mit der Nachricht ein, der Vater des Fräuleins wünschte, daß sie zurückkäme.

„Wie schade, daß die Fremdensäle nicht überfüllt sind, und ich die Nacht nicht bei Ihnen campiren kann!“ sagte Zoe davoneilend.

---

VI.

Costica war sehr unzufrieden mit sich, während er eine kleine Mittagsruhe in einem der kühlen Säle hielt.

Es war ein so heißer Tag, daß man die Stunden zwischen zwölf und drei nicht im Freien zubringen konnte. Man hatte sich verabredet, dem Gottesdienst um vier Uhr beizuwohnen; hinterher sollte das Essen stattfinden, und der Abend wie die Mondnacht so recht dem Genuß des Klosters geweiht werden.

Darüber war Costica nicht unzufrieden, nur mit sich selbst, daß er die Intimität, welche die Reise geschaffen hatte, nicht gehörig ausgenutzt, daß er Zoe keinen Schritt näher gekommen war. Sie schwebte ihm immer, wenn er die Augen schloß, so vor, wie er sie in der Nacht gesehen, als sie ihn mit wildem Zorn zurückgewiesen.

Wenn dies Mädchen nicht seine Frau würde, war er entschlossen, wie jedesmal bei einer neuen Liebe, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen!

So wälzte er sich unruhig hin und her, bis er sich endlich entschloß, leise, um die Herren, welche in demselben Zimmer der Ruhe pflegten, nicht zu stören, nach unten in den Klosterhof zu gehen. Zuerst horchte er an der Thür des Zimmers, welches den Damen angewiesen war. Lucy sang in demselben halblaut, während sie auspackte und hin und her ging, Zoe war augenscheinlich nicht dort.

Unten im Klosterhof bat er die erste Nonne, welche ihm Auskunft darüber ertheilen konnte, wo das fremde Fräulein hingegangen sei, derselben zu sagen, ihr Vater wüßte sie zu sprechen.

„Ich begreife diesen Toffescu nicht!“ sagte er sich, „da weiß er, mit wem sein Kind spricht, und legt sich ruhig schlafen!“

Daß Gewährenlassen Toffescu's Charakterzug war, konnte er nicht wissen. Was nicht zu ändern war, ließ er geschehen und hoffte nur, es würde kein großes Unheil anrichten.

Zoe kam aus dem Nonnenhäuschen herausgesprungen und wollte ruhig an Costica vorbeigehen, als er ihr den Weg versperrte und sagte:

„Verzeihung, Fräulein Zoe, aber der Vater, das bin ich!“

„Wie konnten Sie das . . .“

„Wie ich das wagte? Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, und da es eine Stunde ist, in welcher die Sonne so brennt, daß Alles schmilzt, dachte ich, Ihr Herz würde wenigstens erweichen, selbst wenn es zu hart ist, um zu schmelzen.“

„Ich wüßte nicht, wofür Sie mich um Verzeihung zu bitten hätten!“ entgegnete Zoe mit angenommenem Hochmuth. Sie war aber roth dabei geworden, das verdarb die Wirkung ihrer Rede.

Man ist — so ungerecht es sein mag — stets doppelt empfindlich für die Höflichkeit eines Unhöflichen, für die Weichheit eines Hartherzigen! Hätte Demeter gesagt, was Costica sagte, würde es Zoen gar keinen Eindruck gemacht haben.

„Sie wissen nicht, was ich gelitten, als ich Sie heute früh so bleich fand, ich war ja daran Schuld durch meine unverantwortliche . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach Zoe schnell. Es war ihr zu peinlich, darauf zurückzukommen. „Ich leide oft an Kopfweg, besonders wenn es so heiß ist! Kommen Sie darum schnell in's Haus!“

„Da schlafen Alle, ich will Ihnen lieber die Krypte zeigen; ein paar Schritte weiter, um die kleine Kirche herum.“

Zoe zögerte einen Augenblick, Costica achtete nicht darauf, und so ging sie schließlich mit. Der Weg war wirklich kurz, er führte im Schatten der kleinen Häuser bis zum Kirchhof, in dessen Mitte das Kirchlein stand, zwei schöne große Tannen vor ihm. An der Seite war der Eingang in das Beinhaus. Zoe war noch nie in einem solchen gewesen, aber sie fürchtete sich zu sehr vor Costica's Spott, um ihm einzugestehen, daß sie sich ängstigte.

Es war sehr kalt unten in der Krypte, aber nichts von der Moderluft, vor welcher sie sich gefürchtet hatte. Das Licht fiel nur durch die Eingangsthür; der gewölbte Raum war nicht tief, nur zehn verfallene Stufen führten hinab. Das junge Mädchen fröstelte, sie setzte sich auf die unterste Stufe, um sich von dort aus im Halbdunkel erst zurecht zu finden.

„Es ist gar nicht so graulich, wie es klingt! ‚Beinhaus!‘ nicht wahr?“ meinte Costica. „Lange dauert es nicht, dann sehen wir auch so aus; aber meine Knochen dürfen hier nicht ruhen, das ist nur für Frauen!“ Dabei ging er lächelnd von Kästen zu Kästen und befühlte die Schädel.

„Es ist abgeschmackt, auch nach dem Tode solch' einen

Unterschied zu machen; im Leben ist es schon eigenthümlich genug!" sagte Zoe mit gedämpfter Stimme.

Costica hatte einen ganz alten Schädel ergriffen und brachte ihn zu Zoe, wo helles Licht auf ihn fiel.

"Dieser ist über hundert Jahre alt, da steht die Jahreszahl," rief er und hielt ihn seiner Gefährtin vor die Augen.

Zoe war ein tapferes Mädchen, aber der plötzliche Uebergang von der großen Sonnenhitze draußen zu der dumpfen Kühle hier unten, sowie das nur mit starker Willenskraft bekämpfte Grauen vor den Todtenköpfen hatten sie schon schwindelig gemacht. Als er ihr jetzt den Schädel hin hielt, meinte sie einen entsetzlichen Verwesungsgeruch zu spüren, und mit lautem Stöhnen fiel ihr Kopf auf die eine Seite gegen die Mauer.

Sie war halb ohnmächtig, doch hörte sie genau, wie er den Todtenkopf in die Ecke warf und einen Fluch ausstieß; dann umschlang er sie und trug sie die Stufen hinauf. Dort wollte er sie in's Gras legen, sie hatte aber schon so viel Besinnung, um sich aus seinen Armen zu lösen. Sie lehnte sich an den Thürpfosten und sagte demüthig zu ihm: „Was müssen Sie von mir denken.“

Er zuckte die Achseln: „Daß Sie eben nur ein Mädchen sind!“ sagte er mit erzwungener Kälte. „Sie thäten wohl am besten, zu den Schlafenden zu gehen! Erlauben Sie, daß ich Sie bis dahin führe?“

Die Hitze war ganz benehmend, und Zoe's einziger Gedanke war, wie sie in's Haus gelangen könnte, aber sie wollte ihm nicht einen gar zu schwächlichen Eindruck machen.

„Meinetwegen brauchen Sie sich nicht zu geniren,“ fuhr Costica fort, „auch ich gehe jetzt am liebsten in's Haus.“ Dabei reichte er ihr den Arm und ging schnell dem Hauptgebäude des Klosters zu.

„In der Sonne nämlich muß man immer laufen, wenn man kühl bleiben will,“ erklärte er.

Zoe mußte über diese Theorie lachen; dabei waren sie schon an der Treppe angelangt, die zu den Fremdenzälen führte. Lucy hatte sich in ihrem Zimmer eingeschperret, die Herren schliefen; in einem dritten Raume deckten zwei dienende Schwestern den Tisch. Dorthinein gingen Costica und Zoe.

„Jetzt muß ich Sie nothgedrungen unterhalten,“ seufzte er in komischer Verzweiflung. „Spielen Sie Karten?“

„Nein,“ entgegnete Zoe lachend, „das würde sich hier auch nicht ziemen.“

Eine Nonne mischte sich in's Gespräch und fragte Zoe, ob Costica ihr Mann wäre.

Sie wurde dunkelroth und wollte gerade Nein sagen, als er ihr zuflüsterte: „Da haben wir ja gleich die gewünschte Unterhaltung.“ Dann trat er an die Nonne heran und sagte, er wäre nicht Zoe's Gatte, sondern ihr Vater. Nonnen haben wenig Begriff von Alter, so waren sie auch nicht übermäßig erstaunt, besonders da Costica hinzusetzte, er hätte sich sehr früh verheirathet, und seine Tochter wäre merkwürdig groß für ihr Alter.

„Steh' einmal auf,“ rief er ihr rumänisch zu, „damit die heiligen Mütter sehen können, wie hübsch



Du gewachsen bist! Und sie wächst immer noch!“ fügte er mit Vaterstolz, zu den Nonnen gewendet, fort.

„Mög' der Herr ihr Gedeihen geben!“ antworteten die Nonnen.

Zoe war nicht aufgestanden, wie er befohlen, aber sie lachte und steckte ihren Kopf zwischen die Kissen des Divans.

„Sie ist noch sehr schüchtern,“ setzte Costica hinzu. „Sie müssen sie entschuldigen, denn sie ist noch nicht lange aus der Pension heimgekehrt!“

„So! Wo war sie denn in Pension?“ fragten die neugierigen Nonnen. Denn Neugier charakterisirt die Nonnen weit mehr, als das übrige weibliche Geschlecht.

„In Bukarest. Ich wollte sie nicht aus dem Lande geben, zu Menschen, welche unseren heiligen Glauben nicht haben, sondern Papisten und Ketzer sind,“ erwiderte Costica mit würdigem Ernst. „Besser, daß sie ein paar Sprachen weniger spricht, aber fromm bleibt!“

Ob die Nonnen ihrem Beifall Ausdruck geben konnten, trat Toffescu ein. „Das sind ja höchst anerkennenswerthe Maximen, die Sie da äußern,“ sagte er lächelnd.

„Ja, mein Gott,“ entgegnete Costica, die Achseln zuckend, „unser eins muß auch Grundsätze haben, wäre es auch nur für die Klöster.“

„Sicherer schiene es mir, wenn Sie die Theorien für die Mönche und nicht für die Nonnen hätten,“ scherzte Toffescu.

„Das ist wohl der Großpapa?“ fragte eine Nonne.

„Der Vater meiner Frau,“ entgegnete Costica und sah Zoe dabei an.

Sie achtete aber nicht darauf, sondern trat an's Fenster. In demselben Augenblick kam Demeter in's Zimmer. Er hatte glänzende Augen, weil er gut geschlafen und sich freute, Zoe wieder zu sehen. Mit der glücklichen Gewißheit seines Rechtes ging er auf sie zu. „Sie hätten Sich auch etwas ausruhen sollen,“ sagte er vorwurfsvoll. „Sie sind heute lange nicht so rosig wie gestern.“

„Mir ist aber sehr wohl,“ antwortete sie ablehnend. Ihr kam es vor, als hätte der Ton seiner Stimme etwas Süßliches, das sie früher nicht bemerkt.

Nachdem auch die beiden Virianu's sich bei der übrigen Gesellschaft eingefunden, gingen alle in die Kirche und dann in's Nebenhaus zur Stariza.

Natalie fand die Gastzimmer leer, als sie herüberkam, um nachzusehen, ob alle nöthigen Vorbereitungen getroffen waren.

Als der Mond sein bläuliches Licht auf die silberglänzenden Dächer der Kirchen und Gebäude Agapia's warf, und in dem anblickenden Menschenauge die Fähigkeit erlosch, den ganzen Zauber aufzunehmen, verstummte auch die lebhafteste Unterhaltung, welche auf dem Balkon vor den Fremdenzimmern geführt worden war. Jeder empfand etwas ganz Besonderes, je nach seiner Natur, entweder etwas Schwermüthiges oder Beglückendes.

Lucy beobachtete, wie gut der Mondschein Zoen stand, und zweifelte nicht, daß auch sie so günstig in diesem Lichte aussähe — schade, daß so wenig Leute da waren, um sie zu bewundern!

Costica unterbrach das Schweigen:

„Da macht Alexandri seine Gedichte auf die Mondnächte in Venedig und hat unseren Mond in Agapia nicht besungen.“

„Wenn er doch nichts Poetisches hier erlebt hat! Dichter wollen Persönliches empfinden, ehe sie ihre Lieder machen,“ meinte Lucy.

„Wie wär's, wenn wir sein Versäumniß gut machten!“

„Zuerst müßten wir einen Dichter unter uns haben! Herr Matassi, könnten Sie nicht schnell einen schönen Vers machen?“ fragte Lucy.

„Ich habe noch nie eine Zeile Dichtung schreiben können,“ antwortete der Gefragte.

„Wahrscheinlich, weil Sie noch nie verliebt waren! Könnte ich Sie nicht inspiriren? Aber bitte, antworten Sie höflich!“ scherzte Lucy.

„Ich bin wirklich nicht dazu im Stande, so groß die Versuchung ist!“

„Duälen Sie mich doch einmal, ich möchte so gern darum gebeten sein!“ sagte Costica.

„Sie haben wohl ein paar fertige Lieder in der Tasche?“ meinte Lucy.

„Natürlich, den ganzen Muffet!“

„Wir wollen aber ein Original haben!“

„In zwei Minuten sollen Sie bedient sein! Auf Reime und Rhythmus kommt es hoffentlich nicht an, nur auf's Gefühl. Im Mondschein muß es auch geschrieben sein!“

Währenddeß hatte Costica schon ein Blatt aus

seinem Notizbuch gerissen, kritzelte etwas drauf und übergab es Zoe:

„Sie müssen es aber laut lesen,“ sagte er.

„In Sichlea hat der Mondenschein — Erblickt ein reizend Mägdelein!“

„Ein geistreicher Reim!“ unterbrach Lucy.

„Hören Sie nur das Ende,“ entgegnete Costica, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„In dunklem Aug' und blondem Haar, — Was g'rad'zu sinnberückend war. — Was Wunder, daß er heute Nacht — Mit tausendfacher Zauberpracht — Vom dunklen Himmelszelte lacht — Da Zoe stumm sein Nah'n bewacht!“

„Es ist gut daß Sie uns darauf vorbereitet, daß es ohne Reim und Rhythmus wäre! Ohne Sinn, hätten Sie noch hinzusetzen müssen,“ meinte Lucy lachend, aber mit schlecht verhohlenem Aerger, daß Zoe's Name und nicht der ihre genannt war. „Wir danken für einen zweiten Beweis Ihrer Begabung! Uebrigens hat Zoe blaue Augen und keine dunklen!“

„Wirklich? Erlauben Sie mir, daß ich mich überzeuge, Fräulein Toffescu?“

Zoe wandte den Kopf ab. „Nein! — Gehört das Blatt mir?“ fragte sie.

Toffescu glaubte, sie würde es auf die bejahende Antwort hin zerreißen, sie steckte es aber in die Tasche:

„Ich werde es mir einrahmen lassen; es ist das erste Gedicht auf mich!“

„Nimm Dich in Acht! Herr Orbescu ist im Stande,

Dir alle Stunde eins zu machen, wenn Du es so ehrst!“  
sagte Lucy.

„Sie meinen, die Inspiration läßt sich befehlen?“  
fragte Costica scherzend. Er war höchlich belustigt, daß  
er sie beleidigt hatte. „Dann hätte ich ja gleich zwei  
Gedichte machen können, um keine der Damen zu kränken,“  
setzte er unverschämt hinzu.

„Hören Sie, das verbitte ich mir! Ich wäre nicht  
so glimpflich damit verfahren, wie Zoe.“

„Das wußte ich, ich kannte Ihre Unnahbarkeit,“  
antwortete Costica.

„Dieser Orbescu ist doch recht fade,“ sagte Lucy  
zu ihrem Mann, als sie sich nach einer Weile in's  
Zimmer zurückgezogen hatte.

Jean fand Orbescu auch recht fade, ja eigentlich  
mehr als fade. Lucy meinte, Demeter Mataffi's Ueber-  
legenheit spüre man in jedem Augenblicke.

Jean erwiderte: „Wie kannst Du die Beiden auch  
nur vergleichen!“

„Und dieser dumme Backfisch von Zoe ist factisch  
in Costica verliebt und macht ihm Avancen!“

Eigentlich war Jean nicht der Meinung, aber Lucy  
mußte es besser wissen.

Als die Gäste am nächsten Morgen Agapia  
verlassen hatten — die Damen mit einem duftenden  
Strauß aus Schwester Natalie's Garten — da wußte  
diese doch nicht, ob es zu ihrem Glück gewesen, daß sie  
Tossescu und sein Kind gesehen. In die Ruhe ihres  
abgeschlossenen Lebens waren unfertige Gestalten getreten,  
alte Gefühle geweckt worden; die Welt hatte wieder eine

Handhabe über sie, nicht mehr rein speculativ beschäftigte sie sich mit dem unerlösbaren Leid der Menschheit. Sie hatte zwar nur wenige Worte mit Zoe gesprochen, aber ihr schien, als hätte sie ihre Natur ergründet, und ihr hangte darum vor Zoe's Zukunft. Ihr Vater würde sie gewähren lassen. Und sie selbst, Natalie, würde sie je, wenn die Frage an sie herantrete, den Muth haben, Zoe zur Seite zu stehen?

Die Gäste fuhren unterdeß die schöne Fahrstraße entlang der Stadt Neamtz zu. Sie saßen in bequemen Wagen. Der zweite barg nur schweigsame Insassen, im ersten jedoch ging es desto lebhafter zu. Lucy, Zoe und Costica hatten in ihm Platz genommen, und wenn Drbescu auch „sehr fade“ war, scherzte Lucy doch gern mit ihm.

Zoe aber saß einsilbig in einer Ecke, und nur ihr langer grauer Schleier, welchen der Wind öfters um den Hals ihres Gegenübers schlang, betheiligte sich am Gespräch.

„Ich habe nicht gewußt, daß Du Launen hast, Zoe,“ sagte Lucy schließlich.

Zoe wandte sich der Freundin zu und entgegnete, indem sie Lucy groß anblickte:

„Launen? Weil mich das klatschhafte Gespräch langweilt?“

Zoe konnte sehr unverschämt sein, das hatte sie Lucy schon einige Male bewiesen; aber so verletzt hatte sie dieselbe noch nie, und das vor einem Herrn!

Zuerst wollte Lucy in Thränen ausbrechen, dann besann sie sich aber und entgegnete spitz:

„Allerdings, Zoe, eine so hervorragende Intelligenz, wie Du, kann nicht Jeder haben.“

„Natürlich nicht,“ antwortete Zoe scheinbar gleichmüthig. „Man hätte auch Unrecht, sie von Dir zu erwarten.“

Und wieder maß sie die junge Frau mit kalten Augen.

„Die Damen sagen sich ja große Zärtlichkeiten, als wären sie Schwestern,“ fiel Costica ein, den Zoe's Art reizte.

„Darin habe ich keine Erfahrung, Herr Orbescu, ich habe keine Schwestern.“

„Wer weiß!“ entgegnete er. Er wollte sie übertrumpfen.

Zoe wurde freideweiß, wie in jener Nacht zu Sichelea, und sprang aus dem offenen, schlaglosen Wagen hinaus. Sie taumelte, fiel aber nicht hin und trat an den nachfolgenden Wagen, welcher augenblicklich angehalten hatte.

„Ich möchte mit Dir fahren, Papa!“ stieß sie hastig heraus, „Vielleicht setzen Sie sich zu Ihrer Frau, Herr Virianu. Ich glaube, ich habe mir eine Sehne versprungen,“ sagte sie dann, als sie Platz genommen.

Toffescu machte ihr keine Vorwürfe, er zog nur die Brauen finster zusammen. Der erste Wagen hatte auch Halt gemacht. Lucy trat an Zoe heran und sagte:

„Wie konntest Du nur einen kleinen Wortwechsel so übel nehmen!“

Dabei trocknete sie sich Thränen aus den Augen.

Costica war im Wagen geblieben; er lachte Lucy aus, welche wirklich erschreckt war. Zoe ent-

gegnete, sie hätte nichts übel genommen, und die Wagen setzten sich wieder in Bewegung. So wie sie fuhren, fragte Jean:

„Sind Matassi und Fr. Toffescu etwa verlobt, Lucy?“

„Ich weiß es nicht; Zoe ist eine so versteckte Scheinheilige, daß sie ihrer besten Freundin nichts sagen würde.“

Dies Gespräch schien Costica nicht zu interessiren, so fing Lucy von etwas Anderem an.

Zoe's Schmerzen am Fuß nahmen unterdeß zu, so daß sie kein Wort sprechen konnte. Damit sie sich bequemer betten könnte, stieg Demeter aus und setzte sich auf den Bock. Auch die Schwellung des Fußes, den Zoe nun entblößt hatte, nahm zu.

Toffescu war froh, als die Wagen endlich auf das schreckliche Pflaster der Stadt gelangten. Auf dem Marktplatz ließ er halten, um den Herrschaften im anderen Wagen in seinem und seiner Tochter Namen Adieu zu sagen, denn hier trennte sich die Gesellschaft.

Demeter fuhr noch bis zum Hause des Arztes in Neamz mit. Dieser war aber vor einer Stunde nach Baratik geholt und sollte erst am Abend zurückkommen. Demeter erlangte schließlich von Toffescu die Erlaubniß, nach Baratik zu reiten, um den Arzt von dort direct nach Toffeschti zu bringen.

„Das ist ein trauriges Ende der schönen Fahrt, daß unserem tapfersten Gefährten ein Leid zugestoßen!“ sagte Demeter beim Abschied.

„Ich bin ja selbst daran schuld,“ entgegnete sie



und nickte ihm zu. Sie hatte gehofft, Costica würde kommen und sie um Verzeihung bitten. Die Insassen des anderen Wagens hatten aber Toffescu's Aeußerung, Zoe brauchte Ruhe, zu wörtlich aufgefaßt.

Als Toffescu wieder in den Wagen stieg, hatte Zoe ihren Kopf in die Ecke gelehnt und weinte leise, aus physischem Schmerz, aus Ermüdung und aus unaussprechlicher Seelenqual.

Fünf Tage war sie nur von Hause fort gewesen, ihr schienen es aber Jahre. Doch sie war nicht im Stande, ihrem Vater von dem, was sie beschäftigte, zu sprechen.

Sie fuhren schweigend weiter; seine Gedanken mochten noch banger sein als die ihrigen, aber auch er äußerte nichts.

Diese zwei Menschen waren einander das Nächste auf der Welt; das fühlten sie aber immer erst, wenn ein Dritter dazu kam; waren sie allein mit sich, lag stets etwas Fremdes zwischen ihnen.

Zoe weinte nicht lange; ehe sie in den Gutshof einbogen, brachte sie sogar ihren Vater zum Lachen durch die Art, in welcher sie sich über ihre Reisegefährten lustig machte.

„Zu Hause! Gott sei Dank, da sind wir zu Hause!“ rief sie, als sie das Gutsgebäude erblickte. „Es war aber doch schön, und wenn wir das nächste Mal in die Klöster gehen, nehmen wir Niemand mit!“

„Nicht einmal Herrn Mataffi?“ fragte Toffescu und sah sie ernst an.

„Nein, auch den nicht,“ entgegnete sie erröthend. „Er gefiel mir anfangs, aber nachher langweilte mich

seine Süßlichkeit. Wußtest Du übrigens, daß er sich kürzlich um Lucy's Schwester beworben hat? Er sucht eine reiche Mitgift!"

"Zoe," sagte Toffescu streng, „gieb nicht auf fremder Menschen Geschwätz mehr, als auf Deines Vaters Urtheil. Ich halte Mataffi sehr hoch!"

"Schade, daß er Dich nicht heirathen will, sondern mich!"

Toffescu sah sie zornig an. „Vom Heirathen sollst Du überhaupt noch nicht reden!"

"Das hättest Du Demeter sagen sollen; er hat mir eine lange Liebeserklärung gemacht!" erwiderte sie gereizt.

Ihr Vater schwieg, wie oft, wenn seine Tochter ihm so fremd erschien und so herzlos wie jene Frau, auf die er auch nie Einfluß gewonnen hatte.

---

## VII.

Der Anfang der Saison ist spät in Bukarest; denn der Herbst mit seinem tiefblauen Himmel, seiner warmen, die Trauben reifenden Sonne dauert lange, und Oktober und November sind herrliche Jagdmonate, in welchen man sich ungern vom Lande trennt. Und doch sind die Abende lang und die Nächte manchmal kühl, und die Tage nie so heiß, daß einem die Stadt beschwerlich fiele. Im Herbst, wie im Frühling, weiß Bukarest sich in ganz besonders schöne Farben zu hüllen, und von der Anhöhe hinter den Wassern von Filaret erscheinen seine Dächer alabasterweiß in der bläulichen Beleuchtung; und unreal,

einer Fata Morgana gleich, liegt es märchenhaft da in der sumpfigen Tiefe, das weit sich hinstreckende Häusermeer. Wenn drüben auf der Höhe, jenseits der Stadt, die schönen Parkanlagen der „Chaussée“, in welchen die Militärmusik das Korsofahren täglich begleitet, schon verwelkt und vergilbt sind, ist der Cismigiur und auch die ganze Gegend um Bacareschi, welche nur von Bauernkarren belebt wird, noch frisch und grün.

Von den eleganten Reitern, die Nachmittags durch die Alleen der Chaussée sprengen, hatte sich nie einer hierher verirrt, desto mehr fiel derjenige auf, der jeden Nachmittag des September-Monats zum Filareter Bahnhof hinauf oder am hübschen Brunnen vorbei zum Kirchhof ritt.

Costica selbst hätte nicht sagen können, wie er zuerst darauf gekommen, sich so abzusondern. Als er aber einmal gedankenlos von seinem Haus den Weg nach links, anstatt den rechts hinauf in die eleganten Viertel, eingeschlagen, hatte er den Blick sehr hübsch gefunden; besonderes Gefallen hatte er an einem höher gelegenen Weingarten gehabt, in dessen Mitte ein großes altes Haus, aus Steinen aufgeführt, lag. Es hatte ihn an Zoe erinnert, weil er sich das Gutshaus auf ihres Vaters Gut so vorgestellt, und wie er das zweite Mal dort entlang ritt, bildete er sich ein, es wäre sein und Zoe wohnte dort mit ihm. Die Einbildung wurde so lebhaft, daß er in's offene Thor hineinbog und an der Gärtnerwohnung fragte, ob das Haus nicht zu vermiethen wäre?

Der Knecht wußte es nicht und fragte die Frau.

Die Antwort, welche ihm die junge, städtisch heraus-

geputzte Verwaltersfrau gab, war zweifelhaft: ihr Mann sei in der Stadt und sie wisse es nicht genau.

„Ist Ihr Mann um diese Zeit immer in der Stadt?“ fragte Costica und fixirte sie.

„Er kommt immer erst um 7 Uhr zurück,“ entgegnete sie, „den Nachmittag bin ich stets ganz allein.“

Als Costica den Tag darauf wiederkam, mußte sich die Frau da nicht einbilden, es geschehe ihretwegen? Und doch war es eigentlich der Gedanke gewesen, daß er das Haus einmal mit Zoe bewohnen wolle, welcher ihn wieder hinausgetrieben; allerdings geschah es von da an aus anderen Gründen.

Costica hielt sich nämlich für sehr unglücklich; er stöhnte und klagte seiner Mutter täglich viel vor. Er war einer der Männer, welche nichts verschweigen können. Alles, seine Erfolge und Mißerfolge, erzählte er seiner Mutter. Sie fand stets, daß er Recht hätte, sie bedauerte ihn und entschuldigte Alles, was er that. In ihren Anschauungen war sie so eins mit ihm, daß sie ein Gefühl der Feindschaft gegen alle Frauen und eine sehr niedrige Meinung von ihnen hatte. Dabei vergaß sie ganz, daß sie selbst dem von ihr verachteten Geschlecht angehörte.

Sie wußte eigentlich nie, ob sie den Frauen mehr gram sein sollte, welche ihres Sohnes Liebe erhörten — denn zu solchen Zeiten verlor sie ja einen Theil seines Vertrauens und der Herrschaft über ihn — oder denen, welche sich die Freiheit nahmen, seine Zuneigung nicht zu erwidern.

Da sie in solch' ewigem Kampf mit dem weiblichen

Geschlechte und nur für ihren Sohn lebte, war ihr der Herbst, nach Costica's Rückkehr aus der Moldau, ein sehr glücklicher gewesen. Denn Costica sprach zum erstenmal nicht nur von Liebe, sondern von — Heirath.

Diesen Augenblick hatte sie oft ersehnt, wenn auch gefürchtet. Viele gute Partien hatte sie schon für ihn ausgesucht, aber er, der sich selten die Mühe gab, ihr zu widersprechen, hatte stets Alles von der Hand gewiesen, selbst die goldensten Ketten.

Seitdem er Zoe gesehen, war all' seine Abneigung gegen die Ehe verschwunden, schien er sich überhaupt geändert zu haben. Und noch mehr, als es seiner Mutter schien, war es wirklich der Fall.

Das Bild des stolzen, unschuldigen Mädchens hielt ihn in den ersten Wochen von manchem Niedrigen zurück. Wäre der Einfluß nur nicht gar so vorübergehend gewesen, hätte Costica sich selbst vielleicht mit ihm vertieft. Als er zuerst aus den Klöstern heimkehrte, war ihm die Unordnung seines Hauses und Lebens zuwider; wie sollte Zoe an einem Tische essen, der nicht sauber gedeckt war? Die Nachlässigkeit seiner Leute gab ihm ein Gefühl größten Unbehagens für Zoe. Aber nie, und das war vielleicht der einzig wirklich gute Zug an ihm, wagte er seiner Mutter einen Vorwurf über die Unordnung des Hauses zu machen, wenn er auch darunter litt. Sie war es nicht gewohnt gewesen, sich selbst um etwas zu kümmern; er hatte sie ruiniert, das wußte er, darum hatte er nicht das Recht, über ihre Nachlässigkeit zu klagen. Frau Orbescu selbst beschwerte sich unaufhörlich über die Unsauberkeit der Dienstboten, aber sie nahm

diesen Umstand hin, als einen, an dem nichts zu ändern wäre. Denn das wenige Geld mußte ihrer Ansicht nach zu etwas Anderem verwendet werden, als für den Luxus der Ordnung.

Sie war zwar nicht so tadellos in ihrem Anzug wie ihr Sohn, aber wenn er sich das Leben ohne Reitpferd nicht vorstellen konnte, so schien es ihr unmöglich, zu Fuß zu gehen. Die eigene Equipage hatte sie geopfert, aber darum fuhr sie doch immer. Sie war fast den ganzen Tag unterwegs, hatte stets Visiten zu erwidern, immer irgend eine Verwandte, welche krank war und ihrer Hülfe bedurfte. Die Abende brachte sie zur Winterszeit meistens in Gesellschaft zu. Nur im Sommer, wo Alle verreisten, war sie viel zu Hause; da sie aber gern Patiencen legte, unausgesetzt rauchte — und zwar stets vom allerbesten Tabak — und irgend eine Freundin doch stets noch da geblieben, welche mit ihr Preference spielte, langweilte sie sich nicht. Ihr liebstes Gesprächsthema war ihr Sohn; doch interessirte sie sich auch für alle kleinen Intriguen und Skandalgeschichten und wußte immer Alles, was in der Stadt geschehen war.

Costica hatte darum vorausgesetzt, daß sie ihn über Zoe's Mutter aufklären könnte, aber sie kannte die Toffescu'sche Familie wenig, weil dieselbe eine moldauische war. Seiner Vermuthung, Natalie Sorescu sei Zoe's Mutter, konnte sie keinen Glauben schenken. „Es ist zwar Vieles bei uns möglich — aber Frau Sorescu sah nicht danach aus; ihrer Schwester könnte man schon eher etwas nachsagen.“

Als Frau Orbescu sich aber vielfach erkundigt, hatte

sie doch in Erfahrung gebracht, daß Toffescu als junger Mann viel beim Fürsten Stavro in Paris verkehrt hatte und dann plötzlich aus der dortigen Gesellschaft verschwunden war.

Costica merkte sich das, um es im Nothfalle verwenden zu können. Er wußte, daß Zoe in einigen Wochen zu ihrer Tante, Frau Marie Bolino, kommen würde, um den Winter bei ihr zuzubringen.

Bolino's machten das größte Haus in der Stadt; sie waren ebenso vermögend wie gastfrei und lebten nur der Geselligkeit. Ob sie sich dabei glücklich fühlten, wußte Keiner. Frau Bolino war eine zarte, kleine Frau, welche von ihrer eigenen Wichtigkeit erdrückt schien; ihr Mann, ein langer, hagerer Herr, der auf seine Bildung, seine Kenntnisse und sein Vermögen sehr stolz war, schien im Gegentheil stets durch seine Wichtigkeit getragen; er sah über Alle fort, wo er einherging.

Costica hatte sich, wie die ganze Stadt, bisher immer über sie lustig gemacht, obgleich er ihren Champagner trank. Jetzt beschloß er, ihnen den Hof zu machen, was bei der grenzenlosen Eitelkeit, welche besonders Bolino hatte, nicht schwer sein konnte.

Darüber dachte Costica nach, als er zwischen vier und fünf Uhr einmal der Abwechslung wegen die Chaussee hinaufritt.

Es war ein sonniger Herbsttag, und die Chaussee wimmelte von eleganten Equipagen, von denen sich die Damentoiletten graziös abhoben. Die Besitzerinnen derselben waren ihm alle bekannt. Aber nicht jede weckte angenehme Erinnerungen. Da war Scholly's Frau, und

Scholly hatte ihm gestern Abend im Klub einige fünfzig Napoleons abgenommen. Er hatte aus diesem Verlust auf Zoe's Liebe geschlossen — Unglück im Spiel, Glück in der Liebe! — jetzt aber zog ein Schatten über seine Stirn bei der Erinnerung an den Zustand seiner Kasse.

Frau Scholly sah recht gut aus; fast wäre er im Stande gewesen, noch einmal mit ihr anzuknüpfen, aber bei näherer Bekanntschaft hatte sie sich als zu geistlos entpuppt. Auch die reizende französische Baronin saß dort in ihrer Korb=Equipage und dicht hinter ihr rollte Miß Lizzie vom Dacia-Theater — sie alle, Gesellschafts- und Theater=Damen nicht von einander zu unterscheiden: alle zeigten gleichmäßig ihre eleganten, gestickten Stiefeln, waren gleich stark gepudert und trugen dieselben langen Handschuhe; dieselbe Modistin fertigte ihre auffallenden Hüte, dieselbe Schneiderin erfand neue Schnitte, welche die Körperformen immer deutlicher zeigten. Nur schauten die Theaterprinzessinnen hier kühler und hochmüthiger um sich. Dies war ja nicht der Schauplatz ihrer Kunst, während es den Weltdamen zur eigentlichen Bühne diente.

Hinter Miß Lizzie fährt in einem Coupee, auf blau=seidenen Kissen, Coralie Ribori mit ihrem Mann.

Sie hat keine Blicke heut' für Andere; seit vierzehn Tagen ist sie mit ihrem Gatten ausgesöhnt, er hat die Scheidungsklage zurückgezogen und sie fingiren neue Flitterwochen.

Costica sieht sie immer gern, sie war seine erste Liebe! Er begreift noch heute, daß er sie so wahnsinnig geliebt; sie hat ein reizendes Madonnengesicht



und einen melancholischen Augen-Auffschlag, trotz der zehn Jahre eines zügellosen Lebens. Wenn sie auch dunkler Herkunft ist — ihr Mann hat sie der Gesellschaft aufgezwungen und sie sich durch maßlose Eleganz zu einer Königin derselben gemacht. Selbst heute noch, nach den stadtbekanntem Vorfällen in ihrem Hause, nachdem sie in aller Form mit einem jungen Ausländer durchgegangen, wird sie überall empfangen.

Als Costica am Springbrunnen anhielt und, wie alle Wagen vor ihm, dort umwandte, sah er sich plötzlich unmittelbar vor Lucy Birianu, welche neben ihrem Manne in einem Miethswagen saß und gelangweilt um sich schaute. Auch sie hatte ihn erkannt und schien erfreut, daß er an sie heranritt.

„Seit wann sind Sie hier?“ fragte Costica nach den ersten Begrüßungen. „Sind Sie allein?“ Er meinte das in Bezug auf Zoe, für ihn waren Birianu's nur Staffage gewesen.

„Ja, wir sind allein,“ entgegnete Lucy. „Mama konnte sich nicht entschließen, Jassy zu verlassen; sie ist so ganz Moldauerin. Jean hat am Crédit foncier zu thun, und da er für den Winter doch übersiedeln wollte, habe ich ihn begleitet. Wir suchen nun ein Haus; das Leben im Hotel ist gar zu unbehaglich.“

„Sie bleiben den Winter hier? Das wußte ich gar nicht.“

„Das hatten Sie schon wieder vergessen?“

„Man verdummt ja, ferne von Ihnen, wenn man so allein lebt, wie ich!“

„Wie Sie? Sie sind ja überall, wo die Welt

etwas zu suchen hat. Neulich beim Rennen haben Sie sogar einen Preis gewonnen, las ich. Wir aber sind wirklich noch recht allein! Außer Herrn Mataffi habe ich noch Keinen gesehen!“

„Mataffi ist hier? Wozu?“ fragte Costica.

Lucy erröthete, damit er merken sollte, daß Demeter ihr den Hof machte: „Er hat sich hierher versetzen lassen; er bekommt mehr Gehalt, glaube ich, an dieser Eisenbahn.“

Costica war wenig erbaut von Mataffi's Versetzung, zumal da er Frau Virianu's unausgesprochene Meinung, sie wäre die Ursache dieses Ortwechsels, nicht theilte.

---

### VIII.

Eine mittelmäßige Sängerin gab Ende November ihr Konzert im Athenäum = Saal. Da einer der ausländischen Diplomaten sie unter seinen Schutz genommen, war die ganze gute Gesellschaft Bukarests vertreten, um sie zu bewundern. Auch die regierende Fürstin fehlte nicht. Der Saal ist sehr häßlich; er ist zwar groß und hoch, aber kärglich erleuchtet, zugig, mit sehr unbequemen Bänken, selbst die Loge der Fürstin nur mit schlechtem rothen Tuch ausgelegt. Ein Concert giebt aber, trotz des häßlichen Athenäums, Gelegenheit, sich in hübschen Promenade = Toiletten zu zeigen, und man bringt eine Stunde recht angenehm zu, besonders wenn Herr Wiest zwischen den ernsteren Gesangsstücken die verlockenden Tänze mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit vorträgt, und man mit dem Fächer den Taktbewegungen folgen kann.

Für diesen Abend waren Bolino's, welche, ihrer Gewohnheit gemäß, zu spät kamen — die böse Welt sagte, es wäre, um aufzufallen — ein Gegenstand besonderen Interesses, denn sie brachten ihre am Tage vorher angekommene Richte und, wie man allgemein voraussetzte, Erbin, mit.

Zoe überragte ihre Tante um mehr als einen Kopf. Sie war in eine flochtige, weiße Jacke gekleidet und trug ein weißes Barett mit langer Feder, welche über die blonden Haare hing.

Als sich bei ihrem Eintreten so viele Blicke auf sie richteten, wurde sie roth, zumal da sie peinlich empfand, wie sehr ihr Zuspätkommen störte. Aber sie hatte ihren Kopf trotzig gehoben und ihre Augen halb geschlossen, als sie so durch die Reihen der dichtbesetzten Stühle und Bänke ging. Ihr Onkel vergaß so viel von seiner Wichtigkeit, daß er den Eindruck beobachtete, welchen Zoe auf die Gesellschaft machte. Er hatte allen Grund, stolz zu sein; Zoe sah sehr schön und vornehm aus, ihre Haltung war tadellos, ebenso ihr noch halb kindlicher Anzug; die zarte Röthe, welche sie übergossen, stand ihr; Alle schauten sie an und sie Keinen.

„Siehst Du, Kind, das ist nun Deines Onkels Freude,“ sagte Frau Bolino in halbklagendem Tone leise zu Zoe, die links von ihr und rechts vom Onkel Platz genommen, „daß wir die Aufmerksamkeit auf uns ziehen, den Vortrag unterbrechen, und Alle uns anschauen.“

Zoe zuckte nur mit den Achseln und blickte einmal schelmisch zu ihrem Onkel auf. Sie harmonirte mit ihm und hatte während ihrer kurzen Anwesenheit schon

genau bemerkt, wie stolz er auf sie war; zum Dank dafür neigte sie dazu, ihn zu bedauern, weil seine Frau ihn so wenig verstände.

Costica hatte die Augen noch nicht von den Eingetretenen verwandt; er sah jenes Aufblicken, und ihm war, als müßte er aufspringen und aus dem Saal eilen; denn Menschen seiner Art beargwöhnen Alles. Doch die zweiten Gedanken waren bei ihm stets die besseren. So wartete er eine Pause ab, während welcher die Herren herumgingen und Bekannte begrüßten. Auch er trat an verschiedene Damen heran, zuletzt an Frau Bolino; für Zoe hatte er nur eine kühle Verbeugung, als er ging.

„Du kennst Orbescu?“ fragte die Tante. „Er ist tonangebend unter der Jugend!“

„Ich habe ihn Ende August in der Moldau gesehen,“ erwiderte sie wie trotzig. Sein kühler Gruß hatte in ihr ein wehes Gefühl geweckt. Sie hatte sich oft ausgemalt, wie sie ihn wiedersehen würde, und immer hatte sie geglaubt, irgend etwas Besonderes würde zwischen ihnen vorkommen. Er hatte es also wirklich vergessen, wie sie aus einander gegangen waren! Vielleicht hatte er viel seitdem erlebt. Er war ja ein von der Gesellschaft verwöhnter Mann, dem die Frauen nachliefen, wie Lucy einmal geäußert; er war an der Mode; hier inmitten dieser bunten Welt war er zu Hause, wie sie in ihren Bergen. Warum hatte sie auch daran gedacht, den Kampf auf einem Terrain auszusechten, auf dem er ihr überlegen? Und wozu überhaupt einen Kampf? er war ja ein Wildfremder, mit dem sie einmal in den Bergen zusammengetroffen; was ging er sie weiter

an? Als die Sängerin jetzt aber das berühmte Lied aus der Gounod'schen „Mignon“ schloß, war Zoe's Herz so schwer geworden, nach „dem Lande“, von welchem sie gesungen, daß sich ihre Züge veränderten und ihr Onkel sie fragte, ob sie unwohl wäre?

„Ich habe ein bißchen Heimweh,“ entgegnete sie; der Onkel bestand darauf, daß sie gleich fortgingen.

Es schneite draußen; seit zwei Tagen war das Wetter plötzlich umgeschlagen; noch hing das Laub an den Bäumen, auf welche der erste Schnee sich legte, um darauf gleich zu zerschmelzen.

„Wie eigen!“ dachte Zoe, als sie in dem tiefen Wagen eiligst dahin fuhr, „wenn ich mich in Orbescu verlieben sollte! Ich denke schon an ihn bei Allem, was ich thue! Papa möchte, daß ich einmal Matassi heirathe; der ist aber zu gut für mich, wir würden uns nie verstehen!“

Sie konnte sich nicht darüber klar werden, ob ihr das leid that, denn der Wagen hielt vor dem schloartigen Hause ihres Onkels. Die große Halle unten war hell erleuchtet und durchwärmt, das übrige Haus noch dunkel, weil man die Herrschaften noch nicht erwartet hatte.

„Wir wollen den Thee in Zoe's Zimmer nehmen,“ schlug der Hausherr vor.

Frau Bolino ging mit etwas fauersuem Gesicht darauf ein.

Zoe fand den Vorschlag reizend, warf Hut und Jacke ab, um die Wirthin in ihren Räumen zu spielen.

Die für sie eingerichteten Zimmer, von denen eins

einen achteckigen Erker besaß, und deren Fenster alle in den Garten gingen, zeigten die Spuren der großen Freude, mit der Bolino's sie für ihre Nichte neu hatten herrichten lassen.

Als die Tante aber jetzt den Neckereien zwischen ihrem Manne und Zoe zuhörte, und ersterer die Theorie hinstellte, eine Nichte dürfe ihrem Onkel nie einen Fuß verweigern, das wäre gegen den Gehorsam, da that ihr Alles leid, was sie für Zoe gethan.

Zoe war viel zu harmlos, um von diesen Gefühlen ihrer Tante irgend eine Ahnung zu haben; auch nahm diese sich in Acht, sie wollte sich nichts merken lassen. Sie war zu gut geschult und hatte auch zu großen Respekt vor ihrem Gatten, um ihre Unzufriedenheit zu äußern. Als sie aber mit ihm in ihre Zimmer gegangen und Zoe bereits schlief, da zündete sie sich ein Licht an und ging heimlich in das große Bibliothekszimmer. Dort langte sie sich ein Gesetzbuch aus einer der Bücherreihen hervor und suchte in ihm nach, ob man die Nichte seiner Frau nach rumänischem Gesetz heirathen kann. Sie war in juristischen Büchern natürlich ganz unbewandert und konnte den betreffenden Paragraphen nicht finden. Schließlich mußte sie es darum aufgeben und legte sich dann müde zurück in einen der großen Lehnstühle der Bibliothek.

Dort saß die reichste und beneidetste Frau der Stadt, trockenen Auges, aber mit erstorbenem Hoffen, und rechnete nach, wie viele Jahre ihr Mann zählte.

Er war nur zwei Jahre älter als sie, also noch jung genug für eine neue Ehe!

Dabei war ihr zu Muth, als hätte er sich schon scheiden lassen, um ihre Nichte zu heirathen, die achtundzwanzig Jahre, also fast ein Menschenalter, jünger war als sie.

Aehnliches war oft vorgekommen. Der sechsundsechzigjährige Doktor Menoru in dem gelben Eckhaus hatte sich vor gar nicht langer Zeit scheiden lassen, um ein zwanzigjähriges Mädchen zu heirathen! Damals war es ihr gar nicht so schrecklich erschienen, sogar höchst natürlich, und natürlich würde die ganze Welt es finden, wenn das Unglück sie einmal ereilte.

Am nächsten Morgen stand Bolino früher als gewöhnlich auf. Seine Frau stellte sich, als schlief sie noch, denn sie beargwöhnte auch sein Frühaufstehen und blieb darum mit doppelter Apathie regungslos liegen.

Es war dunkles, trübes Wetter; wozu sollte sie ihr langweiliges Leben früher beginnen als nöthig? Vor drei Uhr kam nie Besuch. Es war ihr Empfangstag. Sie wollte sich sehr schön kleiden und in dem Saal neben dem Treibhaus ihre Gäste erwarten; alle sollten sie beneiden; sie wollte die Zeit, welche ihr bliebe, noch ausnutzen und heute noch eine neue Toilette bei Worth bestellen.

In dem Frühstückszimmer neben Frau Bolino's Schlafgemach plauderten unterdeß Nichte und Onkel.

„Ich habe heute viel vor,“ sagte Bolino mit seiner ganzen Wichtigkeit, „so ein Empfangstag stellt große Ansprüche an mich. Was hier gesprochen wird, wiederholt die ganze Stadt; bei mir treffen sich alle Parteien, söhnen sich aus oder bilden neue Gruppen.“

„Um Alles in der Welt,“ unterbrach ihn Zoe lachend, „dann komme ich nicht in den Salon; ich verstehe nichts von den Parteien und hasse die ganze Politik.“

„Ich hoffe aber sehr auf Deinen Beistand, mein liebes Kind! Deine Tante, so ausgezeichnet sie ist, war ihrer Stellung nie recht gewachsen. Mein Ideal eines Salons ist aber der, in welchem auch eine Frau herrscht, wie im vorigen Jahrhundert in Frankreich.“

„Aber, Onkelchen, ich weiß kein Wort zu sagen, ich kenne keinen Menschen.“

„Das macht sich schnell, wenn man Deine Intelligenz hat,“ entgegnete Bolino und zerbröckelte ein Stück Zucker. „Komm, setz' Dich neben mich, damit ich Dir die augenblicklichen Strömungen erkläre.“

„Nein, erst muß ich Dich fertig zeichnen! Wie Du mir eben Deine Bedeutung erklärtest, fing ich diese Karikatur in meinem Notizbuch an.“

Bolino rückte den Samovar, welcher ihm Zoe's Thun verdeckt hatte, zur Seite und beobachtete ihre langen, weißen Finger. „Ich werde Dir oben ein Atelier einrichten lassen, und Du kannst Malunterricht nehmen, wenn Du willst.“

„Natürlich will ich! Wenn nicht etwa der Maler irgend einer Strömung angehört, die nicht in Dein Haus kommt!“

„Nein, zu mir kommen Alle.“ Auf diesem Punkt verstand er keinen Spaß. „Meine innere Ueberzeugung habe ich natürlich, aber ich würde von meiner gesellschaftlichen Wichtigkeit verlieren, gäbe ich ihr Ausdruck; es



würde dann kein neutraler Boden mehr in der Stadt sein. Am vorigen Montag trafen sich Grisky und Mesoru hier; es war ein reines Lustspiel für die Anwesenden, wie feine Ironien sie sich sagten.“ Dabei hatten sie nur die Begrüßungsformeln ausgetauscht.

„Aber eigentlich war ich aufgestanden, um Dir die Kirchen zu zeigen, Zoe,“ setzte er hinzu.

„Ich gehe gern, aber kommt die Tante nicht mit?“

„Du weißt ja, Kind, daß ich nichts gegen sie sagen will — aber sie steht nie früh auf, sie schläft viel, eigentlich sogar zu viel!“

Er vergaß, daß er meistens mehr schlief, wenn nicht ein so angenehmer Gast im Hause war.

Zoe machte sich schnell fertig und stieg mit ihrem Onkel in das kleine Coupee. Zuerst fuhren sie zur Doamna-Balascha Kirche, dann zur Metropole; hinterher stellte Bolino seine Nichte dem Metropoliten vor, und um Ein Uhr waren sie wieder zu Hause. Die Tante erwartete sie mit größter Liebenswürdigkeit.

„Ich habe einen Brief von Papa, Zoe,“ erzählte sie ihrer Nichte.

„Was macht er denn, der brave Vater, in seiner Einsamkeit?“ fragte Zoe in ihrer burlesken Art.

„Er schreibt nichts von sich, sondern giebt nur noch einmal allerhand Verhaltensmaßregeln für Dich. Du sollst nicht zu viel tanzen, ich glaube, er hält Dich für sehr zart, wie Deine Mutter gewesen ist.“

Zoe hatte beim Worte „zart“ zu lachen begonnen, die Erinnerung an ihre Mutter aber, das bloße Erwähnen ihres Namens, warf einen Schatten über ihre ganze

Seele. Das peinliche Gefühl hatte nicht verdrängt werden können; mißtrauisch forschte sie in den Mienen von Onkel und Tante, ob auch sie von der merkwürdigen Bewandniß wüßten, welche es mit ihrer Mutter hatte?

Nach Tisch mußte Zoe sich an die Toilette begeben; Frau Bolino war schon angekleidet, und das rothbraune Sammetkleid schien ihr etwas Muth gegeben zu haben, denn während sie sich damit hatte ankleiden lassen, hatte sich ihrer eine Eingebung bemächtigt: Sie mußte Zoe schnell zu verheirathen suchen, damit diese nicht mehr ihrer Tante Lebensstellung bedrohte. Allerdings hatte das Mädchen einen eigenen Kopf, und wenn ihr nicht ein glücklicher Zufall zu Hülfe kam, plante sie umsonst; denn ihr Bruder, Toffescu, hatte sich jeden Versuch, eine Heirath für sein Kind zu Stande zu bringen, ernstlich verboten. Er hatte ihr gesagt, er würde nie seine Einwilligung zu einer „gemachten“ Heirath geben.

Frau Bolino war nicht klug, aber sie war gewißigt, und die in dreißig Jahren in dem Leben der großen Welt gesammelten Erfahrungen ersetzten ihr die natürliche Klugheit, den entschiedenen Mangel an Intelligenz. Auch war sie nicht übereilt, sondern langsam und bedächtig, was ihr ein Uebergewicht über die meisten Frauen ihrer Umgebung verschaffte.

Wenn sie ihre apathische Natur einmal so weit überwunden, um einen Entschluß zu fassen, führte sie denselben auch aus.

Während sie also in ihren prachtvollen Gemächern auf und ab ging, schien sie ordentlich zu wachsen und

wurde imposant in der Art, wie sie ihre lange Schleppe zu tragen verstand.

Wenn es an die eigene Haut geht, haben dumme Menschen oft mehr Hülfsmittel als gescheute. Weil ihr Gesichtskreis beschränkt ist, scheint ihnen das eigene Ich viel vertheidigungswerther.

„Soll Zoe den Thee serviren oder ich?“ fragte Frau Bolino ihren eintretenden Mann. Die Frage war nicht ohne Wichtigkeit und gab Herrn Bolino viel zu bedenken. Er wußte, daß seine Frau ihm, welche Entscheidung er auch trafe, ein falsches Motiv unterlegen würde. Darum schwankte er noch, nachdem er in Erwägung gezogen, daß beide Möglichkeiten zulässig wären, denn bei der Marquise d'Urume in Paris hatte die Tochter den Thee gemacht, beim Grafen Broffi die Gräfin, obgleich eine erwachsene Tochter im Hause war! Schließlich meinte Bolino: Da Zoe noch fremd wäre, möchte seine Frau in alter Weise selbst den Thee bereiten; den nächsten Montag könne man ja wechseln.

Frau Bolino dachte innerlich, sie wollte sich auch in der folgenden Woche nicht aus ihrem Hausfrauenrechte verdrängen lassen.

Diese Frage war kaum entschieden, als Zoe zurückkam und auch der erste Besuch hineingeführt wurde.

„Solch' einen frühen Winter haben Sie uns mitgebracht!“ begann Frau Bolino. „Meine Nichte — Sie erlauben, daß ich sie Ihnen vorstelle — bekommt einen trüben Eindruck von Bukarest, obgleich die Saison recht lebhaft zu werden verspricht. Wie fanden Sie gestern die Mochiz? Wir haben sie vor ein paar Jahren in

Nizza gehört, da war sie weit besser! Natürlich, sie ist älter geworden, wir auch, nur merken wir es nicht. Sie, gnädige Frau, sehen es höchstens an Ihren Kindern. Ich begegnete gestern dem kleinen Coca, er ist fast so schön wie Nuru in seinem Alter war, Nuru bleibt aber doch mein Liebling. Was thun Sie nur, um Ihren Kindern die frischen Farben zu erhalten? Ich kenne keine anderen, die so gut aussehen. Olympe's sind immer gelb! Und dieser arme Arman, nun ist er doch gestorben! Entsinnen Sie sich noch des letzten Picknicks, wo er so geistreich war?"

Wie sollte sich die Angeredete nicht entsinnen, es war noch kein halbes Jahr seitdem vergangen! Auch erwartete Frau Bolino keine Antwort, sondern redete weiter, ob ihr Gegenüber etwas dazwischen sprach oder nicht.

Bolino unterhielt sich mit mehreren Herren, wenn er Zeit hatte, denn er führte jede Dame bis zur Thür zurück. Zoe machte ein gelangweiltes Gesicht, was ihre Tante ärgerte und ihren Onkel beunruhigte.

„Ich freue mich sehr, Virianu's wiederzusehen,“ fuhr die Wirthin fort, „mir gefiel die kleine Frau außerordentlich; ich will Ihnen nur meine heimliche Vorliebe für Moldauerinnen eingestehen, wir sind alle warmerziger! Auch der Mann ist reizend, sehr fein und höchst sympathisch. Keine besondere Capacität, mein Gott! wie ich neulich der Fürstin sagte — neulich? es sind wohl vier Monate her, aber die Zeit fliegt so auf Reisen — es kann nicht Jeder eine besondere Capacität sein. Ich hat sie nämlich, sich beim Fürsten für Maßsu zu verwenden, der doch auch nicht etwa übermäßig be-

gab ist, trotzdem ist er mir, ehrlich gestanden, lieber als sein geistreicher Vetter.“

Da traten Virianu's ein. Lucy in langem, schwarzem Kleide, von oben bis unten mit Jetperlen bestickt, in einem weißen Hut, sah reizend aus. Zoe hatte Zeit, sie zu beobachten, weil sie zuerst alle anderen Damen begrüßte und dann höchst überrascht that, ihre „einzige Zoe“ hier zu treffen.

„Aber ich hätte Dich beinahe nicht erkannt! Du bist ja noch größer geworden, und dann die neue Frisur! Die andere stand Dir aber besser. Und was macht Dein reizender Papa? Herr Matassi brachte uns manchmal Nachricht von Euch, Du hast gar nicht geschrieben. Hast Du noch lange liegen müssen? Denken Sie nur, gnädige Frau“, wandte sie sich an Zoe's Tante, „ich war daran Schuld, daß Zoe sich am Fuße verletzete!“

„Keineswegs,“ unterbrach Zoe sie etwas hart, „wir wollen die alte Geschichte nicht mehr berühren.“

Zoe konnte aber nicht verhindern, daß Lucy eine höchst amüsante Schilderung davon gab, wie sie sich gezankt hätten. Lucy bemerkte dabei selbst erst, wie unausstehlich ihr Zoe doch eigentlich war, und darum wandte sie sich ihr noch einmal zu und küßte sie.

Zoe schwieg; Andere kamen. Um sich die Zeit zu vertreiben, zählte sie, wie viele Besucher gerade in dem Empfangssaal waren, als sie Costica Orbescu, der eben ihre Tante begrüßt hatte, auf sich zukommen sah. Ohne recht zu wissen, warum, stand sie auf und trat an den Theetisch, wo sie sich eine eingeschenkte Tasse nahm, aber so ungeschickt, daß der Löffel herunterfiel.

Frau Bolino wandte sich bei diesem Geräusch um und sah ihre Nichte erröthend und mit ängstlichem Blick fortschauen, als Orbescu an sie herantrat. Sie blickte noch einmal hin, und ihr fiel Zoe's trozige Antwort vom vorigen Abend ein. Zu gleicher Zeit merkte sie, daß ihr Gatte das Mädchen beobachtete, und ein boshaftes Lächeln flog über ihre Züge. Als sie nun mit dem russischen Legationssecretär weiter sprach, war ihr viel leichter zu Muth als vor einer Stunde. Jetzt wußte sie, daß Zoe am Ende der Saison verheirathet sein könnte.

Costica stand unterdeß einen Augenblick schweigend vor Zoe; sie hatte sich gefaßt und sah ihn mit ihren kalten Augen groß an. Er fand diese Augen einzig schön; sie reichten bis an seinen Mund; er hätte die scharf gezeichneten Brauen gerade küssen können. Doch er mußte etwas sprechen.

„Gefällt Ihnen Bukarest?“

„So viel ich davon gesehen, z. B. das Athenäum, nicht besonders.“

„Ich hatte gehofft, Sie würden noch bei dem schönen Wetter anlangen, zu dem Wettrennen.“

„Ich verstehe nicht viel von Rennsachen,“ murmelte sie.

Lucy trat heran und wandte sich an Costica: „Lady ist zugeritten! Ich hoffe, das Wetter gestattet uns bald, die Promenaden wieder aufzunehmen. Herr Orbescu war nämlich so freundlich, sich um mein Reitpferd zu kümmern.“

Zoe fand das ganz natürlich und wunderte sich nur, seit wann Lucy für's Reiten schwärmte. Costica war

ärgerlich, daß Frau Virianu seine Unterhaltung störte und sich Zoe gegenüber den Anstrich gab, als hätte er sich um sie bemüht.

„Es würde mir allerdings ein besonderes Vergnügen gewesen sein, mit Ihnen zu reiten,“ sagte er daher, „leider hat der Arzt es mir, meines Hustens wegen, auf's strengste verboten.“ Lucy drückte höflich ihr Bedauern darüber aus, daß er leidend wäre, und wandte sich dann gekränkt ab.

Zoe lächelte; vielleicht fühlte sie genau, daß er absichtlich vor ihr unfreundlich zu Frau Virianu gewesen, doch fragte sie:

„Warum waren Sie nicht höflicher?“

Er zuckte mit den Achseln und machte ein komisch hilfloses Gesicht: „Frauen verstehen nur solche Sprache!“

„Sie werden sich wohl sehr irren,“ entgegnete sie hochmüthig.

„Meine Erfahrung ist recht reichhaltig,“ erwiderte er ruhig und unverschämt; „es giebt zwei Arten von Frauen, die eine ist durch Zärtlichkeit und Schmeichelei zu beherrschen, die andere durch Grobheit. Daneben sind ein paar Ausnahmen!“ und er verbeugte sich vor Zoe. Diese mußte auf seine dreiste Art nichts zu erwidern, sie hatte es nie für möglich gehalten, daß Jemand so unverschämte Dinge sagte. Dabei warf er so merkwürdig verschleierte Blicke auf sie. Es lag wie ein Nebel über seinen Pupillen, und sie wurde roth und röther, als er sie auf sie richtete. Sie mußte etwas sagen, um den peinlichen, fast schmerzhaften Zauber zu brechen.

„Wohnen Sie immer hier?“ stieß sie endlich heraus.

Er durfte sie ohne Scheu ansehen, da er der Gesellschaft den Rücken kehrte, während sie Aller Augen ausgefetzt war.

„Ja, die edle Stadt ist meine Heimath, aber bis vor zwei Jahren war ich mehr in Paris als hier. Nur dort läßt sich's leben, nicht wahr?“

„Ich war nie da, aber ich möchte auch nicht fort aus meinem Lande,“ antwortete sie, „ich habe die Moldau leidenschaftlich lieb.“

„Leidenschaftlich lieb?“ wiederholte er. Es war ein gefährliches Wort in dem eigenthümlichen Bann, in dem er sie hielt. „Wissen Sie denn, was ‚leidenschaftlich lieb‘ ist?“

Joe antwortete nicht, sondern ging fort, auf einen Stuhl zu, welcher in der Nähe ihrer Tante leer stand, und nahm sich im Vorübergehen einen kleinen Kuchen, an dem sie nagte.

Sie hatte erwartet, daß er ihr folgen würde; das Gespräch sollte ja nicht abgebrochen, nur ein wenig verändert werden. Er aber mischte sich in eine Herrengruppe — der Saal war jetzt recht voll — und verschwand nach einer kleinen Weile. Nun wurde Joen ganz bange zu Muth, ihr kam es sogar fast zum Weinen.

Demeter Matajfi hatte wirklich Unglück, daß er gerade in diesem Augenblicke an sie herantrat.

„Ich habe die Sitte der Empfangstage noch nie so gut gefunden wie heute,“ sagte er, als er sich freudestrahlend neben sie setzte.



Seine Freude reizte sie und sie erwiderte: „Wie eigen! Ich dachte gerade darüber nach, daß es die dümme, geistloseste Art ist, die Zeit tod zu schlagen, welche unser dummes Jahrhundert erfunden hat!“

„Hoffentlich meinen Sie es nicht für den jetzigen Augenblick, wo ich so glücklich bin, Sie hier wohl zu sehen?“

„Doch, ich meinte es auch für heute,“ sagte sie gelangweilt.

„Wahrscheinlich sind Sie noch von der Reise angegriffen?“

„Sie sagten ja eben, ich sähe wohl aus!“

Er schwieg.

„Warum sehen Sie mich so demüthig an?“ fuhr sie fort; sie konnte ihre Verstimmung immer noch nicht bemeistern.

„Es steht Ihnen schlecht, Fräulein Zoe, wenn Sie so mürrisch sind. Ich möchte Ihnen die Falte von der Stirn fortsehen können.“

„Sehr freundlich, aber bemühen Sie sich nicht umsonst.“

„Kann ich heute kein liebenswürdiges Wort aus Ihrem Munde zaubern?“

„Das kommt auf Ihre Zauberkraft an!“

Zoe war froh, daß das Fortgehen verschiedener Damen sie zwang, aufzustehen, um sie zu begleiten. Sie wollte gegen den guten Demeter nicht ungezogen sein, aber sie konnte sich wirklich nicht bezwingen.

Nachher stand sie einige Zeit neben ihrem Onkel, der mit einem Akademiker über Alexandri's dramatische

Begabung sprach und der sich freute, daß seine Nichte seine weise Kritik mit anhörte. Als Demeter fortging, reichte sie ihm die Hand und sagte möglichst freundlich: „Auf Wiedersehen!“ Damit hoffte sie Alles wieder gut gemacht zu haben.

---

## IX.

Frau Bolino wälzte den Gedanken, Zoe schnell zu verheirathen, doch vielfach in ihrem Kopfe herum, ehe sie sich entschloß, nach ihm zu handeln. Costica Drbescu war aus sehr guter Familie, das wiederholte sie sich unaufhörlich zu ihrer eigenen Beruhigung. Aber seine Herkunft war auch der einzige nicht anfechtbare Punkt an ihm. Er war ganz verarmt, bekannt als ein leichtsinniger Weiberheld, außerdem von äußerst zarter Gesundheit. Da sein Vater an der Schwindsucht gestorben, lag die Befürchtung nahe, daß auch er brustkrank werden könnte.

Daß Zoe jung Wittwe würde, sah Frau Bolino nicht gerade als ein Unglück für sie an. Nein, aber er konnte auch langsam hinsiechen, und sie müßte dann ihre besten Jahre an's Haus gekettet verbringen, oder mit einem kranken Manne im Auslande herumreisen. Und doch, allmählich befreundete sie sich mit dem Gedanken. Zoe interessirte sich nur für Costica; bei keinem Anderen war auch nur eine leise Hoffnung auf Erfolg. Ihr Bruder wollte überhaupt noch nichts von Zoe's Heirath hören. Sie aber mußte die gefährliche Nichte, ehe es zu spät war, verheirathen, wenn sie nicht selbst zu Grunde gehen wollte.

Zoe wohnte seit sechs Wochen in ihrer Tante Haus. Das Weihnachtsfest und der große Neujahrball bei Hof waren vorüber, und nun begann der Karneval, den Zoe mitmachen sollte, obgleich sie behauptete, wenig Vergnügen am Tanzen zu finden. Sie war nicht sehr beliebt unter den Damen wegen ihres selbständigen Charakters und ihres bestimmten Auftretens. Außerdem verziehen ihr wenige Frauen, daß alle Männer sie originell und schön fanden.

Ihr Onkel betete sie mit jedem Tage mehr an. So entschloß sich Frau Bolino denn zu dem zweiten Schritt. Der erste war gewesen, daß sie die jungen Leute unaufhörlich zusammenbrachte. Ihr Mann wandte nichts dagegen ein; da sein Haus für Alle gastfrei, merkte er vielleicht kaum, daß Orbescu so bevorzugt wurde von seiner Frau. Der zweite Schritt bestand darin, daß sie zu Frau Orbescu fuhr, und zwar etwas vor der hergebrachten Visitenzeit, um sie allein zu treffen.

Costica's Mutter lag in einem verflechten, schwarzen Morgenkleid, an dem mehrere Knöpfe fehlten, auf ihrem Sopha; sie hatte wegen einer starken Erkältung seit mehreren Wochen das Zimmer nicht verlassen. Daher war sie doppelt froh, den Besuch der geselligsten Dame der Stadt zu bekommen, die ihr sicherlich das Neueste mittheilen konnte.

„Ich werde alt,“ meinte sie, „das fühle ich bei jeder Gelegenheit. Anfang Dezember bin ich im offenen Wagen vom Theater zurückgefahren, gleich wurde ich krank.“

Frau Bolino erwiderte einige höfliche Phrasen, dann

sagte sie, daß sie wegen der Verloosung beim Wohlthätigkeitsball gekommen wäre. Im vergangenen Jahre hätten sich die jungen Damen den unpassenden Scherz erlaubt, die Nummern der Gewinne schnell zu verändern, wenn Einer, dem sie nichts gönnten, eine gute Nummer gezogen hätte. Um das zu vermeiden, schlug sie vor, daß einige der älteren Damen der Verloosung vorstehen sollten.

Frau Orbescu, welche den eigentlichen Zweck des Besuches immer noch nicht errathen hatte, wußte genau, daß dies nur ein Vorwand war. Sie stimmte ihr vollkommen bei: „Wenn mein Sohn mich am nächsten Sonnabend nur ausgehen läßt,“ fügte sie hinzu, „er ist übertrieben besorgt und ängstlich um mich.“

„Ja, Herr Orbescu ist ein ausgezeichnete Sohn, das läßt ihm sogar die böse Welt, welche ihm sonst nicht gern viel Gutes nachsagt,“ erwiderte Frau Bolino, das Thema mit Freuden aufgreifend. „Es ist ein Glück für Sie, daß er nicht an's Heirathen denkt!“

Jetzt hatte Frau Orbescu verstanden, und sie mußte sich zusammennehmen, um ihre Freude zu verbergen.

„Sagen Sie das nicht! Ich wäre sehr froh, wenn er sich zum Heirathen entschlösse; dann würde ich ruhig sterben können.“

„Er scheint noch gar nicht daran zu denken, wenigstens sieht sein Lebenswandel nicht darnach aus.“

„Mein Gott, man übertreibt hier Alles!“ entgegnete seine Mutter lächelnd. „Es ist schwer für meinen Sohn, er ist ein so großer Liebling der Frauen. Was verlangen Sie von ihm? Soll er den Joseph spielen?“

Ich habe darin wirklich mit der Zeit meine Ansichten geändert. Als ich jung war, fiel es mir auch schwer; mit meinem Manne habe ich Manches lernen müssen, und ich versichere Sie, ich war nicht weniger glücklich, weil ich manchmal Grund zur Eifersucht hatte.“

Frau Bolina war in diesem Punkte anderer Ansicht, sie fühlte acut dasjenige, was sich erst, nachdem es überwunden ist, so schön auf Theorien ziehen läßt.

„Und doch müssen Sie viel Sorge um Ihren Herrn Sohn haben,“ meinte Frau Bolino, um auf den Brennpunkt des Gesprächs zurückzukommen; „ich bin recht froh, daß ich keine Kinder habe.“

„Aber in diesem Winter haben Sie ja ein reizendes Adoptivtöchterchen in die Welt geführt! Leider habe ich sie noch nicht gesehen, aber Alle sind entzückt von ihr. Wer war die Mutter?“

„Eine Engländerin. Von ihr hat Zoe die hellblonden Haare. Ich habe meine Schwägerin nicht gekannt, sie starb bei der Geburt der Tochter. Wir reisten damals in Süditalien und erfuhren die Verheirathung meines Bruders, Zoe's Geburt und den Tod seiner Frau so ziemlich zu gleicher Zeit. Mein Bruder war immer ein Kauz, seit jener Zeit ist er ganz menschenscheu.“

„Ich hörte einmal — aber natürlich habe ich es nie geglaubt — es wäre nicht Alles ganz in Ordnung gewesen?“

Als schlauer Händler wollte sie das Kaufobject etwas herabsetzen, in ihrem Falle ein begreifliches Vorgehen, da ihr Sohn wenig in die Waagschale zu legen

hatte. Frau Bolino sah sie ganz verblüfft an, dann lächelte sie aber, sie durchschaute den Gegner.

„Nein, meine Liebe,“ sagte sie bestimmt, „es ist Alles ganz und gar in Ordnung!“ Damit brach sie aber das Gespräch ab; sie hatte für den ersten Anfang genug geleistet und wußte, daß Frau Orbescu wie ein gieriger Wolf über die Angelegenheit herfallen würde und ihr so leicht Niemand die Partie aus der Hand reißen könnte — wenn nur Costica damit einverstanden war!

Als dieser, der meistens mit seiner Mutter speiste, zur Eßensstunde kam, machte sie ihm glückstrahlend Mittheilung von der Eröffnung der Verhandlungen und rühmte sich, daß sie kein Wort von seiner Liebe hätte verlauten lassen. Ihr, der blinden Mutter, hatte es natürlich geschienen, daß man ihren Sohn für eine der besten Partien des Landes wählte, Costica aber war wie vom Donner gerührt, daß man um ihn warb. Er stand auf und ging unruhig im Zimmer hin und her: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte er schließlich, „da ist irgend Etwas vorgefallen zwischen Bolino und Zoe, und nun wollen sie das Mädchen schnell verheirathen! Ich bin ihnen dazu recht, weil sie meinen, mir liegt nur an der Mitgift. Aber sie sollen sich irren, mir liegt nur an ihr!“

Frau Orbescu kannte ihren Sohn gar nicht wieder, sie schaute ihn beunruhigt an.

„Costica, denke doch an die Geschichte mit der Mutter, ist das nicht Grund genug, um nicht gar anspruchsvoll zu sein?“

Er aber schwieg und wollte sich nicht einmal zu

Tisch setzen; nach einer Weile nahm er dann seinen Hut und ging davon. Als er wiederkam, sprach er kein Wort mehr von der Angelegenheit; aber jetzt, wo sein kühnstes Hoffen sich erfüllte, sah er sein Glück mit einem schwarzen Schleier bezogen.

---

X.

Zoe erschien Costica immer wie ein störrisches Pferdchen, und die Hestigkeit, mit welcher sie sich gegen jede seiner Unverschämtheiten aufbäumte, zog ihn unwiderstehlich an. Ihm wurde ganz schwindelig vor einer Art Stolz, wenn er sich dachte, sie könnte seine Frau werden. Welch steter Kampf und süßer Sieg über dies stolze und doch so kindlich unschuldige Mädchen! „Die einzige Frau, die mich nie langweilen könnte; sie hat so viel Feuer, so etwas ganz Anderes als alle anderen Mädchen; nichts von der hergebrachten Sentimentalität,“ sagte er seiner Mutter, während er sich für den Ball ankleidete, welcher zum Besten der Armen im Theater stattfinden sollte. Seine Mutter wohnte meistens seiner Toilette bei.

Gerade an dem Abend hatte Zoe, als wollte sie seine Worte wahr machen, etwas merkwürdig Ungebundenes. War es das National-Kostüm, welches sie so oft zu Hause getragen, und welches ihre nicht immer ganz abgemessenen Bewegungen nicht hemmte, war es die Tracht des Haars, welches in zwei Zöpfen unter dem kleinen rothseidenen Kopftuche hervor über den Nacken fiel — kurz sie erschien wirklich wie ein Bauernmädchen.

Lucy dagegen trug die Nationaltracht wie einen Maskenanzug und sah verkleidet aus.

Costica hatte am Eingang des Theatersaales, welcher glänzend erhellte und decorirt war und ein Gewoge bunter Trachten enthielt, auf Zoe gewartet und sie um die erste Hora gebeten. Sie antwortete ihm aber, sie wolle dem Tanze nur zuschauen. Es war ihr plötzlich gar zu verlegen, in dem kurzen Rock, in der engen Tracht zu tanzen, und nun gar an seiner Seite in der Hora. So ging sie gleich mit ihrem Onkel in die Loge, während die Tante ihren Pflichten bei der Lotterie zu genügen hatte. Frau Bolino war sehr unangenehm dadurch berührt, daß Costica unten im Saale blieb, wo er tanzte und scherzte, anstatt, wie sie erwartete, hinauf in die Loge zu eilen. Sie benutzte daher die erste Gelegenheit, ihm die Bitte aufzutragen, einige Kleinigkeiten, welche sie gewonnen, hinauf zu Zoe zu bringen.

„Das Kind wird sich so darüber freuen,“ sagte sie.

Zoe wußte, warum Costica nicht kam, sie hatte ihm den Tanz am vorhergegangenen Tage versprochen. Uebrigens belustigte sie sich scheinbar sehr gut; nebenbei in der Loge saß Frau Mureanu mit ihren beiden Töchtern, und die jungen Mädchen fanden viel zu belachen.

„Sieh nur, Natalie! Wie entsetzlich sie aussieht in der Bauerntracht, wie eine Kugel, und im vorigen Jahre nahm sie noch Arsenik, um dicker zu werden.“

Bolino fand es am wenigsten vergnüglich da oben in der Loge; Zoe erschien ihm schöner als je, er wollte ihr das sagen, aber wußte nicht, wie er das einem jungen Mädchen recht ausdrücken sollte!



„Wenn wir zu Ostern auf's Land gehen, Zufa,“ (er nannte sie immer so) „mußt Du täglich dies Kostüm tragen, es ist eine vollkommene Augenweide.“

„Ich glaube nicht, daß ich Dir den Gefallen thue, ich brauch' Dir ja nicht zu gehorchen, da Du nicht mein Vater bist.“

Zoe hatte schon einen ganz anderen Ton mit ihm eingeschlagen.

„Daß Du nicht meine Tochter bist, ist sehr gut, es wäre zu gefährlich.“

„Danke für's Compliment.“

Darauf trat Costica ein; Zoe's lachende Miene verfinsterte sich.

„Ihre Frau Tante schickt mich,“ sagte er.

Bolino sprach mit einem Herrn, der ihn von unten angeredet, so erwiderte Zoe schnippisch:

„Meine Frau Tante ist eifersüchtig.“

„Hat sie Recht?“ fragte Costica halblaut.

„Recht? Wahrscheinlich!“ und sie kräufelte verächtlich die Lippe, „Mein Onkel wird wie alle Männer sein und ein junges Mädchen einer alten Frau vorziehen!“

Costica war zu seelenroh, um dies anders als geistreich zu finden; Frau Mureanu aber nebenbei schaute das junge Mädchen, das gar nicht zu wissen schien, was sie hinsprach, ganz entsetzt an.

„Darum will Ihre Tante Sie verheirathen?“ meinte Costica leise.

„Mich?“ Zoe erröthete. „Mit wem? Ich will nicht heirathen!“

„Mit mir zum Beispiel. Würden Sie mich nehmen?“

„Lieber spränge ich hier aus der Loge hinaus!“ antwortete sie und wurde dunkelroth.

Er lachte. „Sie scheinen keinen Spaß zu verstehen!“ Wie resignirt setzte er hinzu: „Der Sterne, der begehrt man nicht.“

Zoe wandte sich ab und schaute in den Theater-saal, während Bolino einige Worte mit Costica sprach. Als letzterer sich Zoe wieder näherte, sagte sie leise:

„Meine Tante braucht sich keine unnöthige Mühe zu geben; meine Heirath ist schon so gut wie beschlossen seit dem letzten Sommer.“

„Ist das wahr? Habe ich keine Hoffnung?“ fragte er mit nicht gespielter Erregung. Dann beugte er sich — scheinbar um in den Saal hinab zu blicken — ein wenig über sie.

Die Musik drunten spielte Tanzweisen. Zoe athmete schwer, die Nähe dieses Mannes bedrückte sie; wenn er nur einen Schritt zurücktreten und sie nicht mit seinen merkwürdig verschleierten Augen streifen wollte! Ihr fauste das Blut in den Ohren, taktmäßig wie die Tanzweise drunten. Ihre Nachbarin rief sie an, um ihr den neuen englischen Konsul zu zeigen. Zoe machte eine moquante Bemerkung über seine flachliegenden Augen, aber ihre eigene Stimme klang ihr fremd.

„Keine Hoffnung?“ murmelte er noch einmal und beugte sich wieder über sie hin. Sie hätte ihn zurückstoßen mögen, doch betäubte seine Nähe ihr alle Sinne.

Endlich nahm sie ihre Kraft zusammen, blickte ihm groß in die Augen und sagte laut: „Nein, keine!“

„Solch Wort aus Frauenmunde ist so gut wie ein Ja!“ meinte er lachend und verfiel in seinen gewöhnlichen scherzhaften Ton.

Zoe wurde der Antwort überhoben, denn Lucy mit ihrem Manne trat ein.

„Ich komme, um mich ein wenig bei Dir zu erholen; unten ist es so voll, und wir haben keine Loge bekommen.“ Virianu's bekamen oft keine Loge, wenn sie in diejenige von Bekannten gehen konnten.

„Sie sind eine reizende Bäuerin, gnädige Frau,“ sagte Costica zu Lucy, welche sich vor dem großen Spiegel in der Loge den Schleier zurechtzupfte.

„Finden Sie?“ entgegnete sie etwas spitz. „Sie sind nicht der Erste.“ Sie lebte mit ihm auf entschiedenem Kriegsfuß, was Zoe seit einiger Zeit merkwürdig angenehm war.

„Wie finden Sie die Fürstin?“

„Schön wie immer; das Kostüm ist wie für sie erfunden!“ entgegnete Zoe und schaute zum erstenmal aufmerksam hinab.

„Die Frauen der auswärtigen Diplomaten sind alle in rumänischer Tracht erschienen, wie liebenswürdig!“ fuhr Lucy fort. „Aber wer ist die große Blondine drüben, die eben eintritt?“

Zoe kannte sie nicht, Costica auch nicht, er sagte daher, es müßte eine Fremde sein; Bolino aber, nachdem er sie längere Zeit durch das Glas betrachtet, erkannte sie.

„Wirklich, sie ist's; es ist die Fürstin Lomara, Katharina Stavro; natürlich, ich mußte ja, daß sie dieser Tage durchreisen würde, ihr Mann ist von Paris nach Constantinopel versetzt. Ich muß ihr gleich meine Aufwartung machen.“

„Was für ein Landsmann ist er?“ fragte Jean.

„Aber, Jean,“ erwiderte seine Frau, „das weißt Du doch, daß Lomara italienischer Gesandter in Paris war!“

Allmählich richteten sich die Operngläser aus allen Logen auf die schöne Fürstin. Sie trug von der Nationaltracht nur den Schleier, den sie sich um das Haupt geschlungen, sonst war sie in weißer Balltoilette, deren Kostbarkeit allgemein angestaunt wurde.

„Zoe, sieh nur die Solitärs in ihren Ohren,“ sagte Lucy und reichte ihr das Opernglas. Zoe willfahrte der Aufforderung, obgleich sie nicht viel Verständniß für Schmuck hatte. Sie sann nach, wo sie den Namen Stavro kürzlich gehört und woher ihr die Fürstin so bekannt schien.

„Und diese Spitzen,“ fuhr Lucy fort, „wie prächtig ist die Toilette!“

Lucy verwandte das Glas nicht mehr von der Fürstin, welche fast bewegungslos in ihrer Loge lag, Niemand ansah, sondern sich nur ansehen ließ. Zu den Besuchern ihrer Loge, welche ihr Mann mit großer Höflichkeit empfing, wandte sie nur ein wenig das Haupt; Wenigen reichte sie die Fingerspitzen, welche sich sonst nur mit dem langsamen Auf- und Zuflappen ihres Straußenfederfächers beschäftigten. Augenscheinlich lang-

weilte sich die Frau und war gewohnt sich zu langweilen, ohne ein Hehl daraus zu machen.

„Der wievielte Mann ist Lomara?“ fragte Jean Herr Bolino.

„Der vierte,“ entgegnete dieser. „Ein Scholly war der erste, der Kleine, ein Schwager von Demeter; dann ging sie mit Gacescu durch; von dem schied sie sich und heirathete Leveru, welcher starb. Jetzt ist sie wohl an fünf Jahre Fürstin Lomara.“

„Man sieht es ihr aber gar nicht an,“ meinte Zoe.

„Was?“ fragte Costica und rief damit ein lautes Gelächter hervor.

„Ich meinte, sie sieht jung aus!“ sagte Zoe mit harter Stimme. Sie warf den Kopf zurück und war roth vor Aerger geworden.

„Jung kann sie dabei ja sein!“ erwiderte Lucy.

„Vor zwanzig Jahren, als ich das kleine Schloß auf Breseşti einweihete, tanzte sie mit unter meinen Gästen! Dein Vater, Zoe, war auch dabei!“ sagte Bolino in seiner wichtigthuenden Art.

„Das nenne ich noch eine Frau!“ meinte Jean, „Die Race stirbt bei uns aus!“

„Sehr schmeichelhaft!“ entgegnete seine Frau, „Ich hörte aber, sie sei sehr dumm!“

Bolino, der sich für berechtigt halten mochte, ein richtiges Urtheil über Dummheit abzugeben, zog die Stirn kraus und sagte: „So heißt es immer, wenn eine Frau besonders schön ist, und man ihr nichts anhaben kann.“

„Ich meine aber, man kann ihr auch sonst genug anhaben!“ unterbrach Zoe. „Vier Männer!“

„Wenn sie doch ein so großes Herz hat,“ entgegnete Jean scherzend.

„Sie ist sehr schön,“ entschied Lucy, welche sie durch's Glas beobachtete, „ich fange an, mich in sie zu verlieben; sie ist nur ein wenig stark.“

„Nicht zu stark,“ meinte Costica, „doch das Kleid ist nicht genügend ausgeschnitten.“

Zoe wandte sich ab und blickte auf den Tanzraum; sie haßte solche Unverschämtheit, konnte aber nicht umhin, zu hören, daß Lucy lachend erwiderte: „Sie verlangen zu viel!“

Zoe mußte jedoch wieder auf die Fürstin Comara blicken; sie staunte sie an und begriff die Männer, welche sich vor dieser Schönheit neigten. Diese wunderbaren Formen anschauen zu dürfen, vom Blicke dieser Augen gestreift zu werden, das mußte ihnen die Sinne verwirren! Zoe kam sich neben ihr gar nicht wie ein Mensch, aus demselben Stoffe geformt, vor; hätte sie den rothigen Hals küssen dürfen, sie hätte es vor Ehrfurcht doch nicht gewagt.

„Sie hat noch eine Schwester,“ sagte eine Dame der linken Nebenloge zu Lucy, „die ihr durchaus nicht ähnelt, so daß es immer hieß, der alte Fürst . . .“ Darauf hörte Zoe Lachen und Tuscheln.

Noch eine Schwester! Richtig! Jetzt mußte Zoe, wo sie den Namen Stavro und Comara gehört! Im Kloster Agapia. Die Fürstin war die Schwester der lebenswürdigen Nonne! Zoe wollte eben Lucy diese

Mittheilung machen, als ihr Onkel, Jean und Costica die Loge verließen, um in den Tanzraum hinab zu gehen, da die schöne Gesandtin sich angeschickt, am Arme ihres Gatten einen Gang durch die unteren Räume zu machen.

Zoe verfolgte sie gespannt mit den Augen, so daß sie überhörte, wie ihr Onkel zurückkam.

„Zoe, denk' Dir, sie reist erst übermorgen, das Schiff geht nur Mittwochs und Sonnabends. Darum hat sie versprechen können, morgen bei mir zu speisen. Sie erkannte mich gleich wieder!“ Bolino gab sich vergeblich Mühe, zu verbergen, wie stolz er darauf war. Auch Zoe vergaß einen Augenblick Costica und ihr eigenthümliches Gespräch mit ihm über der Freude, die schöne Frau in nächster Nähe zu sehen.

Costica schien das zu fühlen, denn er ging sehr verstimmt vom Theaterball fort. Unterwegs fand er das Café Royal noch offen und trat ein. Ein Kreis von Literaten und Zeitungsschreibern pflegte sich dort ziemlich regelmäßig zusammenzufinden bei einer kleinen Tasse türkischen Kaffees. Costica war mit Allen bekannt, aus der Zeit, wo er ein französisches Blatt redigirt hatte. Damals hatte er ziemlich beunruhigende Opposition gemacht, bis die Regierung ihm einen Posten gab, damit er sein Blatt eingehen ließe. Da einige Schulden ihn jetzt recht drückten und sein Credit erschöpft war, dachte er schon lange daran, wiederum auf ähnliche Weise etwas von der Regierung zu erpressen. Die Judenfrage sollte ihm die Gelegenheit dazu verschaffen. Sie spukte seit dem Berliner Congreß in den Köpfen und mußte in der nächsten

Kammerjession zum Austrag kommen. Wenn er irgend ein Blatt gründete, konnte er die Leidenschaften schüren, und die Regierung mochte, wenn er sehr heftig wurde, genöthigt sein, Stillschweigen von ihm zu erkaufen! Vielleicht wäre es noch sicherer, sich mit der Alliance Israélite in Verbindung zu setzen? Darum benutzte er die zufällige Gelegenheit, mit den Zeitungsschreibern die Freundschaft zu erneuern, doch so viel Mühe er sich gab, sein Interesse der Kaffeehausdiscussion zuzuwenden, es kehrte immer zu Zoe zurück. Wenn er sie heirathete, hörten auch seine Geldsorgen auf.

So brach er um zwei Uhr wieder auf und schlenderte halb unwillkürlich dem Hause ihres Onkels zu. Er konnte von der Straße aus durch die entlaubten Bäume des Gartens, welcher es umgab, alle Fenster sehen. Das Grundstück lag zwischen zwei Straßen und hatte seinen Eingang an einer dritten, welche die beiden anderen kreuzte.

Costica durchmaß alle drei, um an irgend einem der Eckthürme Licht zu entdecken. Er hatte nämlich von Zoe erfahren, daß ihr Wohnzimmer einen Thurmerker hatte.

Aber Alles war dunkel.

„Was hätte mir das Licht auch genützt,“ sagte sich Costica, „da ich es doch nicht hätte ausblasen können, um die kleine Spröde in meinem Arm zu zerdrücken!“

---



XI.

Frau Bolino hatte an ihren Bruder geschrieben, daß Frau Orbescu sich für ihren Sohn um Zoe beworben hätte, und daß sie die Partie recht passend fände, da die jungen Leute sich gefielen.

Tossescu hatte umgehend geantwortet, daß er seine Tochter nie einem solchen Manne zur Frau geben würde, selbst wenn Zoe, was er ihr nicht zutraute, eine Zuneigung zu demselben hege. Er schloß seinen Brief mit einigen bitteren Worten; er hoffe, Frau Bolino hätte das unbegrenzte Vertrauen, welches er in sie gesetzt, nicht mißbraucht und Männer mit Zoe in Verkehr gebracht, die man sich fernzuhalten pflege. Natürlich fühlte sich Frau Bolino hierdurch sehr verletzt; da sie die Unterhandlungen einmal angefangen, hielt sie eigensinnig daran fest, sie auch zum guten Ende zu führen.

Auch hatte sie Frau Orbescu gegenüber ihre Machtvollkommenheit überschritten und mochte das nicht eingestehen. Wer hätte aber auch gedacht, daß ihr Bruder Alexander, der sonst Alles gut hieß und geschehen ließ, sich in dieser Sache, die doch so ausschließlich eine Frauenangelegenheit war, nicht von ihr bestimmen ließe! Sie setzte sich also augenblicklich hin und schrieb ihrem Bruder, daß Zoe Costica liebe, und wenn er nicht ein gewissenloser Vater wäre, müsse er seine Einwilligung zu ihrer Heirath geben. Was sei denn an Orbescu auszusetzen? Vermögen habe er allerdings nicht, aber sie würde ihrem Bruder nicht zugetraut haben, daß er so berechnend geworden! Außerdem könne sie ihn aus ihrem

eigenen Leben versichern, daß vermögende Männer sich meist im Recht glaubten, ihre Frauen zu tyrannisiren. Es würde immer schwer halten, da Zoe reich sei, einen Freier zu finden, der ungefähr eben so vermögend wäre wie sie. Im Uebrigen sei Costica das Ideal eines Mannes, geistreich, liebenswürdig, nicht leichtsinniger als alle jungen Leute der hohen Gesellschaft!

Während Frau Bolino dies schrieb, glaubte sie es selbst und behauptete in ihrer gekränkten Eigenliebe Vieles, was sie am Tage vorher bestritten hätte.

Diesen Brief hatte sie an demselben Tage abgeschickt, an welchem Fürst und Fürstin Comara bei ihr speisen sollten.

Am Abend nach dem Theaterball hatte sie noch mit ihrem Manne Kath's gepflogen, wer in Gesellschaft dieser seltenen Gäste eingeladen werden sollte. Da gerade ihr Abend-Empfangstag war, würde sich die halbe Stadt im Laufe des Abends bei ihr einfänden. Zur Tafel wollten sie daher nur wenige hochgestellte Persönlichkeiten ziehen, damit nicht mehr als zwölf bei Tische wären.

Bolino war froh, der Stadt seine Ausnahmstellung einmal wieder zu beweisen, denn außer bei dem regierenden Fürsten hatten Comara's bei Niemand gespeist. Ihr Aufenthalt währte allerdings auch nur zwei Tage.

Das Bolino'sche Haus hatte immer einen festlichen Anstrich. Der Haushofmeister bekam nur den Auftrag, Alles auf das schönste herzurichten, die Tafel mit vielen Blumen zu schmücken und dergleichen. Damit

hätte der Hausherr sich nun zufrieden geben können, aber er selbst wollte für alle Details sorgen.

„Was ziehst Du an?“ fragte er beim Frühstück seine Frau.

Sie sah ihn überrascht an. Dann fiel ihr ein, daß er diese Frage nur an sie stellte, um nachher eingehende Erkundigungen über Zoe's Toilette einzuziehen.

„Ich habe eine blaue Damasttoilette,“ entgegnete sie abweisend, „welche Du nicht kennst, dazu nehme ich blauen Schmuck.“

„Blau ist eigentlich mehr die Farbe von Blondinen, die Fürstin wird gewiß in Blau erscheinen.“

„Das kannst Du ja nicht wissen. Jedenfalls werde ich das besagte Kleid anziehen,“ antwortete sie bestimmt.

„Und Du, Zoe?“ fragte er weiter.

„Das weiß ich noch nicht! Das wird Lina bestimmen.“

„Darf ich entscheiden?“

„Warum nicht? Folgen werde ich Deinem Geschmack doch nicht.“

„Bitte, folge mir! Zieh Dein rumänisches Kostüm an!“

„Das wäre unpassend, da wir am Abend Viele empfangen!“ unterbrach Frau Bolino.

„Thue es mir zu Liebe,“ fuhr er fort, ohne den Einwand zu beachten. „Die Haare in zwei Flechten, das rothe Tüchlein, und Blumen am Ohr.“

„Aber die Gesandtin hat gestern genug Kostüme gesehen, Onkel,“ meinte Zoe.

„Das schadet nichts; es steht Dir zu gut!“

Als ihr Mann in sein Zimmer gegangen und Tante und Nichte allein waren, wandte sich Frau Bolino an Zoe und sagte mit einer Kälte, welche diese noch nie an ihr gesehen: „Ich verbiete Dir, anders als in Salontoilette heute Abend zu erscheinen.“

Zoe wurde roth. „Ich werde überhaupt nicht herunterkommen,“ sagte sie unüberlegt in der ersten trotzigen Aufwallung, „wenn Ihr Euch meinerwegen zankt. Ich bin doch wahrhaftig nicht daran schuld, wenn der Dnfel mich im Nationalkostüm hübsch findet!“ Damit stand sie auf und ging in ihr Zimmer.

Frau Bolino hatte große Angst vor ihrem Manne, aber doch ein zu richtiges Gefühl ihrer eigenen Würde, um Zoe zu folgen und sie zu bitten, ihre Drohung nicht auszuführen. Sie tröstete sich damit, ihre Nichte würde sich schon eines Besseren besinnen und doch zu Tisch kommen. Trotzdem behielt sie ein unbehagliches Gefühl während des Nachmittags, zumal ihr Mann gegen vier Uhr nach Zoe fragte, welche die ihm vom Haushofmeister vorgelegte Frage, was für Tischkarten er geben solle, entscheiden sollte. Die Wahl war zwischen Karten mit Blumen und Figuren und anderen, welche nur Chiffre und Wappen trugen. Frau Bolino antwortete ihrem Manne, sie glaube, Zoe wäre mit Lucy Virianu spazieren gefahren; so entschied er sich also selbst für die Karten, welche mit seinem Wappen versehen waren.

Um fünf Uhr schickte Frau Bolino ihre Kammerfrau zu Zoe und ließ fragen, ob sie ihr helfen könne. Zoe dankte für jede Hülfe. Als ihre Nichte um halb sieben Uhr immer noch nicht erschienen war, begann Frau

Bolino sich ernstlich zu beunruhigen. Um sieben Uhr sollte gegessen werden, und Zoe wußte, daß der Onkel es gern hatte, wenn seine Damen die letzte halbe Stunde angezogen im Salon die Gäste erwarteten. Und doch konnte Frau Bolino sich nicht entschließen, die Treppe hinauf zu gehen und Zoe persönlich zu bitten, besonders da sie durch ihres Mannes sichtliche Ungeduld immer erbitterter wurde. Er hatte ihre kostbare Toilette kaum beachtet und schaute nur nach der Thür. Endlich ging er nach oben, klopfte an Zoe's Thür: „Wo bleibt denn mein Mädchen?“

Lina öffnete ihm und sagte, ihre Herrin fühle sich unwohl und wollte Keinen sehen, sich nicht einmal anziehen.

„Ich muß sie sprechen,“ erwiderte er und schob das Mädchen zur Seite.

Zoe lag auf dem Sopha und las. Er blieb ganz starr stehen: „Was heißt denn das?“

„Tante war unfreundlich gegen mich, und ich kann nicht hinunterkommen!“

„Du mußt kommen,“ entgegnete er, „es geht nicht ohne Dich!“

Sie zuckte die Achseln.

„Kommst Du, wenn die Tante Dich persönlich bittet?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht!“ meinte Zoe. „Es ist schon zu spät, ich kann mich nicht mehr ankleiden!“

Als Bolino unten in den Saal trat, fuhr eben die erste Equipage vor. Er hatte noch Zeit, seiner Frau zu

sagen — denn er hielt darauf, seine Autorität bei jeder Gelegenheit geltend zu machen —:

„Ich verlange, daß Du hinauf gehst und Zoe bittest, daß sie kommen möchte!“ Marie Bolino maß ihren Mann mit ihren Blicken. „Noch bin ich Herrin des Hauses,“ antwortete sie.

Da traten schon die ersten Gäste ein; sie ging ihnen mit gewohnter Liebenswürdigkeit entgegen. Bolino war verzweifelt; doch ihm blieb nichts Anderes übrig, als Befehl zu geben, daß man ein Couvert von der Tafel nähme.

Nach Tisch hatte er einmal Gelegenheit, seiner Frau zuzuraunen, während sie ihn anlächelte, und auch er scheinbar scherzte: „Wenn Du sie nicht dazu bewegst, herabzukommen, ehe die Musikaufführung beginnt, kannst Du morgen fortreisen! Ich will Herr in meinem Hause bleiben!“

Frau Bolino unterhielt indeß die schöne Gesandtin. Sie sprach von Paris, London, Rom, von der Patti und der armen Kaiserin Eugenie, von Garibaldi und dem Papste, dem sie Beide einmal zu nahen Gelegenheit gehabt hatten. Auch von der gemeinsamen Heimath, der Moldau, redete sie, und Frau Bolino meinte, die Fürstin hätte auf der Durchreise Jassy wohl recht verändert gefunden? Die Wirthin war die gesprächigere, die Gesandtin wurde durch jede Frauenunterhaltung gelangweilt. Sie lag zurückgelehnt im Fauteuil und spielte mit ihrem Fächer. Ihr gegenüber hing ein großer venetianischer Spiegel, in welchem sie sich unterdeß be-

obachtete, während sie ihre „so,“ „wirklich?“, „Das glaube ich!“ äußerte.

Um neun Uhr kamen schon einige Herren, unter ihnen Costica Orbescu. Als Frau Bolino ihn sah, war ihr Entschluß gefaßt.

Sie benutzte die erste Gelegenheit, welche sich darbot, um ihn in eine Fensternische zu winken.

„Herr Orbescu,“ sagte sie, „ich weiß, Sie lieben meine Nichte. Mein Bruder will nicht die Einwilligung zur Heirath geben; wenn Sie aber jetzt hinaufgehen und Zoe bewegen, herab zu kommen, verschaffe ich Ihnen sein Jawort!“

Costica verstand natürlich nicht genau, wodurch er zu diesem Glück kam. „Wie Sie befehlen,“ erwiderte er mit verstellter Gleichgültigkeit, ließ sich von einem Diener die breite Treppe hinaufführen und klopfte an die ihm bezeichnete Thür.

Zoe war kein schlechtes Mädchen; sie mußte, ihre Tante würde darunter zu leiden haben, daß sie sich mit ihr überworfen. Sie hatte längst bereut, daß sie nicht früher nachgegeben. Darum ließ sie sich gleich nach ihres Onkels Fortgehen anziehen und wartete nur auf eine Gelegenheit, um hinabzugehen. — Sie war in Weiß gekleidet; der leichte, türkische Stoff war mit Gold bordirt, und eine breite, goldene Spange umschlang die mädchenhafte Taille. So ging sie Costica entgegen. In der Ueberzeugung, daß die Tante an der Thür klopfte, hatte sie selbst geöffnet. Als sie zurücktrat unter den großen Gasfackelleuchter, sah er, daß sie dunkelroth

geworden war. Seine Gegenwart überraschte sie so, daß sie keinen Gedanken fassen konnte.

„Was wollen Sie?“ fragte sie nur ganz verwundert.

Er betrachtete sie. Das lange Schleppkleid ließ sie noch größer erscheinen, die goldenen Nethren im Haar gaben ihr etwas Phantastisches, und wunderbar berückend war der weiße Hals, welcher bis zur Brust sichtbar war.

Zoe erröthete und erbleichte unter seinen Blicken.

„Was wollen Sie?“ stieß sie noch einmal heraus.

„Was ich will?“ und er trat näher an sie heran, sie wich nicht zurück, und plötzlich umfing er ihre Taille und drückte sie stürmisch an sich. Sie hätte sich nicht wehren können, er hielt sie fest umschlungen.

„Das will ich, Dich will ich!“ flüsterte er und küßte sie.

O, über den ganzen Troß des Tages, welcher die Schuld trug, daß Zoe es geschehen ließ! Von dem Augenblicke an, wo Costica sie berührt, war aller Troß verschwunden, das Eis geschmolzen und die ganze, hingebende Liebe der Frau in ihr erwacht. Sie erwiderte kein Wort, auch keinen seiner Küsse, aber sie war sein, bezwungen von seiner unmittelbaren Nähe. Blind, wie ihr Troß, schien jetzt ihre Demuth. Sie wußte nicht, wie viele Sekunden sie in seiner Umarmung unter dem glänzenden Kronleuchter gestanden; er war es, der sich losmachte, ihre Hand ergriff und sagte: „Komm hinab!“

Sie sah ihm scheu in die Augen und flüsterte: „Wie Sie befehlen!“

Ehe sie drunten in den Saal trat, hatte sie nicht



daran gedacht, daß er mit Gästen gefüllt war, und daß sie jetzt reden und lachen mußte; als sie es bemerkte, war sie schon im Saale, und der Onkel ging auf sie zu mit den Worten: „Endlich, endlich, ich hielt es aber auch wirklich nicht länger aus!“

Costica hörte es, und die Willigkeit, mit der Zoe seine Umarmung geduldet, erschien ihm plötzlich in einem anderen Licht. Zoe aber hatte den Kopf stolz erhoben und suchte seinen Blick; sie fühlte nicht, daß sie sich in seinen Augen erniedrigt, weil sie den Kuß geduldet von dem Manne, den sie zu heirathen gedachte.

Während Bolino mit seiner Nichte auf die Fürstin Comara zuing, wandte sich Costica an Zoe's Tante, welche ängstlich auf sein Eintreten gewartet hatte.

„Sie können auf mich zählen,“ sagte sie ihm, „ich halte mein Wort.“

„Ich habe mich unterdeß ihrer selbst versichert,“ sagte er unverschämt, aber indem er es sagte, wurde ihm ganz schwindelig bei der Erinnerung.

Die Fürstin Comara lag noch immer in dem rothseidenen niedrigen Lehnstuhl. Sie trug ein mit rothen Blumen besticktes schwarzes Sammetkleid, welches sich über hellrothem Atlas öffnete. Das blonde Haar, hoch aufgesteckt, ließ den Nacken frei und lag gewellt auf dem stolzen Haupte. Die Fürstin hatte im Laufe des Abends schon einige Mal von einer Nichte sprechen hören, ohne es weiter zu beachten. Als sie jetzt Herrn Bolino mit einer jungen Dame sich ihr nähern sah, fiel ihr das wieder ein. Sie wandte sich ihm freundlich zu und meinte: „Das ist wohl das junge Fräulein Bolino?“

Blötzlich wechselte sie jedoch die Farbe, wie er „Zoe Toffescu“ sagte. Zoe bemerkte es und sah auch, daß die Fremde merkwürdig forschende blaue Augen auf sie richtete, welche ihr so bekannt schienen, als hätte sie dieselben oft gesehen.

„Richtig, Alexander Toffescu ist Ihr Schwager,“ sagte die Fürstin zögernd. „Setzen Sie sich einen Augenblick zu mir, Fräulein Toffescu. Ist Ihr Herr Vater etwa auch hier?“

„Nein, er lebt auf dem Lande, Frau Fürstin!“

„So! . . . Hat er noch andere Kinder? Eine große Familie?“

„Nein!“ erwiderte sie wiederum und wurde roth. „Ich habe keine Mutter mehr.“

Die Fürstin fixirte sie schweigend. Zoe, um das Gespräch von ihren Familienbeziehungen abzulenken, fragte etwas verlegen, obgleich sie sich bewußt war, daß fragen nicht sehr höflich sei: „Haben Sie selbst keine Kinder, Frau Fürstin?“

Die Wirkung ihrer Worte war eine sehr merkwürdige. Die Fürstin richtete sich auf, maß Zoe mit einem bösen Blick und sagte dann: „Nein, Gott sei Dank, ich habe keine Kinder; ich habe mir auch nie welche gewünscht!“ Zoe wurde ganz verwirrt; sie hatte mit ihrer Frage die schöne Frau doch nicht beleidigen wollen. Diese schwieg darauf, wandte sich aber unmerklich von Zoe ab; nach einer Weile, während derselben sie scheinbar Zoe's Toilette gemustert, sagte sie: „Recht geschmackvolle Toilette.“

„Sehr gütig,“ erwiderte das junge Mädchen und fühlte sich höchst unbehaglich, bis mehrere Damen an

die Fürstin herantraten, um sich ihr vorzustellen. Da konnte Zoe unbemerkt den Platz verlassen. War es ein Traum, was sich da oben zugetragen? Nein! Er hatte sie geküßt, und sie liebte ihn, liebte ihn mit der Liebe, von der sie immer geträumt. Eine Viertelstunde später, als Fürst Lomara an seine Gemahlin herantrat, flüsterte diese ihm zu: „Guido, sieh Dir die Nichte des Hauses genau an, ob sie Dich an Jemand erinnert?“ Fürst Lomara befolgte seiner Frau Wunsch, während sie sich anschickte eine Quadrille zu tanzen.

Als sie nach kurzer Zeit aufbrachen — denn sie mußten am nächsten Morgen früh nach Giurgiu abreisen — und in's Hotel fuhren, kam Fürst Lomara auf seiner Frau Bemerkung zurück.

„Sie sieht Dir etwas ähnlich, Katharina, nur bist Du gewiß selbst in ihrem Alter schon viel schöner gewesen.“

„Es ist meine Tochter,“ sagte sie ruhig und legte sich etwas zurück, um den Eindruck zu beobachten, den diese Worte auf ihn machten.

Er schrak wohl einen Augenblick zusammen, dann aber vergaß er scheinbar andere Gefühle in der Bewunderung für seine Frau.

„Du bist wie eine der klassischen Frauen des Alterthums und erscheinst mir ganz übermenschlich!“

Sie fühlte keine Ironie in seinen Worten und fuhr fort: „Sie scheint es zu ahnen, Toffescu hat es ihr vielleicht mitgetheilt, obgleich ich ihn dessen nicht für fähig halte.“

„Arme Kleine,“ meinte der Fürst. „Ich bin aber froh, daß wir morgen weiterreisen!“

„Ich auch!“ sagte sie, als der Wagen vor dem Hotel hielt.

„Bist Du zu müde, um mir die Geschichte ausführlich zu erzählen?“ fragte der Fürst droben in den Gemächern seiner Frau.

„Viel zu müde; dies ist eine ertötende Stadt! Es ist auch nichts daran, Toffescu war hirnverbrannt, wollte, daß ich mich scheiden ließe und ihn heirathete, ja einmal wollte er sich und mich umbringen! Das war mir über den Späß; außerdem hätte ich ihm das Kind nie verziehen; ich hätte ja daran sterben können und war kaum zwanzig!“

Dem blasirten Aristokraten schwindelte es vor den Augen; ihm war, als legte er seine magere Hand um den vollen, weißen Hals seiner Frau und erdroffelte sie! Aber es war nur ein Schwindel, er zuckte zusammen und fragte:

„Verzeih, noch eins! Wie steht die Sache vor dem Gesetz?“

„Wie, vor dem Gesetz?“

„Mein Gott, ich meine, ob die Kleine Deines ersten Mannes Namen trägt?“

„Natürlich nicht! Toffescu nahm sein Kind in der ersten Stunde nach der Geburt, die Wärterin brachte mir aus dem Findelhaus ein sterbendes Kind, das gleich darauf verendete. Dies ist als mein Kind angezeigt

und begraben worden. Es war eine schreckliche Zeit für mich!“

„Das glaube ich!“ sagte Lomara erleichtert, aber wieder überlief ihn ein leiser Schauer.

---

## XII.

„Mein lieber Vater!“

„So feierlich! Nicht wahr, Du erschrickst förmlich, wenn ich ‚Vater‘ sage? Ich auch! Aber es ist sehr feierlich und wichtig, was ich Dir zu sagen habe, so feierlich, daß selbst ich, Deine Lachtaube, dabei nicht mehr lache. Mein einziger Papa, Costica Orbescu liebt mich und ich ihn! Wie es gekommen ist, weiß ich nicht. Als ich ihn zuerst sah, mißfiel er mir sehr, aber ich mußte immer an ihn denken. Zuerst mit Haß und Born; später, als ich ihn besser kennen lernte, durchschaute ich die Maske, welche er vor alle seine höheren Empfindungen zieht. Ich weiß wohl — denn Liebe macht demüthig — daß er eine andere Art hat als ich. Er hat immer in der großen Welt gelebt, er ist wie der Frühling, leichter Hand bezaubert er Alles; mein Element ist das nicht; aber aus der Liebe zu ihm werde ich all’ das lernen, was mir fehlt.

„Du hast es mir nie in Worten gesagt, aber mich doch fühlen lassen, daß Du mir die Wahl meines Gatten selbst überläßt. Ich habe freilich immer gesagt, ich würde nicht heirathen, nun will ich es doch und bitte, bitte Dich, meine Wahl gut zu heißen. Die Tante ist sehr glücklich, daß sich in ihrem Hause ein Liebesbund

geschlossen. Du hättest vorgezogen, wenn ich Herrn Mataffi lieb gewonnen; ich weiß, daß er das, was man so ‚besser‘ nennt, ist als Costica, weil er ruhig ist und milde; mich aber reizte das immer, er scheint mir kein Mann! In letzter Zeit habe ich ihn auch selten gesehen, ich glaube sogar, er ist versetzt.

„Schick’ mir schnell ein Wort der Zustimmung und sag’ auch zugleich, ob Du erlaubst, daß ich noch länger hier bleibe.“  
Deine Zoe.

„P. S. Die Stadt spricht von nichts Anderem heute als der Fürstin Lomara, geborenen Katharina Stavro. Morgen wird Aller Mund über mein Glück schwätzen! An der Fürstin Katharina habe ich nichts Außerordentliches gefunden, außer ihrer wirklich berückenden Schönheit. Sie sieht ihrer Schwester, der Nonne in Agapia, aber gar nicht ähnlich.“

Als Toffescu diesen Brief seiner Tochter las, glaubte er, ein Herzschlag müsse ihn rühren. Er saß einen Augenblick regungslos, dann lehnte er sich wie ohnmächtig in den Sessel zurück.

Marghiola, die alte Haushälterin, kam nach einer halben Stunde in’s Zimmer, um, wie immer, wenn ein Brief aus Bukarest eingetroffen, sich nach dem Befinden ihres Fräuleins zu erkundigen. Sie fand den Herrn noch so sitzen.

„Um Gottes Willen, es ist wohl irgend eine schlechte Nachricht von unserer Kleinen!“ Und die dicke, alte Frau setzte sich auf einen Stuhl nieder, was noch nie in ihres Herrn Gegenwart geschehen war.

„O nein, es ist Alles gut!“ entgegnete Toffescu, sich zusammennehmend. „Sie ist wohl und geht viel auf Bälle! Bitte, bestellen Sie aber, man möchte gleich anspannen. Ich muß zur Station fahren.“

Marghiola ging aus dem Zimmer; Toffescu hatte zuerst gedacht, er wolle ihr schreiben, die Tante zu bitten, daß sie sie augenblicklich zurückbrächte; dann entschloß er sich aber, ihr zu telegraphiren. Sie durfte nicht eine Stunde länger, als er vermeiden konnte, in derselben Stadt wie Katharina Stavro weilen! Als er durch die hoch mit Schnee bedeckten Felder fuhr, und sein Auge an den weichen Formen der Berge hing, welche den Horizont abschlossen, wurde ihm etwas leichter zu Muth. Das schöne Bild vor ihm beherrschte ihn, und die Winterruhe legte sich auf seine Gedanken. Er war nicht daran schuld, daß Alles so gekommen, er hatte Zoe glücklich sehen wollen und sie für einsichtsvoller gehalten, als sie war. Nun hieß es das arme verblendete Kind heilen. Wenn sie nur erst daheim wäre und die eine Gefahr überwunden hätte, die andere fürchtete er weit weniger, obgleich ihr Brief einen ernstern Tonfall hatte, welcher ihm neu war.

Doch plötzlich, während ein Baum, an dem er vorbeiglitt, ihm einen vollen Zweig mit Schnee in den Schlitten schüttete, durchzuckte ihn die Angst vor dem Fatum. Wenn es die Strafe für seine Jugendsünde wäre, daß auch seines Kindes Herz sich an einen Unwürdigen hinge? Was konnte seine Liebe ihr dann helfen? Sie konnte verhindern, daß Zoe Costica heirathete, aber nicht, daß sie ihre Jugendzeit

vertrauerte und, wie er, einsam durch's Leben ginge! Hatte er denn wirklich keine Gewalt über seines Kindes Herz? — Er wollte um Zoe wenigstens kämpfen und alle die Waffen, welche er vor seinem Gegner voraus hatte, benutzen!

Er sandte sein Telegramm ab; am folgenden Morgen würde sie da sein!

Marghiola sagte kein Wort, als der Herr ihr nach seiner Rückkunft auftrag, Zoe's Zimmer herrichten und auch ein Gastzimmer für seine Schwester durchwärmen zu lassen. Die Haushälterin wußte, daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte, wenn der Herr ihr kein Wort anvertraute. Sie hatte die reichen Verwandten in der Stadt nie leiden mögen; jedesmal wenn diese zum Besuch auf dem Lande gewesen, hatte es Schwierigkeiten zwischen den Hausleuten und der fremden Dienerschaft gegeben. Das hielt die Verwalterin für ein böses Zeichen. Bolino's hatten gewiß dem lieben Kinde etwas angethan, oder wollten es an einen ihrer Städter verschachern! — Sie legte sich in der Nacht nicht schlafen, um das Feuer in Zoe's Zimmer zu unterhalten, denn der Raum war groß, wenn auch wegen der Niedrigkeit und der festvergitterten Fenster nicht sehr schön oder elegant anzuschauen.

Auch Toffescu hatte die Nacht nicht geschlafen, weil er Zoe und seine Schwester bereits unterwegs wähnte und ihnen so viel zu sagen hatte, daß er in Gedanken schon unaufhörlich sprach. Erst gegen Morgen schlief er ein, und zwar so tief, daß er das Wecken des Dieners überhörte und fast zu spät zum Zug gekommen wäre. Es war noch dunkel, als er abfuhr; wie er sich aber dem



Bahnhof näherte, ging die herrlich klare Wintersonne auf. Als er die letzte Anhöhe hinabglitt, fuhr der Zug schon in den Bahnhof ein. Er spähte ängstlich nach der hohen Gestalt mit dem blauen Schleier. Noch nie, schien ihm, hatte er seine Tochter so innig geliebt, ein ganz schmerzhaftes Sehnen nach ihrer Nähe ergriff ihn. Aber keine einzige Frauengestalt war auf dem Perron sichtbar! Sollte Zoe gleich in das kleine Wartezimmer geflüchtet sein? Sein Schlitten hielt an, als der Zug weiter brauste. Wie Toffescu die Decken zurückwarf, um hinauszuspringen, stand plötzlich Costica Orbescu, verfroren, mit verschlafenen Augen, vor ihm. Toffescu schrak fast vor ihm zurück, so häßlich sah dieser Salonheld in der klaren Sonne des Wintermorgens inmitten der weißen Berge aus.

„Sie haben die Damen begleitet?“ fragte Toffescu mit einer abweisenden Kälte, welcher er nicht Herr werden konnte.

„Nein, ich komme allein als Zoe's Abgesandter!“

Die taktlose Art, seiner Tochter Vornamen zu gebrauchen, empörte Toffescu. Trotzdem mußte er den jungen Mann auffordern, in seinen Schlitten zu steigen. Es gab kein Gasthaus, nicht einmal eine Herberge in der ganzen Gegend, er mußte den Feind selbst in das eigene Haus bringen.

Costica hüllte sich fröstelnd in seinen kurzen Pelz.

„Es ist viel kälter hier als in der Wallachei!“ meinte er. Er war weder verlegen noch verletzt durch Toffescu's Schweigen, sondern legte sich bequem in den Schlitten zurück; nachdem er sich noch eine Decke, welche

Toffescu für Zoe mitgebracht, um die Knie gewickelt, rieb er sich die Augen und schaute umher.

„Stört Sie dies starke Läuten nicht?“ fragte er.  
„Ich finde, es macht nervös!“

„Ich bedaure es, aber es läßt sich nicht abstellen,“ entgegnete Toffescu.

„Könnten Sie mir nicht eine Cigarette geben? Ich habe meinen Borrath schon in der Nacht erschöpft.“

„Leider habe ich keine bei mir!“

Darauf schwiegen beide Herren einige Minuten. Costica begann dann von Neuem: „Hier muß viel Wild sein?“

„O ja; sind Sie Jäger?“

„Ich habe in den letzten Jahren wenig Gelegenheit gehabt. Aber Sie jagen wohl viel?“

„Nein, selten!“ erwiderte Toffescu abbrechend, und wieder entstand eine Pause.

„Wie weit ist es bis Toffeshti?“

„In zehn Minuten sind wir da!“

„So, das ist ja recht angenehm!“

„Sie gedenken wahrscheinlich heute Abend nach Bukarest zurückzukehren?“ fragte Toffescu, der seinem Gast begreiflich machen wollte, daß er ungeladen wäre.

„Ich würde Sie um Obdach für eine Nacht bitten,“ entgegnete dieser höflich; „zwei Nächte hinter einander im Eisenbahncoupee sind zu viel für meine Gesundheit.“

Toffescu kräuselte verächtlich die Lippen.

Die Dienerschaft war sehr enttäuscht, als ein fremder Mann anstatt der erwarteten Herrin aus dem Schlitten

stieg. Toffescu führte den Herrn an die Thür des Gastzimmers.

„Bitte, geben Sie meiner Wirthschafterin Ihre Wünsche kund. Wir sind hier sehr einfach und nicht im Stande, fürchte ich, Ihnen die gewohnte Bequemlichkeit zu bieten!“

Damit zog er sich in sein Zimmer zurück. Er war sehr zornig. Wie hatte seine Schwester ihm diesen Fremden auf den Hals schicken können, nach seinem Telegramm, in welchem deutlich genug stand, daß er nie und nimmer seine Einwilligung geben würde! Wie konnte sie ihn in die schwierige Lage bringen, es ihm persönlich, und zwar während er Gast seines Hauses war, mittheilen zu müssen!

Toffescu hatte sich seit so langer Zeit gewöhnt, jeder Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, daß ihm diese wie lähmend auf dem Herzen lag. Er mußte Drbescu in's Gesicht sagen, für wie unwürdig er ihn hielte, seine Tochter Gatte zu werden. Hätte er nur Beweise gehabt von dem, was er vom Hörensagen wußte — Drbescu selbst hätte zurücktreten müssen von seiner Werbung.

Costica befand sich unterdeß in einer weit angenehmeren Verfassung. Das behagliche Zimmer, die peinliche Sauberkeit des Hauses thaten ihm wohl; unbewußt auch die rosig angehauchten Schneeberge, welche er durch die vergitterten Fenster sah; auf Alles schaute er jetzt mit der Sicherheit und Freude des Beherrschers. Außerdem hatte er Gefallen an dem Humoristischen seiner Lage. Der Alte hatte ihn selbst herfahren müssen, er sagte „Nein“, aber der Schwiegersohn etablierte sich in

seinem Hause! Da er des schließlichen Sieges sicher war, nahm er sich's vor, sich's möglichst angenehm zu machen. Auch faßte er ernstliche Vorsätze für die Zukunft: Zoe war es wirklich werth, daß er ihr etwas zum Opfer brachte — nicht alle seine Beziehungen, nein, aber die etwas zweifelhaften.

Während dieser Gedanken hatte er Toilette gemacht und fragte den auf sein Klingeln eintretenden Diener, ob er das erste Frühstück mit dem Hausherrn einnehmen dürfe?

Toffescu war so unruhig geworden, daß er in einer Art nervöser Angst die entscheidende Unterhaltung immer noch hinauschieben wollte; er ließ darum sagen, er hätte den Thee schon getrunken, würde aber um 11 Uhr bereit sein, den Gast zu empfangen. Zugleich trug er selbst Sorge für Costica's Verpflegung. Dieser war es zufrieden. Der breite Divan war bequem, sein Wirth hatte ihm gute Cigaretten geschickt, so streckte er sich aus und rauchte die kleinen Blumenguirlanden auf dem weißen Plafond an. Seinen Feldzugsplan hatte er längst entworfen, konnte sich also auch geistig ausruhen. Er war sogar ein wenig eingeschlafen, als ein Geräusch an der Thür ihn daran mahnte, nach der Uhr zu sehen. Es war schon 12 — er sprang auf, bürstete sein Haar noch einmal und ging auf den Flur. Das Zimmer des Hausherrn fand er leicht und klopfte muthig an.

Toffescu ging ihm bis zur Thür entgegen und öffnete sie.

„Haben Sie sich ein wenig erholt?“ fragte er höflich.

„Ich brauchte nur wenig Erholung, denn die Erregung, in welcher ich zu Ihnen komme, hält mich aufrecht!“

„Herr Drbescu, darf ich Ihnen und mir ein peinliches Gespräch ersparen, indem ich Ihnen von vorne herein sage, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann?“

„Aber mein Wunsch ist durch ein mir günstiges Geschick derjenige Ihrer Tochter geworden! Sollten Sie auch für diese hart und unempfindlich sein?“

„Meiner Tochter Wünsche werden sich durch ihres Vaters Einsicht beeinflussen lassen,“ sagte er.

Costica fand es angebracht, jetzt seinerseits den Beleidigten zu spielen.

„Ich mag Ihnen als Partie nicht willkommen sein, an Namen und Herkunft ist an mir doch nichts, woran Sie etwas aussetzen könnten.“

„Ich habe mir in keiner Weise das Recht genommen, etwas an Ihnen auszusetzen, aber da ich meiner Tochter Hand schon so gut wie versprochen — — — —“

„So! Aber ich habe die Gewißheit, daß sie sich weigert, ein von Ihnen gemachtes Versprechen zu erfüllen.“

„Verzeihen Sie, Herr Drbescu, das ist eine Frage, die ich mit meinem Kinde entscheiden werde. Ihnen, als Ehrenmann, kann es genügen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir kein erwünschter Schwiegersohn sind.“

„Gewiß würde mir das genügen, wenn es sich um eine Vernunftehe handelte! Da ich Zoe aber liebe, werde ich um sie kämpfen, mit allen Waffen!“

Als Costica dies „mit allen Waffen“ sagte, über-

flog Toffescu ein kalter Luftzug, er ahnte mit einem Mal, daß er nicht nur einen Gegner, daß er einen Feind vor sich habe. Er schwieg, aber in seinem sonst so ruhigen Auge flackerte etwas hin und her. Er hatte Angst und konnte sie nicht verbergen, wenn er auch aufstand, um sich die Tabaktschale näher zu rücken, und dann mit stetigen Fingern eine Cigarette wickelte.

„Ich habe nämlich,“ fuhr Costica fort und sah zum Fenster hinaus, als ob er eins der nebensächlichsten Dinge berührte, „durch Zufall Kenntniß von dem Geheimniß um Zoe's Geburt, und ich weiß nicht, ob es Ihnen oder der schönen Mutter — bei ihrer augenblicklichen Lebensstellung zumal — angenehm sein würde, wenn diese Angelegenheit in die Deffentlichkeit käme.“

„Sie wagen mir zu drohen?“ erwiderte Toffescu eifig kalt mit halblauter Stimme, aber wiederum flackerte das unruhige Licht in seinem Auge, was deutlich seine Angst verrieth, hin und her.

„Ja, das wage ich! Aber da ich nicht möchte, daß wir als Feinde scheiden,“ fuhr er fort, „erlaube ich, obgleich der Jüngere, mir, Ihnen einen Rath zu geben: Sehen Sie, was würde aus der gesellschaftlichen Stellung von Zoe's Mutter!“

„Schweigen Sie,“ unterbrach ihn Toffescu, „nehmen Sie nicht auch noch deren Namen in den Mund, es ist genug an dem meiner Tochter, welche Sie zu lieben vorgeben, die Ihnen aber nur zur Erpressung eines Vermögens dient!“

Costica wurde nie heftig, darum entgegnete er auch jetzt liebenswürdig:

„Sie thun mir Unrecht, ich liebe Fräulein Zoe, sie gefiel mir gleich im vorigen Sommer, als ich ihr zum ersten Mal begegnete, sonst würde ich sie wirklich nicht heirathen, für mich ist Heirathen ja auch ein Opfer.“

Toffescu schien plötzlich um 30 Jahre gealtert; er sah sich mitleidsvoll im Zimmer um. Dies Haus, das nie durch eine Schlechtigkeit entweicht, es sollte einmal in jene unsauberen Hände kommen? Ach Gott! Aber was lag an den Dingen, wenn er sein Schneeglöckchen —!

„Nein!“ stieß er hervor, „ich kann es nicht! Ich opfere Alles meiner Tochter, sie ist mir um keinen Preis feil!“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete Costica mit unerschütterlicher Liebenswürdigkeit, „wenn Sie mir Nein sagen, dann opfern Sie Ihre Tochter Ihren Vorurtheilen. Den Makel ihrer unehelichen Geburt kann nichts mehr von ihr nehmen. Sie könnte vielleicht — gewiß — noch einen Mann finden, welcher sie heirathet, aber was ist aus ihrem Stolz, ihrem Lebensglück geworden, wenn sie das erfährt, was ich weiß — ganz abgesehen von dem Umstande, den Sie sich bestreben zu ignoriren, daß sie mich liebt!“

Der cynische, herzlose Mann vor ihm hatte Recht, aber es war bitter schwer, es anzuerkennen.

„Und Sie schwören mir,“ begann Toffescu, „bei Allem, was Ihnen heilig ist — aber giebt es denn etwas Heiliges für Sie?“ — Costica lächelte — „daß meine Tochter es nie erfahren soll, wenn ich sie Ihnen“

— wie schwer war das Wort auszusprechen! — „wenn ich sie Ihnen zur Frau gebe?“

„Ich schwöre, daß weder Zoe,“ er hatte gefühlt, wie weh es dem Vater that, wenn er sie beim Vornamen nannte, darum geschah es frohlockend, „daß weder Zoe noch irgend ein Anderer je erfahren soll, daß Sie nicht verheirathet waren, und wer Zoe's Mutter ist.“

Costica benutzte die peinliche Pause, welche diesen Worten folgte, um aufzustehen und auf sein Zimmer zu gehen. Nach einigen Minuten kehrte er mit einem beschriebenen Blatte Papier zurück. Er legte das elbe vor Toffescu, der wortlos in einer Sophaecke saß. Costica theilte Bolino's mit, daß Zoe's Vater in die Verlobung willige.

„Sie gestatten, daß ich klinge?“ fragte Costica, der gern, nachdem er seinen Sieg erfochten, eine etwas weniger unerquickliche Stimmung herbeiführen wollte. Er schickte das Telegramm zum Bahnhof und freute sich, als das Frühstück gemeldet wurde. Während des Essens versuchte er unausgesetzt, seinen Wirth durch ein Gesprächsthema zu interessiren, aber vergeblich; Toffescu antwortete entweder gar nicht oder einsilbig.

Als sie vom Mahle aufstanden, bat Toffescu seinen Gast, noch auf einen Augenblick in sein Zimmer zu kommen. Dort blieb er aufrecht stehen und sagte:

„Ich wollte Ihnen jetzt gleich Adieu sagen, da ich über Land fahre, und morgen vor Abgang Ihres Zuges nicht zurückkehre. Zugleich bitte ich Sie, daß von jetzt ab bis zur Hochzeit aller Verkehr zwischen uns indirekt, durch meinen Schwager, stattfindet. Ich gebe meiner Tochter keine bestimmte



Summe als Mitgift, wie Sie gewiß gehofft haben; sie wird aber meine Einkünfte mit mir theilen. Meiner Tochter habe ich geschrieben, daß sie in der nächsten Woche zurückkommen soll. Adieu!"

Er reichte ihm nicht die Hand und sah ihn auch nicht an, als er ihm eine Verbeugung machte.

Während eines Augenblickes fühlte Costica, wie kläglich der Sieg war, welchen er errungen. Bald aber lachte er vor sich hin über den Alten, den er zu hassen begann.

Toffescu ließ anspannen und fuhr nach Roman, von dort mit dem Abendzug nach Jassy. Er war nicht im Stande, unter demselben Dache mit seinem künftigen Schwiegersohn zu bleiben. Wie ein Schlafwandelnder ging er durch die nächtlich-leeren Straßen. Schließlich trat er in sein gewohntes Gasthaus, in das hellblaue Zimmer, welches man ihm immer anwies. Er seufzte: „Es ruht ein Fluch auf mir, auf meinem Geschlechte, ja auf meiner ganzen Nation — wir gehen Alle zu Grunde! — Aber warum auch sie, mein Schneeglöckchen!“ Und er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Am nächsten Morgen war er wieder zu Hause. Als er an den schiefen schwarzen Kreuzchen, welche bei der kleinen Kirche sind, vorbeifuhr, seufzte er erleichtert auf.

„Es vergeht ja Alles! Der Tod naht mit Riesenschritten. Nicht lange ist's her, da war ich jung, nun bin ich schon ein grauer Einsiedler!“

---

XIII.

Schon in der Zeit ihrer Verlobung hatte sich Zoe merkwürdig verändert, auch äußerlich; sie war viel schöner geworden; es lag ein Glanz auf ihren Zügen und ein feuchter Schimmer in ihren Augen, der ganz bezaubernd war. Er bezauberte Costica wirklich. Trotzdem hatte er bei der letzten kleinen Festlichkeit, welche im Bolino'schen Hause stattfand, ehe Zoe zu ihrem Vater reiste, entschieden Lucy Birianu den Hof gemacht. Er wollte zeigen, daß er nicht die Lächerlichkeit anderer Verlobten theilte. Bei einer Quadrille, wo Lucy sein Gegenüber gewesen, hatte er ihr sogar eine Rose, welche sie an der Brust trug, entführt und dieselbe zärtlich mit den Lippen berührt, wie er sie sich ansteckte. Zoe war nicht vernünftig genug, um es zu ignoriren.

Nach vollendetem Tanze sagte sie ihm und warf dabei den Kopf selbstbewußt in den Nacken:

„Das dürfen Sie jetzt nicht, Costica, für meinen Verlobten schickt sich das nicht!“

Die Art, wie sie es sagte, gefiel ihm eigentlich, denn ihre Augen glühten vor Zorn; er durfte sich aber natürlich nicht beherrschen lassen.

„So! Sie meinen, das darf ich nicht? Wir wollen sehen!“

Und er wandte sich von ihr ab.

Sie folgte ihm einen Schritt:

„Sie dürfen mich nicht beleidigen, wenigstens nicht vor den Anderen!“ sagte sie heftig.

Er ging durch den Saal, sie konnte ihm nicht folgen, da er sich neben Lucy gesetzt.

Ihr kam es zum Weinen vor Zorn, sie hätte ihn am liebsten angepakt, aber sie mußte sich bezwingen, um Niemandem den Triumph ihrer Eifersucht zu verschaffen. Der Abend ging zu Ende, ohne daß Costica ein Wort mit ihr sprach; ja, er zog sich zurück, ohne Abschied von ihr zu nehmen, und Zoe brachte eine schlaflose Nacht zu. Was sollte sie thun? Vielleicht hatte sie wirklich ein Unrecht begangen, indem sie ihm Vorwürfe machte! Es war „männlich“ von ihm, daß er es nicht duldete. Wie konnte sie auch eifersüchtig sein auf eine verheirathete Frau! Er hatte doch sie gewählt zu seiner Gattin und liebte nur sie.

Die Folge ihrer Ueberlegungen war ein demüthiger Brief, den sie ihm in der Frühe schrieb. Leider war Costica noch nicht nach Hause gekommen; seine Mutter, welche das gewohnt war, erbrach den Brief und ließ sagen, der Herr würde persönlich seine Antwort bringen. Frau Orbescu hatte Zoe lieb gewonnen, nicht nur weil sie eine schöne und reiche Schwiegertochter war, sondern auch, weil das junge Mädchen sie sehr aufmerksam behandelte. Zoe hielt Frau Orbescu für das Ideal einer Frau, weil sie Costica's Mutter war, und überschüttete sie mit weit mehr Liebe, als sie je dem eigenen Vater gezeigt.

Das Verhältniß zwischen Toffescu und seinem Kinde wurde ein trauriges, als Zoe Anfang März heimkehrte. Sie sollte den letzten Monat vor ihrer Verheirathung in Toffeschti zubringen; die Trauung sollte

in Bukarest stattfinden. Zoe verzieh ihrem Vater nicht, daß er so widerwillig seine Einwilligung gegeben, daß er kein herzliches Wort für sie gefunden. Sie vermied es, auch nur den Namen ihres Verlobten auszusprechen. Toffescu rührte ebenso wenig an die nächste Zukunft; so bildete sich in diesen letzten Wochen ihres Zusammenseins eine große Entfremdung zwischen ihnen aus. Mit jedem Tage wurde die Kluft größer, so daß Beide der Trennung mit einem Gefühl der Erlösung entgegenfahen. Gegenstand ihrer Gespräche waren die Proben der Ausstattungsgegenstände, welche Toffescu bestellt. Vater und Tochter schienen das größte Interesse an Mustern zu finden; sie klammerten sich förmlich an jede Neußerlichkeit, um an nichts Peinliches zu rühren.

Toffescu beobachtete seine Tochter mit traurigem Stolz! Sie war plötzlich vom Kinde zur Frau geworden; sie hatte ihre kleinen Unvollkommenheiten, Launen und Hefigkeiten scheinbar überwunden; sie stand so vor ihm, wie er sie immer gewünscht. Aber durch wen und für wen war sie so geworden?

Am letzten Tage vor der Abreise, als die Koffer gepackt waren, und sie nur des Wagens harrten, brach Toffescu das Schweigen, das sie sich gegenseitig auferlegt.

„Zoe, mein Kind,“ begann er, als er in ihr Zimmer trat, „ich habe Dir noch etwas zu sagen.“

Sie hatte am Fenster gestanden und durch die Gitter auf die Frühlingsnatur geschaut; sie sehnte sich nach ihrem Verlobten und sah Alles nur noch mit halbem Auge, da ihr Sehnen morgen gestillt werden sollte. Trotzdem wurde sie bleich bei den Worten ihres

Vaters. Sie setzte sich ihm gegenüber auf einen ihrer Kinderstühle. Toffescu blickte auf den kleinen Korbsessel:

„Läßt Du ihn mir?“ fragte er, von plötzlicher Rührung übermannt. „Mein Haus ist sonst ganz ohne Poesie, wenn Du auch alle Deine Sachen nimmst.“

„O Papa,“ schluchzte sie, von seiner Rührung angesteckt. „Poesie war ich nie; stell' Dir doch vor, daß ich wieder in die Pension gehe, nur nicht ganz so weit; ich komme ja, so oft Du mich haben willst! Bitte, laß es Dir nicht so schwer werden!“

„Du weißt, mein Kind, daß ich Deine Wahl nicht gebilligt habe, mich Deiner Liebe aber nicht widersetzen konnte.“ Er wurde roth, als er diese Unwahrheit aussprach. „Ich möchte Dir nun aber noch Eines sagen: Vielleicht war ich von falschen Vorurtheilen befangen, vielleicht kannte ich Costica schlecht — Du sollst wissen, daß ich ihn als Deinen Mann mit ganz anderen Augen ansehen werde, und Alles aus meiner Seele gelöscht habe, was ich früher gegen ihn fühlte. Du darfst nicht denken, daß Dein Vater ein Gegner Deines Gatten ist! Da Du mir Deine Neigung nicht opfern konntest, muß ich Dir meine Anschauungen opfern, denn ich will mich nicht auch geistig von Dir trennen!“

„Ich danke Dir, Papa! Wenn Du ihn erst näher kennst, wirst Du ihn so lieb gewinnen, wie er es verdient!“ sagte Zoe, froh, das schwierige Gespräch und die Rührung überwunden zu haben.

Am Tage darauf kamen sie in Bukarest an, und zwei Tage später wurde Zoe mit Costica in der Serendar-kirche mit großer Prachtentfaltung getraut.

Toffescu sah seine Tochter erst einige Monate später wieder, auf der Durchreise, wie sie aus Frankreich heimkehrte. Costica hatte seiner jungen Frau Paris und die Pyrenäen gezeigt. Darauf zogen sie nach Bukarest, da er seine Stelle als Richter am Tribunal nicht aufgeben, sondern wenigstens scheinbar etwas zum Unterhalt seines Hauses beitragen wollte.

Zoe hatte Bange vor der Heimkehr gehabt. Wenn ihr Vater sie schon als Braut verändert gefunden, mußte sie jetzt kaum wieder zu erkennen sein. In Paris schon hatte Costica sein Wort gebrochen und Zoe gesagt, daß sie ein adoptirtes Kind wäre. Er hatte ihr sogar das Kirchenbuch in der kleinen rumänischen Kapelle zeigen lassen, wo die Worte: „Alexander Toffescu's Tochter, von unbekannter Mutter“ geschrieben standen. Sie hatte es ihm nämlich anfangs nicht glauben wollen und hatte geltend gemacht, daß in dem Aufgebot zu ihrer Heirath ihrer Mutter Name Cragmore genannt worden sei.

Costica hatte die Achseln gezuckt und gesagt: „Du liebe Unschuld, mit Geld ließ sich, als die Listen angelegt wurden, Vieles machen. Bis vor zehn Jahren führten ja oft schreibunkundige Kantoren die Kirchenbücher.“

Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, als sie von der Fahrt zur Kapelle in's Hotel zurückgekommen. Costica, der an der Thür gerüttelt, bis sie ihm öffnete, fand sie in heißen Thränen.

„Du verachtest mich wohl?“ fragte sie bitter.

Er hatte daran noch nicht gedacht, aber sich diesen Gesichtspunkt für die Zukunft gemerkt. Es war übrigens

nicht das erste Mal, daß sie ihm in ihren Streitigkeiten unterlegen. Schon im Anfange ihrer Ehe äußerte er einmal:

„Das einzig dauernde Interesse im Leben ist das, welches materiellen Vortheil bringt!“

Sie bestritt das natürlich und führte schließlich die Liebe an.

„Meinst Du, ich hätte ein Mädchen geheirathet, das sich von mir küssen ließ, ehe es meine Frau war, wenn sie keine Mitgift gehabt hätte?“

„Aber, Costica!“ unterbrach sie ihn wirklich entsetzt.

Er hatte es so im halben Scherz hingefagt, sie nahm aber die Frage ernst auf.

„Wie kannst Du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich mich nicht gegen Deine Zärtlichkeit sträubte! Ich liebte Dich ja!“

„Ich mache Dir durchaus keinen Vorwurf daraus, ich sage nur, daß man meistens die Frauen nicht heirathet, welche sich küssen lassen!“

„Aber küssen ist doch eine Form, die keine Bedeutung hatte, da wir uns heirathen wollten!“

„Das ist eben der Irrthum, die Form hat immer Bedeutung.“

Ihr wurde wie ohnmächtig zu Muth; sie hatte keine Argumente gegen ihn, er entzog ihr den Boden unter den Füßen. Menschen und Dinge hatte sie bisher ganz anders angeschaut; die Ehe öffnete ihr die Augen, aber noch sträubte sie sich gegen all' die Rohheit, welche ihr Gatte reales Leben nannte.

„Was mir gerade an Dir gefiel, war, daß Du

Keine falsche Sentimentalität heucheltest. Als Du mir sagtest: „Natürlich zieht mein Onkel ein junges Mädchen einer alten Frau vor“, wurde ich zwar eifersüchtig, allein ich fand Dich geistreich und wahr.“

„Ich meinte es aber ganz anders, das versichere ich Dich!“

„Jetzt wirst Du scheinheilig, Kind, das gewöhne Dir ab!“ entgegnete er.

„Ich bitte Dich, Costica, beleidige mich nicht!“

„Sei froh, daß ich nicht beleidigt bin, denn daß Du eine Liebelei mit Deinem Onkel hattest, weiß ich genau.“

Schließlich schwieg sie, denn sie konnte ihn nicht überzeugen. Ihm aber war es am wenigsten recht, wenn sie nachgab. Die Lust daran, ihr Herr zu sein, schwand ihm, wenn sie sich nicht gegen seine Herrschaft bäumte; nur die Frau reizte ihn, welche er sich täglich erobern mußte.

In Bukarest fand das junge Paar ein hübsches Haus in der Dionysstraße eingerichtet vor. Frau Bolino hatte für Alles auf's Schönste gesorgt, ehe sie nach Sinaia ging. Bei der Durchreise durch die Moldau hatte Costica seiner Frau vorgeschlagen, doch einige Tage bei ihrem Vater zu bleiben. Sie weigerte sich aber. In ihrem Herzen standen die Worte: „Alexander Toffescu's Tochter von unbekannter Mutter“ rothglühend geschrieben. Außerdem hatte Costica ihr mitgetheilt, daß er ihre Hand durch eine Drohung ertrotzt, und das hatte sie wohl ihm, nicht aber dem Vater vergeben. So waren sie direct nach Hause gereist.



Frau Orbescu, Costica's Mutter, erwartete sie mit Ungeduld, sie wollte ihres Sohnes Glück mit eigenen Augen sehen, die Briefe genügten ihr nicht.

Endlich, als Zoe sich am Abend nach der Ankunft früher zurückgezogen, sprach sie ihn allein.

„Und nun sage mir, mein Junge, sag' mir, wie glücklich Du bist!“

Costica steckte sich eine Cigarette an und legte sich in einen Armstuhl: „Ich bin ganz zufrieden, Mutter, aber was ich gehofft, ist es doch nicht.“

„Undankbarer!“

„Nein, Mutter, höre mich erst an! Du weißt nicht, wie zahm sie geworden ist, und das langweilt mich schon.“

„Aber Costi!“

„Höre nur erst zu Ende! Sie hat eine zu absolute Hingabe; ich brauche nie etwas zu verlangen, ich habe immer Alles! Wer hätte das gedacht!“

Frau Orbescu verstand ihn nicht.

„Du bist nicht recht gescheut! Wenn Einer von Euch in der Ehe etwas aufgegeben, so ist sie es doch, und nun klagst Du!“

„Ich klage nicht, aber ich hätte nie geglaubt, daß eine Hochzeitsreise etwas so Eintöniges ist! Weißt Du, sie ist keine Frau, sie ist immer noch Mädchen; sie versteht nichts aus sich zu machen, sie ist schlicht in Allem. Das reine Gegentheil von dem, was sie mir schien! Sogar sentimental!“

„Sie liebt Dich, Junge!“

„Ja, Gott sei's geklagt, denn Liebe macht dumm!“

Wie geht es übrigens der kleinen Virianu? Die war bei aller Dummheit nie so beschränkt wie meine kluge Frau!"

Frau Orbescu lachte: „Du bist unverbesserlich! Virianu's sind verweist.“

„So! Das ist ja eine rechte Annehmlichkeit, wo ich mich so auf sie gefreut habe! — Wer ist sonst in der Stadt von meinen Angebeteten?“

Sie antwortete ihm nicht, sondern lachte nur: „Costica, Du bist gerade wie Dein Vater!“

Zoe hatte nicht gehorcht, sie wußte, daß sich das nicht schickte; und wenn Costica auch alle solche Anschauungen dumme Vorurtheile nannte, konnte sie sich doch noch nicht von ihnen lösfagen. Als auch er endlich zur Ruhe ging, fragte sie ihn, in einer Art Vorahnung, was er seiner Mutter mitgetheilt habe?“

„Ich habe ihr gesagt, daß Du mich langweilst!“

„Das ist hoffentlich nicht wahr?“

„Gewiß ist es wahr!“

„Costica, nimm Dich in Acht!“

„Wovor?“

„Vor mir!“ Und als sie es sagte, schaute sie ihn mit wirklich erschreckenden Augen an.

„Du hast gehorcht!“ entgegnete er. „Der Forscher an der Wand . . . . Du kennst doch das Sprichwort?“

„Ich habe nicht gehorcht, aber eins mußt Du wissen: mir kannst Du sagen, was Du willst; so lange es unter uns bleibt, schadet es nicht; daß es aber ein Dritter erfährt, dulde ich nicht!“

„Und was thust Du, wenn Du es nicht duldest?“

„Ich gehe zu Papa!“

„So gehe doch!“ sagte er ruhig und legte sich in sein Bett.

Zoe weinte leise. Costica konnte das nicht anhören, darum stand er auf, zog sich an und wollte gerade aus dem Zimmer gehen, als sie aufsprang und ihn anhielt: „Ich laß Dich nicht fort! Wo willst Du hin?“

„Ich kann die Heulerei nicht ertragen!“

„Costica,“ sagte sie verzweifelt, „hast Du mich denn gar nicht mehr lieb?“

„Doch!“ entgegnete er, „aber es steht Dir schlecht, wenn Du weinst.“

„Ich will auch nicht weinen, gieb mir nur einen Kuß! Ich habe Dich so schrecklich lieb und Du mich gar nicht mehr!“

Costica schickte darauf, so spät es war, nach einer Flasche Champagner zu Capscha, denn der eigene Keller war noch nicht eingerichtet. So söhnten sie sich wieder aus. Aber Costica fand das Leben doch entsetzlich langweilig und fing schon an zu wünschen, er hätte nicht geheirathet.

---

#### XIV.

Frau Orbescu hatte sich nach den Geständnissen ihres Sohnes vorgenommen, mit ihrer Schwiegertochter zu sprechen. Sie war nämlich über Costica's Aeußerungen doch etwas erschrocken. Wenn ihr lieber Junge wirklich nicht mehr wollte — mein Gott, so würde sich schon eine andere Partie für ihn finden; derweil aber war es doch besser, wenn sie versuchte, den

Frieden zu erhalten. Sie wollte der jungen Frau einige Winke und Rathschläge geben, denn ihr Sohn würde sich durch eine Scheidung von Zoe doch eine Fülle von Feindschaften zuziehen, die ganze Bolino'sche Clique würde ihn verfolgen.

An dem ersten Tage, an welchem Costica Sitzung hatte, fuhr Frau Orbescu also zu Zoe. Es war schon heißer Sommer, aber da Costica eben Urlaub gehabt, mußte er die Ferien über in Bukarest bleiben.

Zoe saß in hellblauer Morgentoilette an einem Tischchen und zeichnete. Sie hatte angefangen, ihren Mann zu porträtiren — sie besaß entschiedenes Geschick dazu — und malte jetzt einen hübschen Rand um das Aquarell.

Sie freute sich sehr über ihrer Schwiegermutter Besuch und sah überhaupt so hübsch und glücklich aus, daß Frau Orbescu nicht recht wußte, wie sie das Gespräch beginnen sollte.

„Costica war heute so lustig, daß ich noch immer über seine Späße lachen muß,“ meinte Zoe, „er ist hinreißend, wenn er heiter ist.“

Frau Orbescu hörte ihren Sohn gern loben. „Ganz wie sein Vater!“ entgegnete sie. „Ich hoffe, er hat dabei nicht meines verstorbenen Mannes kleine Eigenheiten!“

Zoe schwieg.

„Ich bin eigentlich gekommen, um Dir ein paar Winke zu geben. Zwei Frauen können einander oft besser verstehen, als Mann und Frau es können.“

„Sie sind sehr freundlich,“ sagte Zoe.

„Mein Junge ist nämlich sehr verwöhnt; seine

Schuld ist es nicht, er war immer ein so großer Liebling der Frauen!“

„Das glaube ich,“ erwiderte Zoe, der das Gespräch peinlich zu werden anfing.

„Darum hat er alles Spröde gern, man fährt bei ihm am besten, wenn man ihm nicht zeigt, wie gern man ihn hat.“

„Das glaube ich,“ wiederholte Zoe erröthend; ihr war es zuwider, über ihre persönlichste Beziehung zu sprechen. „Ich fürchte, es wird ihm nicht schwer werden, während der Hitze in der Stadt zu bleiben, zumal da der Husten, welcher ihn unterwegs quälte, hier nachgelassen hat.“

„So!“

Frau Orbescu war verstimmt, daß ihre Schwiegertochter den Gegenstand des Gesprächs zu wechseln wagte.

„Ich habe mich ein paar Mal um ihn geängstigt,“ fuhr Zoe fort, „und wollte, daß er in Paris Aerzte konsultirte. Er sagt aber, der Husten wäre alt; er hätte früher wohl etwas dagegen thun müssen!“

„Der Husten ist nervös und tritt nur stark auf, wenn er Unannehmlichkeiten hat,“ entgegnete Frau Orbescu, welche immer ärgerlicher wurde, daß Zoe mit so einer fraulichen Sicherheit von ihrem Sohne redete. „Mein lieber Sohn schrieb mir davon!“ setzte sie noch hinzu.

„Costica ist ein schlechter Brieffschreiber gewesen,“ sagte Zoe, „ich habe ihn oft daran erinnern müssen; dann meinte er, seine Mutter wäre nicht von ihm verwöhnt.“

Zoe hatte den protegirenden Tonfall gemerkt und wollte sich ihn nicht gefallen lassen.

„Na, so schlimm war es nicht! Er schrieb mir doch von allen kleinen Differenzen zwischen Euch. Vielleicht that er es heimlich, weil er seiner Frau Eifersucht fürchtete,“ entgegnete Frau Orbescu mit einem bösen Lächeln.

„Das finde ich sehr unrecht von ihm, denn die Differenzen schwanden nach kurzer Zeit, und er schrieb dann nicht gleich wieder, um das zu melden.“

„Doch, doch, er schrieb, daß seine Frau sehr zahm und demüthig wäre und ihn immer um Verzeihung bäte.“

Frau Orbescu hatte sich in einen großen Zorn hineingearbeitet, weil Zoe ihre wohlgemeinten Rathschläge nicht angenommen und nun noch thun wollte, als ob sie ihrem Costica näher stände als seine eigene Mutter.

Jetzt war es ihr ganz gleichgiltig, ob dieses unverschämte Mädchen mit ihrem Vermögen davonginge oder nicht, sie würde für ihren Costica schon eine andere Frau mit mehr Geld finden!

Zoe war bleich geworden:

„Wenn mein Mann das geschrieben hat,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „so hat er eine Unwahrheit geschrieben, und die Art, wie Sie mir dieselbe mittheilen, ist unter anständigen Menschen nicht gebräuchlich!“

„Ich bin nicht hergekommen, um mich von Dir beleidigen zu lassen, zumal da ich nur in der Absicht kam, Dir gute Rathschläge zu geben, damit Du Dir meinen Sohn, welcher schon große Lust hat, sich frei zu machen,

länger erhältst. Jetzt aber sage ich Dir Eins: Wenn er Dich mißhandelt, werde ich mich freuen!"

Damit ging sie aus der Thür.

Zoe blieb wie erstarrt zurück. Was war geschehen? Sie hatte sich mit Costica's Mutter überworfén! Hätte sie doch die letzte halbe Stunde aus ihrem Leben streichen können! Was sollte sie machen? Er würde es ihr nie verzeihen. Sie hörte ihn schon sagen: Nur Du, die keine Mutter hat, konntest das Herz haben, meine Mutter zu beleidigen. Und sie wollte das nicht hören. Sie ängstigte sich todt davor! Fassungslos ging sie in dem neuen schönen Zimmer einher, sie wußte sich nicht zu helfen. Sie wollte fort, sie konnte ihren Mann da nicht erwarten. Aber wohin? Sie hatte keine Freunde in der Stadt; der Onkel war fort, zum Vater konnte sie nicht! Sollte sie ihm sagen: „Du hast Recht gehabt! Jetzt, nach kaum dreimonatlicher Ehe, bin ich so unglücklich, daß ich zu Dir zurückkehre, bei Dir Schutz suche!“ — Nein, nie würde sie das thun können. Und außerdem, wie sollte sie sich von ihrem Manne trennen? Lieber todt, als mit der ewigen Sehnsucht nach ihm und mit der Angst, daß er in anderer Frauen Arm sie vergessen könnte! Aber hier seinen Zorn erwarten, das konnte sie auch nicht.

Sie faßte einen schnellen Entschluß. Um drei Uhr ging ein Zug nach Sinaia. Sie wollte auf ein paar Tage zur Tante Bolino reisen, unter dem Vorwande, sie nach ihrer Heimkehr aus Paris zu begrüßen. Das Kammermädchen sollte sie begleiten. Es war erst Ein Uhr, also hatte sie Zeit. Sie gab schnell Befehl,

einige Toiletten in den Koffer zu packen, und ließ anspannen. Ihr Mann konnte früh nach Hause kommen, und sie mußte fort sein, ehe er eintraf, wenigstens schon auf dem Bahnhof. Sie schrieb ihm auf, daß sie einer Einladung der Tante folge. Sie dachte sich, wenn er zu seiner Mutter ginge, würde er das Uebrige erfahren.

Zoe fühlte sich unglaublich elend, als sie in den Zug stieg. Sie war noch nie allein gereist. Zu ihrer unangenehmen Ueberraschung fand sie Scholly, einen Freund ihres Mannes, mit seiner Frau im Coupé. Sie hatten gleichfalls Billette nach Sinaia.

„Ihr Herr Gemahl ist nicht hier?“ fragte Frau Scholly.

„Nein, er hat Sitzung. Wir sind erst seit einigen Tagen zurück, und ich möchte meine Tante in Sinaia begrüßen.“

Darauf sah Zoe zum Fenster hinaus, um anzuzeigen, daß sie kein weiteres Gespräch wünsche — aber sie hatte ohne Frau Scholly's Neugier gerechnet.

„So! Also seit einigen Tagen sind Sie erst zurück! Da waren Sie wohl weit?“ fragte sie, indem sie Zoe's Anzug musterte und abschätzte.

„Wir waren in den Pyrenäen, vorher in Paris.“

„Ach, wie merkwürdig! Wir waren auf unserer Hochzeitsreise auch in Paris! Was hat Ihnen am besten gefallen?“

„Das weiß ich nicht, Vieles war schön,“ entgegnete Zoe.

Scholly las eine Zeitung, um hinter ihr die



junge Frau, welche so schnell die Farbe wechselte, zu beobachten.

Frau Scholly dachte sich die fünf Stunden Wegs bis Sinaia zu unterhalten.

„Sie werden wohl in Sinaia erwartet?“

„Nein, es ist eine Ueberraschung.“

„Da thäten Sie aber besser, zu telegraphiren,“ meinte Scholly, sich in's Gespräch mischend.

„Warum?“ erwiderte seine Frau, „das würde ja den Scherz stören!“

„Ich würde ein Telegramm doch für vorsichtiger halten, vielleicht sind sie in Kronstadt,“ wiederholte Scholly.

„Wie waren die Toiletten in Paris?“ fragte wieder Frau Scholly.

„Sehr schön!“

„Blumen oder Früchte auf den Hüten?“

„Beides!“ antwortete Zoe müde.

„Frau Orbescu möchte lieber etwas schlafen,“ fiel wieder Scholly ein.

Zoe war genöthigt, „Gewiß nicht!“ zu sagen.

Frau Scholly sprach jetzt von sich:

„Wir wollen einen ganzen Monat in Sinaia bleiben, mit Virianu's zusammen haben wir ein Haus genommen. Wir essen aber im Hotel.“

„Virianu's sind auch in Sinaia?“

„Ja wohl! Kennen Sie die süße kleine Frau? Wir sind Schulfreundinnen und galten immer für unzertrennlich.“

Zoe entsann sich, Frau Scholly's Namen von Lucy gehört zu haben.

„Frau Orbescu, d. h. damals Fräulein Tojescu, lernte ich zuerst im vorigen Sommer in Gesellschaft von Virianu's kennen,“ unterbrach wieder Scholly. „Ich machte eine Fußtour mit Ihrem Gatten, der mich aber im Stich ließ in Sichlea, als er Sie erblickte!“

„Wirklich?“ fragte Zoe erröthend.

„Gewiß, mein Mann hat sogar mit ihm gewettet, daß er Ihre Hand nicht erlangen würde!“ fuhr Frau Scholly fort. „Er erzählte es mir gleich, als er zurückkam.“

Scholly hatte seiner Frau ein Zeichen gegeben, zu schweigen, es war aber schon zu spät.

Zoe war wie mit Feuer übergossen und fast mit dem ganzen bösen Tage ausgeföhnt, als nun Scholly des Längerem- und Breiterem, mit galanten Uebertreibungen, von Costica's Entzücken bei ihrem Anblick sprach. Also hatte er sie doch auch geliebt! Daß das je der Fall gewesen, hatte sie fast schon vergessen!

„Nicht wahr, der arme Mataffi war damals auch mit Ihnen?“ fragte Scholly.

„Ja, aber warum der ‚arme‘?“

„Wissen Sie nicht, daß er im Winter einen schweren Typhus gehabt hat und jetzt zu seiner Erholung in irgend einem Bade ist?“

„Nein; er sah doch so kräftig aus! Ich wunderte mich übrigens, daß ich ihn so lange nicht gesehen.“

So ging es weiter, und Zoe mußte reden und reden. Trotzdem war ihr viel leichter zu Sinn als bei der Abfahrt, wie sie in Sinaia ankam.

Onkel und Tante waren natürlich höchst erfreut, sie zu sehen, es war eine schöne Ueberraschung für die Gäste des nächsten Empfangstages, und da Zoe kein Telegramm ihres Mannes vorfand, nahm sie es für ein gutes Zeichen. Er würde ihr schreiben, und einen Brief konnte sie für sich behalten; er ging nicht wie ein beleidigendes Telegramm, welches sie gefürchtet, durch vieler Menschen Hand.

Costica war gegen vier Uhr nach Hause gekommen. Der Diener gab ihm Zoe's Brief, er erkundigte sich, was vorgefallen, und erfuhr, daß außer seiner Mutter Niemand dort gewesen.

Ihm war die Ueberraschung, seine Frau abwesend zu finden, im höchsten Grade unangenehm. Er hatte mit einem Collegen eine Loge bei Stavri für den Abend genommen und sich darauf gefreut, Zoe bei den etwas anstößigen Stücken erröthen zu sehen. Es sollten ganz merkwürdige Dinge da gegeben werden, und Zoe's Verlegenheit hatte ihm schon im Palais-Royal-Theater viel Scherz gemacht. Er fuhr darum bereits verstimmt zu seiner Mutter und trat mit den Worten: „Verdanke ich Dir diese angenehme Ueberraschung?“ bei ihr ein. Frau Orbescu klagte über Zoe; Costica machte aber seiner Mutter Vorwürfe, und schließlich, weil es heiß, und er müde, hungrig und abgespannt war, warf er sich auf das Sopha und schluchzte.

Seine Mutter gab ihm immer recht; auch diesmal, aber in ihrem Herzen verschwor sie sich, es Zoe nachzutragen, daß sie ihren Sohn so mit ihr entzweit hatte!

Am nächsten Tage war glücklicherweise Sonnabend,

und Costica konnte seiner Frau nachreisen, und da sie ihn etwas kalt und fremd empfing, in der Ueberzeugung, er würde ihr die Scene mit der Mutter vorwerfen, machte es ihm doppelten Spaß, sie zu erobern. Sonntag Abend reiste sie glückstrahlend mit ihm heim, und ihr schien das Leben noch einmal neu zu beginnen. Sie ging fogar zu ihrer Schwiegermutter und bat sie um Verzeihung.

Frau Orbescu fiel es nicht schwer, sich zu verstellen, und einige Zeit lang ging wirklich Alles wieder herrlich.

So lange er nämlich noch verliebt war — und noch war er es, trotz der Anfälle von Uebersättigung, welche er hatte. Oft, wenn er fühlte, daß der Zauber schwand, welchen sie auf ihn ausgeübt, that es ihm selbst leid. Dabei mußte er, daß derselbe mit so Wenigem hätte neu gestärkt werden können. Wäre sie nur gefälliger, verstünde sie nur besser, ihn zu nehmen! Oft sagte er es ihr, aber die neunzehnjährige Frau konnte den abgelebten Mann nicht verstehen. An ihrer großen Liebe ging die seine zu Grunde. Sie hatte ihn als ihren Verlobten schon hingebend geliebt; als er ihr Mann geworden, zerschmolz ihr ganzes Sein in dieser Leidenschaft.

Im September fanden sich schon manche von Costica's Bekannten wieder in der Stadt ein, und Lucy schloß sich manchmal den Reitausflügen von Costica und Zoe an. Zoe war als Landkind eine muthige Reiterin; auf der Chaussee elegant auf und ab zu traben, war dagegen weniger ihre Sache. Costica behauptete auch, sie wäre zu groß, um hübsch auf ihrem kleinen Pferde auszufehen.

Lucy dagegen war sehr furchtsam, aber ihr stand der Reitanzug, welchen sie sich höchst coquett hatte herrichten lassen, wunderschön, und nur deshalb machte das Reiten ihr Freude, weil sie allgemein auffiel.

Zoe hatte ihr Haus so geschmackvoll und wohnlich gemacht, daß es ihr Freude machen mußte, es zu zeigen. Aber sie liebte keine Gesellschaft; wenn ihr Mann nicht zu Hause war, saß sie am liebsten allein mit einer Arbeit in ihrem Boudoir, dessen Möbel mit rumänischen Sticereien überzogen waren. Ihr Mann war nie mehr die Abende zu Hause, wenn kein Besuch war. Darum freute sich Zoe auf die Saison, so langweilig ihr Tanz und Plauderei war; sie dachte, sie würde dann doch wenigstens oft mit ihrem Manne zusammen sein!

Lucy Virianu hatte sich seit ihrer Rückkehr wie eine Klette an Zoe gehängt. Da Zoe eigene Equipage hatte und Virianu's nicht, war es erklärlich. Es war Lucy's Gewohnheit, sich von ihren Freunden zu borgen, was ihr fehlte. Alle Tage kam ein Billet, entweder: „Liebste Zoe, könntest Du Deinen Wagen heute Abend schicken? Ich gehe in's Concert und weiß, daß Ihr Turteltäubchen doch in Eurem zierlichen Taubenschlag bleibt“; oder: „Ich muß morgen bei Frau Versian Besuch machen; kommst Du nicht mit und holst mich im Coupé ab?“, oder Aehnliches — Virianu's kamen auch häufig unangemeldet zu Tisch; da war dann der lange Abend, an dem es Zoe zur Last fiel, Jean zu unterhalten, während Costica, welcher dann nicht in den Club zum Kartenspielen ging, mit Lucy coquettirte. Er machte ihr sehr

den Hof, wenn er auch hinter ihrem Rücken oft über sie lachte. Sie sprach immer von dem „unzertrennlichen Liebespärrchen“ zu Zoe, seitdem sie erfahren, wie regelmäßig Costica in den Club ging, sie zeigte ihm alle ihre Zähne, wenn sie lachte, und ließ sich aus der Hand weisfagen. Keine ihrer Bewegungen, nichts war unberechnet, so harmlos Alles schien; jeder Augenausschlag war vor dem Spiegel einstudirt. Costica verglich oft die beiden Frauen. Lucy war immer hübsch, ihre Toilette stets tadellos. Zoe dagegen konnte, so schön sie war, oft ungünstig aussehen, sie trug auch unkleidsame Toiletten, ihr kam es nur darauf an, daß sie bequem waren. Nie trug sie Schmuck, nie gebrauchte sie Parfüms oder puderte sich; wenn Lucy dagegen in's Zimmer trat, duftete Alles nach Veilchen, wie ihr Boudoir, in dem sie, um die Illusion größer zu machen, auch veilchenfarbene Möbel hatte. Costica fühlte den Unterschied und scheute sich nicht, Zoe darauf aufmerksam zu machen; sie erwiderte aber, Lucy wäre unfein und kein Vorbild für sie. Costica antwortete darauf mit einer spöttischen Bemerkung über ihre dunkle Herkunft. Zoe schwieg auf so etwas, seitdem das Wort Mutter einen neuen Sinn für sie zu haben anfing, und seitdem ihr Mann so viel Karten spielte; aber um den Mund war ihr ein trotziger Zug gekommen, den sie nicht gehabt, als sie noch wirklich trotzig gewesen.

Natürlich hatte sie sich anfangs darüber beklagt, daß Costica alle Abende im Club zubrachte. Das erste Mal antwortete er ihr: „Was verlangst Du denn? Daß ich ewig, wie in den Flitterwochen, mit Dir sitze und vor

Langweile um zehn Uhr einschlafe? Ich spiele jetzt hoch; ich muß doch einen Vortheil davon haben, daß ich eine reiche Frau geheirathet habe!" — Das zweite Mal hatte er ihr nicht geantwortet, sondern nur die Thür zugeworfen.

Zoe saß dann still und dachte darüber nach, womit sie ihn zurücklocken könnte. Wenn die Geselligkeit begönne, würde sie ihn sicher öfter sehen, denn er tanzte gern.

Mit dem Herbst hatte sein Husten wieder begonnen, aber er wurde böse, wenn sie ihn bat, sich zu schonen. Er sagte, sie thäte es aus Egoismus und Eifersucht; dabei hatte sie doch tief im Herzen eine so furchtbare Angst. Kam irgend ein Besuch zu der einsamen Frau, so steckte sie schnell ihr hochmüthiges Gesicht auf und entschuldigte ihren armen Mann, der mit Arbeit überbürdet wäre.

---

XV.

„Sie läßt sich mißhandeln wie ein Stück Holz!“ sagte Costica einmal seiner Mutter, als er ein wenig angetrunken zu ihr kam.

„Costica“, unterbrach ihn seine Mutter, „ich habe gehört, daß Du in den letzten Monaten so viel Schulden gemacht hast — wegen der Virianu? — daß Dein Gehalt sequestrirt wird. Ist das wahr?“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Das ist ja gleichgültig, ich wollte Dir nur rathen, Dich bald an Toffescu zu wenden.“

„Ich werde Zoe hinschicken, dann schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe!“

Als er nach Hause kam, es war spät Abends, fand er Bolino noch bei seiner Frau. Bolino, der erst kürzlich aus Italien zurückgekommen, hatte sich gefreut, bei seiner schönen Nichte eine Tasse Thee zu trinken. Er fand Zoe aber angegriffen und mager und streichelte sie gerade am Kinn, indem er ihr zuredete, mehr auszugehen, als Costica eintrat. Vor Fremden war Costica noch immer höflich gegen seine Frau; er meinte, auch Andere hätten Höflichkeit nur der Außenwelt gegenüber.

„Wie finden Sie Zoe, sieht sie nicht sehr gut aus?“ meinte er zu Bolino. Dieser war anderer Ansicht, empfahl Schlittschuhlaufen und fuhr dann fort.

„Will er die alte Beziehung wieder aufnehmen?“ fragte Costica höhnisch.

„Warum sollte er nicht, sie war ja nie abgebrochen, er ist mein Onkel!“

„Ja — außerdem! Zoe, ich habe Dir einen Vorschlag zu machen, reise zum Weihnachtsfest nach Tossejchi!“

„Du kommst mit?“ fragte sie freudig erregt.

„Nein, ich kann nicht, aber ich brauche Geld von Deinem Vater.“

Zoe schwieg. Auch sie mußte, daß er Schulden hatte.

„Costica, mir fällt das schwer, Dich vor ihm bloß zu stellen!“

„Firsefanz! Du mußt es vernünftig anfangen, so daß Du ihn bloß stellst! Sage ihm, Du wüßtest die Geschichte mit der Nonne!“



„Welche Geschichte mit der Nonne?“

„Das habe ich Dir nicht gesagt? Ich bin überzeugt, daß Natalie Sorescu Deine Mutter ist.“

Zoe wurde leichenblaß und wankte. Er sah sie nicht weiter an, sie hielt sich fest an dem kleinen japanischen Wandschirm.

„Costica,“ begann sie dann mit tonloser Stimme und preßte die Hände zusammen, „Costica, ich habe Dich so lieb, daß ich Unglaubliches ertragen habe. — Dies ist zu viel!“

„Was ist zu viel? Die Wahrheit? Denn es ist positive Wahrheit, daß Du das Kind von Frau Sorescu bist, die jetzt Nonne geworden. Scholly meinte es neu-lich auch!“

„Scholly meinte es auch? So! Also darüber sprichst Du mit Deinen Freunden!“

Sie war auf ihn zugegangen, als müßte sie ihn mit ihren Augen verbrennen.

„Ich bin müde,“ entgegnete er; „wir haben lange gekneipt, Du begreifst, daß ich schlafen will.“

„Nein, ich begreife es nicht. Ich weiß nur Eins, daß Du kein Mensch, daß Du ein Teufel bist!“

„Genire Dich nicht, dieser Erkenntniß entsprechend zu handeln.“

Costica wußte, daß, falls sie davonginge, das Gericht sie verurtheilen würde, aber er wußte, daß sie nicht davongehen würde, und legte sich darum schlafen.

Zoe streckte sich auf dem Sopha ihres Boudoirs aus. Es war eine stürmische Winternacht, und der Wind heulte entsetzlich durch die Säulen des Ofens.

Sie fror, aber sie konnte nicht aufstehen, um sich ihren Pelz zu holen. Dabei weinte sie nicht, aber als sie sich am nächsten Morgen aufrichtete, hatte sie rothe Flecke unter den Augen und schluchzte, als ob sie die ganze Nacht geweint. Costica schlief immer sehr lange. Zoe ließ sich umkleiden, ordnete Verschiedenes in der Wirthschaft an, dann legte sie sich wieder auf das Sopha. Man rief sie zum Frühstück, aber sie kam nicht. Ihr Mann bekümmerte sich nicht um sie; sie hörte bald darauf seine Schritte durch den Corridor verhallen.

Um acht Uhr Abends ging der Zug nach Roman, von Roman konnte sie zu Schlitten in sechs Stunden in Agapia sein!

Aber bis zum Abend hatte sie noch lange zu warten, denn es war erst Zwölf. Sie schloß sich ein, damit Niemand sie störte, dann saß sie regungslos, sah, wie die Sonne beim Untergehen rothe Strahlen in's Zimmer sandte, wie dann die Nacht plötzlich herabsank und es allmählich ganz finster wurde. Aber sie konnte sich nicht einmal dazu entschließen, nach der Uhr zu sehen; sie dachte und fühlte nichts, seitdem sie den Entschluß gefaßt, nach Agapia zu fahren. Endlich machte sie Licht auf ihrem Schreibtisch und sah, daß es halb sieben Uhr war. Sie steckte eine Rolle Gold zu sich, welche sie von der letzten Sendung ihres Vaters noch übrig behalten, klingelte dann, ließ sich Pelzmantel, Mütze und Reisedecke von der Jungfer bringen und befahl anzuspinnen. Als der Schlitten vorgefahren, stieg sie ein. Diener und Mädchen wunderten sich, wagten aber nichts zu sagen.

„Zum Bahnhof!“ rief sie dem Kutscher zu.

Sie fand noch einen Platz im Schlafwagen. „Kein Gepäck?“ fragte der Diener desselben. Da erst wunderte sie sich selbst über den Mangel und schaute sich neugierig an: Was hatte sie eigentlich für ein Kleid an? Es war der türkische Morgenrock, welchen die Jungfer ihr in der Frühe angezogen. „Das macht nichts!“ sagte sie sich und streckte sich aus. Sie war müde und hatte viele Schmerzen. Da zuerst seit dem vorigen Abend dachte sie an ihr Kind, welches im nächsten Sommer geboren werden sollte; ihm zu Liebe wollte sie schlafen, aber das Stoßen der Bahn hielt sie wach.

„Ich bin keine Mutter, doch wo ist die meine? Mein Gott, vielleicht stirbt es aber vor Hunger, denn ich habe so lange nichts genossen!“

Sie klingelte und bat den Diener, ihr auf der nächsten Station Wein und Brot zu kaufen. Dann lag sie ruhig die ganze Nacht, aber die Augen konnte sie nicht schließen, auch nichts denken, gar nichts, nur, daß sie nach Roman und dann nach Agapia wollte.

Um acht Uhr Morgens stieg sie in Roman aus. Sie war ein wenig verwirrt. Der Portier des Bahnhofs erkannte sie und sagte, der Wagen wäre nicht da, gestern hätte der Herr Papa selbst an der Station ein Packet für Bukarest aufgegeben.

„Verschaffen Sie mir einen Miethsschlitten!“

Unterdeß waren aber alle schon mit Beschlag belegt, und der Portier schickte einen Jungen in die Stadt.

„Bring' mir einen Schlitten mit geruhten Pferden, die mich gleich weiter fahren können, ich muß heute noch nach Agapia,“ rief sie ihm nach.

Der Junge stürmte davon, und sie ging in den noch nicht ganz hellen Wartesaal und bestellte sich Milch und Kaffee.

„Für's Kind!“ sagte sie sich wieder.

Aus einer Gruppe Herren stand Einer auf und grüßte sie; sie schaute aber nicht zu ihm hin, sondern sah es nur durch die Wimpern, als sie in einer Ecke Platz nahm. Es dauerte lange, und kein Schlitten kam. Sie sah nach der Uhr: eine halbe Stunde war schon vergangen, seitdem der Zug weitergebraust. Endlich stand sie auf und suchte den Portier.

„Ich begreife es auch nicht,“ meinte dieser. „Sie hätten nur nicht sagen sollen, daß Sie noch weiter zu fahren wünschen. Bei dem Wetter will Niemand heraus; außerdem ist morgen Weihnachten. Ich werde aber noch einmal schicken!“

Als Zoe wieder in's Wartezimmer trat, begegnete ihr Demeter Mataffi in der Thür. Sie erschrak so, daß sie zusammenfuhr. „Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er kühl und höflich, „ich wollte Sie nur fragen, ob ich Ihnen behülflich sein könnte?“

Daß sie sehr hilfsbedürftig war, mußte er wohl ihren Augen ansehen, denn sie starrte ihn immer noch ganz unsicher an.

„Sind Sie so überrascht, mich hier zu finden?“ fragte er etwas weicher.

„Ja, sehr überrascht, ich habe so lange nichts von

Ihnen gehört und wäre dankbar, wenn Sie mir helfen wollten.“

„Ich sehe, es handelt sich um einen Schlitten nach Toffeschti?“

„O nein,“ unterbrach sie ihn, „nicht nach Hause,“ und wieder verdüsterte sich ihr Blick, „ich muß nach Agapia!“

„Nach Agapia! In diesem Schnee? Heute, am Tage vor Weihnachten?“

„Ich muß!“ sagte sie und schluchzte unwillkürlich auf.

„Einen Schlitten werde ich Ihnen natürlich verschaffen, aber allein dürfen Sie nicht fahren! Sie kommen vor Nacht nicht hin. Haben Sie Bekannte in Roman?“

„Nein, nein; auch muß ich allein hin, außer, wenn Sie Zeit hätten?“

„Dann werde ich Sie begleiten, gnädige Frau!“

Er hätte auch ohne das Schluchzen an der zitternden Gestalt sehen können, daß sie in einem Zustande größter Ueberregung war. Noch einmal versuchte er ihr zuzureden, erst zu ihrem Vater, dann vielleicht in seiner Begleitung nach Agapia zu fahren. Sie preßte die Lippen fest auf einander und schüttelte mit dem Kopfe.

Um elf Uhr war der vierspännige Schlitten beschafft, Demeter nahm sich ein Paar Pistolen aus seiner Wohnung mit, und dann ging es fort. Es schneite noch nicht, aber die Wolken hingen so dicht am Himmel, daß ein Schneesturm zu befürchten war. „Wenn es klar bleibt, kommen wir hin; fängt es an zu schneien, müssen wir in Neamz nächtigen!“ meinte der Kutscher.

Zoe saß jetzt theilnahmslos da; sie hatte die Augen halb geschlossen.

„Sind auch Sie verheirathet?“ fragte sie plötzlich ihren Begleiter.

„Nein.“

„Wie kommen Sie nach Roman?“

„Ich bin an dieser Strecke ja schon seit anderthalb Jahren Ingenieur. In Roman hatte ich gerade Inspektion.“

„Im vorigen Winter waren Sie sehr krank?“

„Ich habe mich schnell erholt.“

„Ich bin noch nie krank gewesen!“

Darauf war nichts zu sagen.

„Doch, damals am Fuß,“ meinte er schließlich.

„Ach, damals!“ und Zoe fing krampfhaft an zu weinen.

Ihr thaten die Thränen wohl, aber für Demeter war ihr Weinen im höchsten Grade peinlich. Er schaute aufmerksam zum Himmel, auf den dunklen Horizont, dann sagte er: „Ich kann Sie nicht trösten, denn ich weiß nicht, was Sie betrübt; eins weiß ich aber: wer sich in die Arme eines solchen Vaters, wie Sie ihn haben, flüchten könnte, sollte nicht auf der Landstraße Schutz suchen!“

Er sagte es etwas rauh, in der Absicht, ihren Thränen Einhalt zu thun; es war aber, als hätte sie ihn nicht gehört.

„Früher hielten Sie mich für besser, als ich war, jetzt halten Sie mich für schlechter! Wissen Sie nicht, daß es Dinge giebt, welche jeder Mensch allein mit sich

und seinem Gotte abmachen muß?“ antwortete sie nach einer Weile.

„Ja, aber Ihr Gott sollte im eigenen Herzen und nicht im Kloster sein!“

Sie schwieg. Nach einer halben Stunde begann sie plötzlich: „Es wissen es ja Viele, wenn Scholly es weiß — doch nein,“ unterbrach sie sich, „ich kann es Ihnen doch nicht sagen.“

„Ich würde auch Ihre Bekenntnisse nicht anhören, sondern mich zum Kutscher setzen, sollten Sie wirklich die Grausamkeit haben, sie mir machen zu wollen! Ich habe nicht vergessen, daß Ihre Augen mir einmal ein Ja gesagt, das Ihre Handlungen dann so herzlos gerirten.“

Sie sah ihn erstaunt an. Vergessen hatte sie es nicht, aber es schien ihr so lange her, daß sie sich wunderte, wie er noch daran dachte.

„Wenn es Ihnen weh gethan hat, so sind Sie ja jetzt gerächt!“

„Weil ich Sie elend, halb unzurechnungsfähig sehe? Nein! Gerächt wäre ich gewesen, hätte ich Sie glücklich getroffen; das wäre die größere Verkommenheit gewesen!“

„Ich habe wohl nur Feinde in der Welt!“ sagte sie so leise vor sich hin, als fragte sie sich selbst. „Wenn ich einmal ein Kind habe, wird es mich wohl auch hassen.“

Demeter schwieg; er wollte wirklich keine Bekenntnisse hören.

„Geht es Ihrem Onkel Bolino gut?“ fragte er.

„Ich glaube, sehr gut: ich entsinne mich aber nicht,“ antwortete sie mit irrer Stimme.

„Sie müssen sich etwas zusammen nehmen, gnädige Frau; ich versichere Sie, ich fahre Sie sonst nach Tofseſchti,“ sagte er wiederum mit erkünstelter Härte. Ihm waren bei ihrem „ich entfinne mich nicht“ die Thränen in die Augen gekommen, und er wußte, wenn er nicht dagegen kämpfte, würde ihn die Nähe dieser Frau zum Thoren machen.

Sie entgegnete nichts. War dies Zoe? Nein, nur noch ihre Hülle; die hohe Gestalt, das schöne blonde Haar, das der Wind peitschte, die scharf gezeichneten Augenbrauen und die weit geöffneten blauen Augen. Der Mund war verzogen, und das Leben in ihr schien erstorben.

Stunden vergingen. Hin und wieder faßte er ihre Hand, um zu sehen, ob sie auch nicht ohnmächtig wäre, denn sie hatte die Augen geschlossen und äußerte keinen Laut mehr. Er zog ihr die Pelzdecken zurecht, wenn sie hinabrutschten, und wickelte ihre Füße ein; sie ließ es geschehen, als wäre er ihr Bruder.

Gegen drei Uhr, als sie nur noch eine Stunde von Neamz entfernt waren, fing es an zu schneien. Zoe schrak zusammen, als ihr die ersten Flocken in's Gesicht getrieben wurden.

„Wir kommen nicht bis in's Kloster, wir müssen in Neamz bleiben; es ist dunkel, bis wir da sind.“ meinte Demeter.

Sie dachte zum erstenmal an ihn. „Ach Gott,“ sagte sie, „nun raube ich Ihnen so viel Zeit! Sie wollen die Weihnachtstage gewiß bei Verwandten zubringen?“



„Es macht nichts,“ entgegnete er gleichmüthig. Er hätte mehr sagen können, aber er wollte nicht.

„Wie soll ich Ihnen das je vergelten?“ fuhr sie fort.

„Es geschah Ihres Vaters wegen!“ sagte er.

„Ich habe auch nicht verdient, daß es meinetwegen geschähe!“

„Nein,“ antwortete er, und sie schaute ihn überrascht an wegen seiner Aufrichtigkeit.

„Kann meine Jugend mich nicht entschuldigen? Ach Gott! Ich kannte wirklich nichts vom Leben!“

• „Das thun Sie auch jetzt nicht.“

„Doch, doch,“ erwiderte sie, und ihre Thränen fielen wieder.

„Es ist nur eine vorübergehende Stimmung,“ fuhr er fort, „eine starke Erregung.“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich gehe in's Kloster und bleibe immer dort.“

Zoe sah den freudigen Strahl nicht, der durch seine Augen blitzte.

„Ich bin von einem furchtbaren Irrthum geheilt,“ setzte sie hinzu, „auch ich habe meine Krankheit gehabt.“

„Wenn Sie nur geheilt sind!“

Es war wirklich ganz dunkel, und der Schnee fiel so dicht, daß an kein Weiterkommen zu denken war, als der Schlitten in Neamß einfuhr.

„Giebt es hier ein Hotel?“ fragte sie.

„Eine Herberge ist wohl da, in der Sie sich wenigstens erwärmen können.“

„Und Sie? Sie werden mich doch nicht verlassen?“

„Gnädige Frau,“ antwortete er zögernd, „ich weiß nicht, wie Ihr Herr Gemahl es auffassen wird . . .“

„Ich habe keinen Mann mehr,“ sagte sie heftig, „den, welchen ich gehabt, hasse ich, daß ich ihn mit eigenen Händen umbringen möchte . . .“

„Wie können Sie so etwas aussprechen! Sagen Sie kein Wort mehr, ich beschwöre Sie!“

„O, Sie wissen nicht, was er ist! Es giebt keine Schande, die er mir nicht angethan, es giebt kein Laster, das er nicht hat! Ich stellte mich, als sähe ich es nicht, aber ich habe Alles gesehen, auch was ich mir selbst nicht eingestand. Meine Freundinnen und meine Kammermädchen, alle . . .“

„Zoe,“ unterbrach Matassi entsetzt die erregte Frau, „bei dem nächsten Wort, das Sie sagen, verlasse ich den Schlitten — ich kann das nicht hören!“

„Und ich kann nicht schweigen!“

Er ergriff ihre Hand. „Ich bitte Sie, sagen Sie nichts mehr, meinethwegen nicht! Ich kann nicht hören, daß die Frau, welche ich geliebt, so durch den Staub gezogen ist!“

Sie schwiegen darauf beide, bis der Schlitten vor der kleinen Judenherberge hielt.

„Wir müssen weiter,“ sagte Demeter zum Kutscher.

„Herr, ich kann nicht weiter mit den Thieren! Wir sehen ja die Hand vor Augen nicht!“ entgegnete dieser.

„Schaffen Sie mir Pferde, Wirth,“ rief Demeter in die Herberge hinein.

Der Wirth trat hinaus: „Ich will's versuchen, aber es fährt heute Keiner!“

Zoe war ausgestiegen. Man hatte ihr im Gastzimmer ein Talglicht angesteckt. Der Sturm heulte durch's kalte Zimmer und riß die Thüre zum Flur auf.

Demeter ging fort und versuchte selbst Fuhrwerk aufzutreiben. Der Wind wirbelte den Schnee der Straße auf, nicht gesättigt von den neuen Massen, welche endlos vom grauen Himmel fielen. Mataffi wurde ganz wirr und fand sich in der bekannten kleinen Straße nicht mehr zurecht. Einmal stieß er gegen einen verschneiten Karren, den man im Wege hatte stehen lassen, nachdem man die Ochsen abgeschirrt.

„Es ist, als sollte die Welt untergehen,“ meinte die Judenfrau, welche sich vergeblich bemühte, für Zoe Feuer im Ofen zu machen; eine Herde Kinder schaute neugierig aus dem dunklen Flur in's Zimmer.

Zoe schauderte; wenn nur Demeter zurückkäme; sie wollte nicht allein in der untergehenden Welt sein!

„Gestern Nacht sind die Wölfe bis an unser Gehöft gekommen,“ fuhr die Wirthin fort. Zoe entgegnete nichts. „Und von dem kleinen Jungen des Nachbarn, welcher das Petroleum immer in die Herberge bei Agapia trägt, hat man nicht einmal die Spuren gefunden — nur seine Mütze!“

„Er wird todt sein!“ meinte Zoe ruhig.

„Ja, todt und aufgefressen!“

Zoe dachte es sich in diesem Augenblicke nicht so schlimm, „todt und aufgefressen“ zu sein; sie wäre doch dann den dumpfen Schmerz los, der sie quälte! Sie dachte sich einen scharfen, warmen Biß, und danach wäre Alles vorbei!

Wenn Demeter nur käme, wenn er sie nur in diesem Graus nicht allein ließe! Weit lieber mit ihm todt zwischen den hohen Tannen in der weißen Leichenhülle! Endlich hörte sie starke Schritte; er schüttelte den Schnee ab im niedrigen Eingangsfur. Sie flog ihm zur Thür entgegen:

„Sie bleiben?“ fragte sie und sah ihm nah in die Augen. Er schwieg, er zauderte noch immer.

„Ich bitte Sie darum! Verlassen Sie mich nicht!“

„Ich bleibe!“ entgegnete er. „Aber Sie kennen die Folgen?“

„Ja, ich kenne sie und wünsche sie.“

„Er wird Ihren und meinen Namen auf das unwürdigste zusammen vor die Welt bringen!“

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, mir ist es lieb! Uebrigens würde er es auch ohnedem thun!“ setzte sie bitter hinzu.

So blieben sie die lange Sturmnacht zusammen in dem schmutzigen Gastzimmer der kleinen Herberge.

---

## XVI.

Der Weihnachtsgottesdienst in Agapia war beendet. Trotz des hohen Schnees waren einige Gäste am Tage vorher, ehe der Schneesturm begann, im Kloster angelangt, und Schwester Natalie hatte sich mit der Aufnahme derselben beschäftigen müssen. Jetzt war klarer, windstillter Tag, aber empfindlicher Frost, und Natalie sorgte für gute Durchwärmung der Fremdensäle. Ihr brachte die Weihnachtszeit schwere Erinnerungen, und sie

beeilte sich darum bei ihren Anordnungen, um möglichst bald allein zu sein. Doch sie hatte noch einen Schlitten kommen hören und erwartete die Insassen, welche nur aus der Nachbarschaft sein konnten. Nach kurzer Zeit hörte sie die Schellen aber wieder zum Klosterthor hinaus läuten, ohne sich dies erklären zu können. Gleich darauf, als sie sich eben anschickte, die Treppe hinab und auf den gefegten Brettern in ihr Haus zu gehen, kam ihre Dienerin eilend ihr entgegen und meldete, eine Dame wäre in ihrem Zimmer und wünsche sie zu sprechen. Ein Herr hätte sie gebracht, wäre aber gleich wieder umgekehrt. Natalie durchzuckte der Gedanke an Zoe, sie scheuchte ihn aber gleich zurück und erklärte ihn sich mit ihren alten Erinnerungen — Zoe war verheirathet in Bukarest, und selbst wenn sie das Fest beim Vater feierte, zu ihr würde sie doch nicht kommen.

Als Natalie die Thür aufmachte, richtete sich die Frauengestalt langsam vom Divan auf.

„Sie sind es doch?“ entfuhr es Natalie. Dann schloß sie die Thür und näherte sich der jungen Frau.

Zoe hatte die Hände gefaltet und stand aufrecht vor ihr. Sie forschte im Antlitz der Nonne, welche ebenso kerzengerade, erschrocken über das Aussehen Zoe's, im Zimmer stand.

Durch die kleinen Fenster fiel klare Winter Sonne auf die entstellten Züge der jungen Frau, und Natalie durchzuckte die Angst, eine Wahnsinnige vor sich zu haben.

„Mutter?“ stieß sie hervor, „ich komme zu meiner Mutter!“

Dann sank sie auf das Sopha zurück. Natalien's

Züge blieben unbeweglich, noch mußte sie nicht, ob Zoe irrsinnig sei.

„Du willst mich nicht anerkennen?“ fuhr sie fort.  
„Aber Du bist meine Mutter!“

„Mein armes Kind!“ schluchzte Natalie. „Nein, ich bin leider nicht Deine Mutter! Aber ich habe Dich sehr lieb!“

Sie zog Zoe in ihre Arme, küßte ihren blonden Scheitel und streichelte das zuckende Gesicht.

„Du bist es doch,“ sagte sie, „ich weiß es, Du willst es nur nicht sein!“

„O nein, wie hätte ich Dich verlassen, wenn ich's wäre! Nein, Zoe, nein! Heute vor zwanzig Jahren habe ich Dich in meinem Arm in Deines Vaters Zimmer getragen, heute, am Weihnachtstage, ist Dein Geburtstag! Du hast schon einmal an meinem Herzen gelegen, aber Deine Mutter bin ich nicht!“

„Und wer ist es? Doch nicht . . .“ sagte Zoe, und eine furchtbare Erinnerung überkam sie, „doch nicht jene Frau, die mir gesagt, ‚Gott sei Dank, ich habe keine Kinder!‘ Doch nicht Deine Schwester?“

Natalie schwieg einen Augenblick; dann antwortete sie:

„Wer es ist, kann und darf ich Dir nicht sagen! Ich habe Deine Mutter lieb gehabt und ihr geschworen, Dir nie von ihr zu sprechen.“

„Also wirklich! O Gott, ich wäre lieber das Kind einer Diebin, als dieser Frau!“

„So glaube weiter, daß ich Deine Mutter bin; ich will es Dir in Zukunft sein.“

„Und warum nahmst Du mich nicht zu Dir, warum verleugnetest auch Du mich?“

„Zoe, ich war damals noch unverheirathet, und Dein Vater beanspruchte Dich. Außerdem . . .“

„Ja, ich weiß schon, außerdem — die Welt, ja, die Welt! Der zu Liebe leben wir, nicht unseretwegen.“

„Mutter!“ fuhr sie dann fort, „Mutter, bitte, mach' mich gut! Nimm die Schande von mir und das Erbtheil der bösen Frau!“

Sie war vor ihr niedergekniet und verbarg schluchzend ihren Kopf in den Schooß der Nonne.

„Ich gehe nie wieder fort von Dir,“ fuhr sie leiser fort.

Natalie ließ sie sprechen und rührte sich nicht, aber die Thränen rannen auch ihr aus den Augen.

„Ich bin sehr unglücklich, aber, Mutter, Du weißt nicht, wie schlecht ich bin! Ach, jetzt versteh' ich Alles, — das Erbtheil, das Erbtheil! Darum vermochte der Vater nie Etwas über mich; o, den Vater, ich habe ihn gar nicht mehr lieb! Willst Du hören, was ich bin?“

„Nicht jetzt! Aber morgen, übermorgen, alle Tage. Und Dein Mann?“

„Nicht von ihm, nicht von ihm, von allen Anderen, Mutter, nie von ihm!“

„Zoe, Zoe, die Ehe ist heilig! Du hast ihm Treue geschworen, Du mußt sie ihm bewahren!“

Zoe lachte bitter auf. „O, die Theorien! Ja, ich muß ihm die Treue bewahren, aber bei ihm bleiben muß ich doch nicht, wenn er mich fortjagt?“

„Doch, Zoe, auch das.“

„Mutter, da muß ich Dich lehren, wie es in der Welt zugeht, Du hast es vergessen!“

„Nein, Kind,“ sagte sie milde, „ich habe es nicht vergessen, aber ich habe es anders aufgefaßt: nicht der Genuß — die Entfagung ist das wahrhaft Menschliche! Doch ich will Dich heute nicht quälen, Du bist krank.“

„Weißt Du, was Liebe ist, Mutter?“

„Liebe ist auch Entfagung, wie alles Andere,“ antwortete sie erröthend.

„Hast Du ihn lieb gehabt, Deinen Mann?“

„Nein, Zoe, das habe ich nicht.“

„Aber einen Anderen?“

„Ja, Kind, sehr lieb!“

„Und er Dich?“

„Nein, er mich nicht; es war Dein Vater.“

Zoe schwieg. „Ach, Ihr hättet zu einander gehört,“ seufzte sie dann.

Die Dienerin klopfte. Natalie wurde abgerufen.

„Wer hat Dich hergebracht, Zoe?“ fragte sie, ehe sie fortging.

„Ein Herr, der mich in Roman aufgelesen — aus Menschenfreundlichkeit!“ sagte sie und wandte sich zum Fenster.

---

## XVII.

Auch in Buzarest lag Schnee. Costica bekam infolge des scharfen Nordostwindes Bluthusten, als er in der Nacht nach Zoe's Abreise nach Hause kam. Es war das erste Mal, daß er Blut spuckte, und er fand das Symptom beunruhigend und interessant. Darum ging



er in das Boudoir seiner Frau, wo sie oft schlief, wenn sie sich gerade mit einander überworfен hatten, um es ihr mitzutheilen. Er fand das Zimmer leer und klingelte; da erst erfuhr er vom Diener, daß sie am Abend zur Bahn gefahren.

„Sie macht es wie im Sommer,“ dachte er sich, „als sie nach Sinaia reiste. Tosseshti ist aber weiter, und ich werde es mir überlegen. Wenn sie wüßte, daß ich Blut gespuckt, wie eilig sie heim käme!“

Am nächsten Tage überlegte er es sich, und da die Feiertage vor der Thür, wo Niemand in den Club kam, und er zum ersten Januar das Geld brauchte, hielt er es doch für vernünftig, zu seinem Schwiegervater zu reisen. Er bestellte sich telegraphisch den Wagen an die Bahn und machte sich auf. Wegen des Schneefalls war Verspätung, und er gelangte erst um zehn Uhr nach Roman. Der Schlitten von Tosseshti hatte nicht auf ihn gewartet.

„War meine Frau mit dem Schlitten hier?“ fragte Costica den Portier.

„Nein, die gnädige Frau ist gestern früh nach Agapia gefahren. Sie nahm einen Schlitten aus der Stadt, welchen Herr Mataffi ihr besorgte; er fuhr mit ihr fort.“

„Das ist stark!“ sagte er halblaut. „Nach Agapia? Wissen Sie das genau?“

„Ganz genau.“

„Die hirnverbrannte Idee!“

„Ich glaube nicht, daß sie bis hin gekommen sind, der Schneesturm begann um drei Uhr Nachmittags und währte bis gegen Mitternacht.“

„Ist Herr Mataffi zurück?“

„Das kann ich nicht wissen.“

Costica ließ sich in der Stadt ein Fuhrwerk besorgen. Es war schöne Sonne und gute Schlittenbahn; ihm machte die Fahrt aber wenig Freude. Eine halbe Stunde vor Neamtz, zwischen drei und vier Uhr fuhr ein Schlitten mit Mataffi an ihm vorüber. Er schrie dem Kutscher desselben zu, anzuhalten. Als dieser nicht gehorchte, ließ er selbst umkehren und jagte ihm nach. In einer Viertelstunde hatte er ihn eingeholt.

„Warum hielten Sie nicht, als ich Ihnen begegnete?“ rief er Demeter zu.

Dieser fuhr ruhig weiter und that, als hätte er nichts gehört.

Costica gerieth in großen Zorn und fluchte auf den Kutscher Mataffi's, der dann schließlich anhält.

„Sie sind wohl betrunken?“ fragte Mataffi, der nun auch heftig wurde.

„Nein, ich fordere Rechenschaft wegen meiner Frau!“

„Was geht das mich an?“

„Sie sollen mir Satisfaction dafür geben, daß Sie vierundzwanzig Stunden mit meiner Frau verbracht!“

„Ich habe Ihre Frau Gemahlin nach Agapia begleitet, da sie leider keine andere Begleitung hatte!“

„Sie scheinen mich nicht verstehen zu wollen?“

„Zuerst müßte ich wissen, ob Sie noch ein Recht haben, mich zur Verantwortung zu ziehen!“

„Da Sie mich nicht zu verstehen scheinen, kann ich ja deutlicher werden!“ rief Costica aus dem Schlitten springend.

„Ich will mich aber mit Ihnen nicht schlagen.“

„Aber ich mit Ihnen!“ Und Costica hob den Arm, um es augenblicklich wahr zu machen.

Demeter packte ihn und schleuderte ihn in den Schlitten zurück.

„Ich kehre sogleich um, in Neamţ ist die Præfectur, da können wir Bekannte zu Secundanten finden,“ zischte Demeter wüthend. „Pistolen habe ich bei mir.“

Die beiden Schlitten fuhren eine Stunde später hinter einander in das weihnachtsmäßig ruhige Städtchen ein.

Das Duell wurde auf den nächsten Morgen festgesetzt, da es mittlerweile zu dunkel geworden war. Als Grund gab man einen Wortwechsel an, welchen die Herren, als ihre Schlitten an einander gefahren, unterwegs gehabt. Ein junger Arzt, mit dem Demeter bekannt war, hatte ihn bei sich aufgenommen; Costica schlief in dem Gastzimmer des Juden, während Mataffi an Toffescu schrieb, daß seine Tochter in Agapia sei, und er mit seinem Schwiegersohn eine unangenehme Begegnung gehabt habe. Dieser Brief sollte am nächsten Morgen, dem zweiten Feiertag, früh auf's Gut geschafft werden.

Ganz Neamţ war in größter Aufregung; der Eine war todt auf dem Platze geblieben! Man hatte ihn in das Haus des jungen Arztes gebracht, während Boten zu seiner Frau und seinem Schwiegervater geschickt wurden.

Demeter saß im Nebenzimmer; in der Stadt hieß

es, er wäre verschwunden; er hatte nur einen leichten Streifschuß am Arm. Wenn er Zoe wiedergesehen und die Leiche auf's Gut transportirt hätte, wollte er sich den Gerichten stellen. Die Secundanten meinten, es wäre ungerecht, ihm mehr Jahre Gefängniß zu geben, als Costica noch Leben vor sich gehabt. „Orbescu hätte es höchstens noch ein Jahr getrieben,“ sagte der Arzt.

Es war Mittag, als Zoe, von Natalie begleitet, anlangte. Man hatte ihr nichts vom Duell gesagt, nur mitgetheilt, daß ihr Mann krank in Neamţ läge und nach ihr verlange. Demeter sah durch die halbgeöffnete Thür, wie sie in das Zimmer geführt wurde, in welchem ihr Mann auf einem großen Bett, von Gardinen verborgen, lag.

„Wo?“ fragte sie, „wo?“ und schaute verwirrt um sich. Sie ging zum Bette, und ein furchtbar schriller Schrei entfuhr ihr. „Todt, o Gott, todt! Mein Leben, mein Licht, todt! Er ist todt!“

Demeter konnte es nicht mit anhören, er ging aus der Nebenstube über den Corridor auf den Hof. Doch dann mußte er wieder zurück, er hielt es draußen nicht aus. Er trat in die Thür des Zimmers, in welchem Zoe neben dem Todten kniete.

Natalie hatte ihr unterdeß mitgetheilt, was man ihr eben vom Duelle gesagt; sie schien es nicht zu hören, sie stöhnte leise.

Plötzlich fiel Zoe's Blick auf Demeter. Sie richtete sich wie eine Gestochene auf, trat auf ihn zu und rief: „Sie Mörder, ich hasse Sie! Hören Sie es, ich hasse Sie,

ich hasse Sie! Denn ich liebte ihn, ja, ihn allein bis zum Wahnsinn, und Sie haben ihn mir entrißen!"

Natalie unterbrach sie: „Herr Mataffi, hören Sie nicht auf das Rasen einer Irrsinnigen.“

Zoe war wieder an der Leiche niedergesunken.

„Ich kann sie ruhig hören, Schwester, sie verwundet mich nicht mehr; jetzt kenne ich sie!“ erwiderte er.

Zoe schien seine Worte verstanden zu haben, sie schaute auf und begegnete seinem Blicke, der voll kalter Verachtung auf ihr ruhte.

Dann wandte er sich und ging; noch ehe Toffescu eintraf, um seiner Tochter beizustehen, stellte er sich den Gerichten.



# Pablo Domenech.

(Nach dem Berichte eines Augenzeugen.)



**D**er General Don Fernando de Ibarreta war auf der Straße von Santander herangezogen, um Bilbao zu entsetzen, das von den Carlisten blokirt war. In dem Waldthale von Somorostro mußte die Armee Halt machen, weil die Höhen von San Pedro Abanto stark verschanzt waren und eine Kette von unübersteiglichen Hindernissen bildeten.

Diese Schanzen galt es an dem glühend heißen Tage zu erstürmen; aber von dem Höhen donnerte der Tod aus hundert Schlünden nieder.

Don Fernando hatte mit seinem Stabe in einem Hause Schutz gefunden, dessen Fenster mit Backsteinen dergestalt vermauert waren, daß nur schmale Oeffnungen das Hinaussehen gestatteten. Die Kugeln prasselten gegen die Hausfront und gruben Löcher hinein.

Muthig stürmten die Truppen vorwärts, aber der Empfang war so scharf, daß sie stille standen und schwankten.

„Señores!“ sagte der General, „so geht es nicht; die Kinder sind brav, aber es fallen ihrer zu viele auf

die Erde; sie werden doch am Ende den Muth verlieren. Man muß ihnen wieder ein wenig das Herz im Leibe zurechtschieben, ich will nur einen Augenblick mit ihnen dort hinaufreiten. Sie können mich begleiten, wenn Sie wollen!"

Einem jungen Franzosen, den er im Stabe hatte, sich nähernd, sagte er leise auf Französisch:

„Bleiben Sie lieber hier!"

Dem jungen Manne schoß eine Welle von Blut in's Gesicht, bis unter die Haarwurzeln.

„Nun, nun! ich verstehe!" lächelte der General, „Sie sind der einzige Franzose unter lauter Spaniern! zwei eitle Völker! Sie wollen nicht zurückbleiben. Nun, so kommen Sie, Kind, da Sie nicht vernünftig sind!"

Er schwang sich auf, gab dem Pferde die Sporen und sprengte einen kleinen Hügel hinan, der die Biegung der Straße beherrschte. Er war ein stattlicher, leutseliger Herr, mit sanften braunen Augen, einem langen weißen Schnurrbart, französischem Knebelbart, gerötheten Wangen, einem nicht unbedeutenden Schmeerbauch und einem kühl gelassenen Muth, der um so angenehmer wirkte, als er vollkommen natürlich erschien.

Die Compagnien der Cazadores stürmten kühn voran, bis zu einem gewissen Graben, in den der Tod hinunterhagelte; dort verloren sie die Fassung und liefen zurück, hinter Felsen und Bäumen Schutz suchend, hinter dem Hügel schlossen sie sich wieder zu neuem Angriff. Jedesmal daß frische Truppen herankamen, stand der General in den Bügeln auf, schwang die Mütze und rief:



„Da kommt das Regiment Cordoba! Es lebe Cordoba! Da ist Mendigorria! Es lebe Mendigorria! Laßt sehen, ob die Burschen von Cordoba das Zeug in sich haben, den Mädchen zu gefallen! Vorwärts Cordoba! Drauf Mendigorria!“

Und die armen Burschen schrieen: „Es lebe unser General!“ „Es lebe Spanien!“ rief er zurück.

Zweitausend Mann lagen schon auf der Erde; er hielt ruhig und rauchte eine außerordentlich lange, sehr feine und theure Cigarre, die er nur von den Lippen nahm, um seinen Leuten zuzurufen, oder mit der Spitze des weißen Handschuhs bedachtsam die Asche abzustreifen. Auch auf dem Hügel regnete es Blei. Die Anderen rauchten alle, aber hastig, aufgereggt; eine Cigarre dauerte kaum fünf Minuten.

Neben dem General stand sein kleiner Trompeter, die eine Hand auf Don Fernando's Stiefel, mit der anderen die silberne Trompete umfassend, zum Signale bereit, das er unablässig aus seines Herrn Augen zu lesen suchte. Da traf ihn eine Kugel mitten in die Stirn; ohne einen Seufzer sank er zur Erde. „Bo-breito!“ (der arme Kleine!) sagte der General. „Erinnert mich daran, daß ich heute Abend selbst seinen Eltern schreibe; es sind unsere Nachbarn und brave Leute!“

In dem Augenblicke kamen die Jäger vom Regiment Havanna heran. Der Oberst, der sie führte, war Don Vicente de la Cueva. Wie der General Don Fernando ihn erschaute, hob er sich noch höher in den Bügeln und donnerte ihnen ein Hoch entgegen, das sie

electrifirte. Don Vicente war als ein Löwe bekannt und hoch geachtet. Er war noch vor nicht gar langer Zeit Capitän gewesen, als im Lager von Don Fernando eine Compagnie nach der andern zu den Carlisten überging.

Nach einem heißen Tage hatte er geglaubt sich endlich zu Ruhe begeben zu dürfen, und hatte sich halb entkleidet hingeworfen, um ein Paar Stunden Schlaf zu finden, als er unter sich Unruhe hörte.

Barfuß, in Hemd und Unterhosen, den Kopf mit einem rothen Seidentuche umwunden, eilte er hinab und fand seine Leute, wie sie bei einigen qualmenden Rienspänen ihre Sachen zusammenrafften, die Gürtel umschnallten. Sie sahen erschrocken aus, als Don Vicente so plötzlich unter ihnen erschien; nur Einer trat ihm frech entgegen: „Nun, Don Vicente?“ und droht ihm. Der aber ergriff einen Schemel, schlug ihn damit zu Boden, und während er sich noch auf der Erde wand, befahl er mit Donnerstimme: „A las armas!“ (zu den Waffen!) Sich untereinander verstohlen und von unten herauf anblickend, schlichen sie zu den Gewehren und gehorchten.

„Achtung! präsentirt's Gewehr!“ commandirte er wieder und schritt die Reihen entlang, Jeden mit seinem Feuerblick versengend, bis ihnen der Boden unsicher zu werden schien.

„Ich sollte Euch alle vor's Kriegsgericht schicken; weil Ihr aber zum Gehorsam zurückgekehrt seid, so sollen nur Einzelne unter Euch bestraft werden. Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs, Sieben, Acht, Neun, der

Zehnte tritt aus, Elf, Zwölf 2c. Der Zwanzigste tritt aus“ — und so zählte er weiter, bis seine Leute bleich wie der Tod und zitternd vor Angst dastanden. Da glitt ein Lächeln über sein feines Gesicht:

„Nun, Kinder (muchachos)! Ich sehe, Ihr seid im Grunde so gut wie tapfer, Euch soll vergeben sein. Legt Euch nieder und schlaft wohl!“

Von der Stunde an war er der Abgott seiner Leute. Den nächsten Morgen erstürmten sie eine Barrikade; sogar der war dabei, den er zu Boden geschlagen; es war, als könnte seine eiserne Natur Todte lebendig machen. Klein und hager, enthielt er sich jeden geistigen Getränks, aß überaus wenig, hatte einen sehr schönen Fuß, Ringe an allen Fingern, einen kleinen, geschwärzten Schnurrbart und einen starken Unterkiefer, der allein seinen mächtigen Willen bekundete.

Wohl mußte der General, warum er hoffnungsfreudig den Havannajägern zuschrie. Aber selbst diese Tapfern stützten an dem verhängnißvollen Graben. Fast alle Officiere waren niedergemäht; die Leute schauten unschlüssig die Todesbahn, die sie erklimmen sollten.

„Kinder! was habt Ihr denn?“ ruft ein schlanker, junger Mann mit blitzenden schwarzen Augen, dem der durchsichtige Bart sich in zwei feinen Spitzen um's Kinn kräufelt. Es ist Pablo, Pablo Domenech, dessen unbeugsamer Muth im ganzen Lager sprichwörtlich geworden: „Ihr meint doch nicht, daß das gefährlich ist? Das ist ja gar nichts!“

Und also redend beginnt er langsam und gemächlich emporzuschreiten, nimmt den Tabaksbeutel heraus,

dreht sich eine Cigarette, steckt sie hinter's Ohr, dreht sich noch eine, macht Feuer und fängt an zu rauchen.

Dann sieht er sich um. Die Anderen zaudern noch immer. Da nimmt er sein Gewehr, wirft es über die Schulter, steckt die Hände in die Hosentaschen und schreitet so gelassen, dampfend empor, als wäre es ein Spaziergang, und als würde mit Erbsen geschossen, zum Spaß.

Da geht eine Bewegung durch die Reihen, wie eine Flamme, und mit donnerndem Hurrah stürzen sie ihm nach, wie das wilde Heer.

Auf dem Hügel hält der General und schaut durch seinen Feldstecher; sein Gesicht wird röther und röther.

„Wer ist der Mann, der dort ganz allein zum Sturme schreitet?“ ruft er. „Wahrhaftig, er raucht, der Teufelskerl! Setzt besinnen sie sich! Nun setzen sie an! Er ist noch immer weit voraus! sie stürmen nach; es bleiben noch immer genug auf den Beinen! Hurrah! die Schanze ist genommen! Unser ist der Tag! Holt mir den Menschen, der dort allein voranging!“

Dahin jagt der Adjutant und holt den Domenech herbei, noch schwarz vom Pulverdampf.

„Hier ist das Ehrenkreuz für Dich, mein Sohn!“ Pablo grüßt mit spanischer Würde und Grazie ebenso ruhig bei der Freude wie unter dem Kugelregen.

„Du bist wohl kugelfest, daß Du allein die Schanzen erstürmst?“

„Ja, Herr, das bin ich!“

Eine Bewegung der Heiterkeit im Stabe.

„Wie, Du bist wirklich unverwundbar?“ Ein schelmisches Blitzen spielt in des Generals gutmüthigen Augen. Aber mit ernstem Gesichte zieht Pablo ein Heiligenbildchen unter dem Kragen hervor.

„Dies hat mir meine Braut gegeben; kein Feuer kann mir etwas anhaben!“

Pablo hat eine angenehme, weiche Stimme, den Schalk im Nacken, feine, bewegliche Lippen unter dem kleinen Schnurrbart, schöne Hände und Füße, und Alle betrachteten den schmucken Gefellen mit Wohlgefallen.

„Melde Dich zum Großkreuz, zur cruz Laureada de San Fernando, mein Sohn!“ spricht der General.

Pablo's Haut färbt sich um einen Ton dunkler, in seinen Augensternen funkelt's, die Nasenflügel dehnen sich ein wenig, so daß sie fast durchsichtig erscheinen, und seine Brust hebt sich, während die Lippen sich leicht zusammenpressen. Das Kreuz von San Fernando! Man muß selbst darum bitten und beweisen, daß man es verdient. Dann wird ein Procurator ernannt, der das Recht es zu besitzen bestreitet, bis die Commandirenden selber als Zeugen auftreten, die kühne That zu bestätigen. Das Kreuz wird nicht etwa angehängt, sondern in die Kleider gestickt, zum beständigen Tragen.

Einige Tage später stand Domenech neben einem Kameraden, der ein Stück Papier auf eine Trommel zwischen seinen Beinen gelegt und mit schiefem Kopfe und steifen, schweren Fingern unter seinem Dictat einen Brief verfaßte. Es war ein großes Leidwesen für ihn und Alle, daß er nicht schreiben konnte, sonst wäre er schon längst Unteroffizier geworden.

Der Brief lautete also:

„Meine liebe Paquita! Ich hoffe, daß Du Dich recht wohl befindest und daß Du sehr zufrieden bist. Mir geht es gut. Ich habe das Kreuz von San Fernando bekommen. Warum, das weiß ich nicht. Der General hat mich gefragt, ob ich kugelfest bin; da habe ich ihm das Heiligenbild gezeigt, das Du mir geschenkt hast. Ich hoffe, in vier Wochen frei zu kommen, und wenn Du mich bis dahin nicht vergessen hast, so wollen wir Hochzeit machen. Es grüßt Dich

Dein Pablo Domenech.“

Die vier Wochen waren noch lange nicht abgelaufen, so wurde Pablo zum Obersten gerufen.

„Der Regimentsarzt hat mich gebeten, mein Junge, Dich ihm als Burschen zu geben, weil Du so geschickt bist und so gewissenhaft.“

„Ach, Herr! erspart mir das! Ich kann nicht Diener sein! Wir sind von guter Familie und seit Geschlechtern her waren wir Herren auf unserm Eigenen! Ich kann nicht Diener sein!“

„Aber Domenech! Du bist ja der ordentlichste, gehorsamste Soldat im ganzen Heere und heute zum erstenmal lehnt Du Dich auf? Du bleibst ja doch in des Königs Dienst!“

Pablo biß die Zähne zusammen und wurde sehr blaß. „Ich gehorche, Herr, weil Ihr es seid!“ sagte er leise, aber mit einem eigenthümlich traurigen Blick.

Am Abend stand er vor dem Regimentsarzt und drehte die Mütze schüchtern zwischen den Händen:

„Ich will Euch ein treuer Diener sein, aber ich möchte Eure Herrschaft um etwas bitten!“

„Nur heraus mit der Bitte, mein Junge!“

Der Regimentsarzt, ein trefflicher Chirurg, Don Ramon Etchebaster, war ein Baske, groß und wohlbeleibt, fest in seine Uniform eingeschnürt, mit stark geröthetem Gesicht, aufgesträubtem, weißem Schnurrbart, hellgrauen Augen, einem heiteren Lächeln mit hübschen Kellnerinnen nicht abgeneigt, jähzornig und gut.

„Ich kann viel arbeiten und werde mich niemals über Arbeit beklagen,“ fuhr Pablo langsam und zögernd fort; „auch rauhe Worte dürft Ihr mir geben, sogar mich ausschimpfen; nur um Eins bitte ich: hebt nie die Hand auf wider mich! Nicht mich anrühren! Denn dann weiß ich nicht, was geschieht!“

„Warum sollte mir's denn einfallen, Dich zu schlagen? Ich zähle auf Dich und werde Dich stets gut behandeln.“

„Ich wollte es Eurer Herrschaft nur gesagt haben. Man weiß nie, wie es kommt; und ich könnte das nicht. Ihr werdet es doch gewiß im Sinne behalten?“

„Gewiß, mein Sohn. Mir ist aber nicht bange; ich weiß, daß man auf Dich zählen kann. So zähle Du auch auf mich.“

Mit tief ernstem Gesichte ging Pablo hinaus und begann seinen Dienst eifrig und gewissenhaft. Nur schien alle Freude von ihm gewichen; die Scherzreden waren auf seinen Lippen erstorben; sein Gang war noch stramm, aber nicht mehr so frei und stolz.

„Wie bewährt sich Domenech?“ fragte der Oberst.

„Ich bin wie in Abraham's Schooß!“ war die Antwort; „ich brauche gar nicht mehr zu denken. Domenech denkt für mich und sorgt für mich, wie eine Mutter, erträgt es auch ganz geduldig, wenn ich brumme, und ist flink und schwächt nicht, er ist ein kostbarer Mensch!“

„Er ist ein Held!“ sagte der Oberst.

Pablo ward förmlich erfinderisch, seinem Herrn manches kleine Behagen zu verschaffen, wenn der abgehetzt, todtmüde und traurig aus dem Lazareth kam, wo manch herrlicher Jüngling sein Leben aushauchte und mancher Familienvater zum Krüppel wurde, und Don Ramon's Traurigkeit äußerte sich oftmals als Ungeduld und Heftigkeit; aber Pablo blieb allezeit sanft und geduldig.

„Heute komme ich um sieben Uhr heim, Domenech; mach', daß ich gleich mein Essen finde; ich habe eine schwere Operation und werde müde sein.“

Mit diesen Worten zog Don Roman die Uniform zusammen, knöpfte sie fest zu und schritt eilig davon. Pablo bereitete Alles auf's Schönste, briet seinem Herrn ein Beefsteak und Kartoffeln dazu. Mit dem Glockenschlage sieben stand Alles dampfend und einladend bereit, und der feine Duft der Bratkartoffeln verbreitete sich aromatisch durch das kleine Stübchen.

Wer aber nicht kam, war der Doctor.

Betrübt deckte Pablo die Mahlzeit zu, damit sie wenigstens warm bliebe, und wartete. Er dachte daran,



Alles wegzuschütten und frisch zu braten; aber in dem Augenblicke konnte gerade sein Herr hungrig und ungeduldig hereintreten. Besser, er fände schlechtes Essen, als gar keines, nach einem langen mühseligen Arbeitstage. Bald trat er vor die Schwelle, bald kam er wieder herein; es wurde acht Uhr; es wurde halb Neun.

Der Himmel hatte sich mit schweren Gewitterwolken umzogen und die Dunkelheit kam schnell. Da erglänzte der weiße Schnurrbart in der Dämmerung vor der schwarzen Wolkenwand, und mit dem gewissen raschen Schritt, den er in gereizter Stimmung hatte, trat Don Ramon ein, warf seine Mütze in die Ecke, sich selbst auf den einzigen Strohstuhl, schob die Lichter fort und das Essen näher. Pablo sagte, es werde verdorben sein, weil es zu lange gestanden. Don Ramon hörte Nichts, sondern goß sich viel Wein ein, schimpfte auf die Esel von Assistenten, auf die Lumpen von Trainsoldaten, auf das einfältige rothe Kreuz und die schlechten Bandagen. Dann wurde er still und begann zu essen. „Hunde-  
fraß!“ „Schlangenfutter!“ sagte er zwei- oder dreimal; dann spie er aus, was er im Munde hatte, schleuderte Teller und Beefsteak auf die Erde und donnerte Pablo an. Der begann sich noch einmal mit dem langen Warten zu entschuldigen, da sprang Don Ramon auf: „Antwortest Du mir noch?“ schrie er und schlug ihn in's Gesicht.

Pablo stürzte aus dem Zimmer, in Nacht und Gewitter hinaus. Der Doctor stand wie Einer da, der aus einem Rausche plötzlich ernüchtert wird. Ihm fiel

Pablo's Bitte ein; beschämt betrachtete er die Scherben auf dem Boden, trat an's Fenster, an dem der Regen stromweis niederprasselte, zog die Uhr heraus, sah, daß er anderthalb Stunden zu spät gekommen war, und ein Gefühl von quälender Sorge und Unruhe übersüßte ihn, als wäre sein Magen zu groß und sein Herz zu voll. Er harrte und horchte, ob Domenech nicht wiederkäme!

Die Lichter flackerten, unruhig von dem Zuge, der durch die schlecht schließenden Fenster kam, und brannten rasch nieder. Don Ramon schritt lange Zeit in dem engen Raume auf und ab, er dachte an den schweren Tag, den er hinter sich hatte und der mit einer tiefen Beschämung manch schlechtes Gelingen abschloß. Er dachte daran, daß er oft gereizt und ungeduldig gegen Pablo gewesen, und daß der Alles freundlich hingenommen; jede kleine Scene derart erschien vergrößert vor seinen Augen. Er aber wollte Alles an ihm gut machen, er sollte einen Ring haben für seine Novia und Geld für den jungen Hausstand. Doch wie oft er auch in seinem Gang innehielt und hinaushorchte, kein Schritt war zu vernehmen, nur brausender Regen. Endlich warf sich der Doctor in's Bett und löschte die Lichter. Lange Zeit mied ihn der Schlaf. Wenn er eben einnicken wollte, meinte er Pablo's Schritt zu hören und fuhr wieder empor, bis die Müdigkeit größer wurde als die Unruhe seines ehrlichen Herzens, als der Wunsch, seinen Fehler gut zu machen, und er endlich einschlief. Pablo durchstürmte die Gegend wie ein Wahnsinniger. Manchmal erkannte er ein aufragendes Kreuz in einem der Blitze,

kniete nieder und versuchte zu beten, aber es kam kein Gebet; statt dessen das Wort: „Rache!“ und immer wieder „Rache!“ und noch: „Rache an dem Menschen, der mich in's Gesicht geschlagen, dem stolzen Pablo, dem freien, schuldlosen Pablo!“ Dann bedachte er, daß das Christenthum Geduld verlange, daß er sich nicht rächen könne, ohne selbst den Tod dafür zu erleiden. „Und ich habe eine schöne Braut!“ stöhnte er; „sie werden mich nehmen und todt-schießen wie einen Hund, und kein ehrlich Grab werde ich haben, in ungeweihter Erde, wo die Verbrecher liegen. Alles dies dachte er; aber der Schlag brannte fort und fort auf seinen Wangen, und Regenströme konnten ihn nicht fühlen, nicht fortwaschen. Pablo warf sich auf die Erde und biß in's Gras; er schlug seinen Kopf gegen den Fuß des Kreuzes; aber wie lohendes Erz wogte es durch seinen Körper, in unstillbarer Gluth. Ihm war's, als sprängen ihm Brust und Hirn; manchmal riß er den Mund auf, weil er zu ersticken meinte, und schlug sich mit den Fäusten auf die Brust, um athmen zu können. „Und ich hatte ihn doch gewarnt! Und nun hat er es doch gethan, ungerecht, bloß weil ihm vielleicht Einer gestorben war, und was thut es denn? Einer mehr oder weniger? Der Eine auf dem Schlachtfeld, der Andere unterm Messer, der Dritte . . . . .“ Er vollendete nicht; denn bei dem letzten Worte stand ihm schon wieder das Herz still. Dann dachte er daran, daß er immer ein ehrlicher Mensch gewesen, unbescholten und gut, und daß er in wenig Stunden als ein Anderer dastehen würde. Aber der Schlag in's Gesicht hatte ihn ja schon zum Gemeinsten

gemacht; er konnte nicht tiefer fallen. Er schüttelte sich. Gegen Don Ramon fühlte er einen solchen Haß auflodern, daß es ihm war, als müsse er zu ihm hin-  
 stürzen und ihn in seinem Bette erdroffeln. Nein, nein, so nicht. Er setzte sich auf einen Stein und ließ das Wasser durch seine Kleider rieseln und drehte an seinen Bartzipfeln, als wollte er sie abdrehen. Er war mit dem Heldenkreuz geschmückt und vorgemerkt für das höchste Ehrenzeichen — und wollte eine feige That vollbringen! Aber was Don Ramon gethan, war noch feiger; denn Pablo war wehrlos, ehrlos durch ihn. Da bohrte er die inneren Handgelenke in die Augen; denn wie Tropfen glühenden Eisens stiegen Thränen hinein. Er haßte auch den Obersten in dieser Stunde, der ihn, den Stolzen, so herabgewürdigt und ihn gezwungen zu dienen; und doch hatte er ihn so leidenschaftlich lieb. Für ihn hatte er diese und manche andere Heldenthat ausgeführt. Für ihn war er durch's Feuer gegangen. Für ihn hatte er die Stellung, die widerwärtige, angenommen. „Ach! Don Vicente! Don Vicente!“ sagte er laut: „Und doch habe ich Dich lieb; denn Du bist ein Held! Ach! Don Vicente! warum hast Du zuviel von mir gefordert! Und wenn ich's thue, dann läßt Du mich erschießen, Don Vicente, und dann wirst Du traurig sein!“ Und wieder stieg es ihm heiß von der Kehle in die Augen, und ein gewaltiges Schluchzen hob seine Brust. Er stampfte mit dem Fuß, knirschte mit den Zähnen, sprang auf und lief weiter. In unwegsamer Schlucht lehnte er sich an einen triefenden Felsen; ihm war es, als müßte er Meilen zwischen sich und Don Ramon legen,

um das nicht thun zu können, was er gezwungen war zu thun. Nichts, nichts konnte den Schlag wegwaschen als Blut allein. Und dann war sein Leben verscherzt. Pah! was war ihm das Leben! Keinen Pfennig werth! Leben mit einem Brandmal! ehrlos leben! Wohl dachte er seiner Braut; er malte sich aus, wie sie weinen würde, wenn sie seinen Tod erführe; aber er konnte sie nie mehr küssen. Mit dem nassen Aermel fuhr er sich wiederholt über's Gesicht, als könne er entfernen, was dort zu haften schien; aber es war nur Wasser vom Himmel; das wäscht Unehre nicht ab. Der Regen brauste in die Schlucht hinunter und bildete Sturzbäche von allen Felsen, die sich drunten zu einem schäumenden Flusse sammelten. Pablo hörte es und fühlte das Rieseln im Nacken, aber sehen konnte man nicht die Hand vor den Augen.

Er schlug mit der Faust auf den Felsen, gegen den er lehnte, und dachte, daß sein Schicksal noch kälter und härter sei, daß er selber aber auch kalt und hart sein würde, wie der Felsen.

Was war ihm noch lieb und leid? Nur Eins mußte er: „Rache!“ Nur Eins fühlte er: „Rache!“ Und die tosende Felschlucht antwortete in drohendem Accord, als trüge sie noch den Widerhall in sich von den knatternden Geschützen, die über sie weggebrüllt, und die auch nur „Rache!“ gesungen. Endlich graute die Dämmerung kalt und fahl. Pablo sah empor mit einem bitteren Geschmack im Munde und einer düstern Trauer in den Augen, wie die Nemesis, wenn sie über die sündenbelastete Erde hinstreicht und zermalmt, was sicher

war. „Ob Don Ramon wohl gebetet hat!“ dachte Pablo. „Ich will für ihn beten; daß er doch dort droben angemeldet ist!“ Er suchte nach dem Kreuze, an dem er so lange gekniet, fand ein anderes, an dem ein verwelkter, triefender Kranz hing, kniete nieder und sagte: „Lieber heiliger Jesus! Verzeih' dem armen Sünder, der mich schlug, und dem anderen armen Sünder, der die Schmach nicht ertragen kann!“

In dem Augenblicke brach sich das Gewölk und färbte sich in höchster Höhe rosenroth, wie ein Alpen-glühen in den Wolken. Das war der Sonnenaufgang.

Zur Sonntagssparade waren die Truppen aufmarschirt; der General Don Fernando mit seinem glänzenden Stabe sprengte in Carriere heran. Der Thymian, der noch vom Regen feucht war, duftete unter den Hufen, die ihn zertraten. Der Himmel war aschgrau; die Wolken wälzten sich langsam vorüber, wie Kanonendampf; die Bäume troffen und der Boden zischte unter dem Pferdegetrappel. Heiteren Blicks ritt der General jetzt im Schritt dicht an den Truppen entlang, grüßte, rief: „Guten Morgen, Kinder!“ worauf er schallend: „Du sollst leben!“ erwidert bekam. Er musterte sie wohlgefällig, sah auch Pablo stehen und wunderte sich, daß der so düster ausah, vergaß ihn aber gleich wieder.

Dann kamen die Obersten, die Adjutanten, die Aerzte. Pablo stand in Reih und Glied und präsentierte das Gewehr. Keiner bemerkte, mit wie hungrigen Augen er zu Don Vicente aufblickte; dieser sah nur, daß er sein Kreuz nicht anhatte, aber nicht, daß, wo es

bisher gehalten, das Herz ungestüm pochte. Jetzt ritt Don Ramon vorüber. Da ward Pablo weiß wie der Tod, trat drei Schritte vor, aus Reih und Glied, legte an und schoß Don Ramon durch's Herz. Der wandte den Blick nach ihm, öffnete die Lippen und stürzte lautlos vom Pferde. Pablo warf sein Gewehr hin, kreuzte die Arme, senkte den Kopf auf die Brust und ließ sich ruhig gefangen nehmen. Es herrschte eine unbeschreibliche Aufregung. Man frug sich, ob Domenech den Verstand verloren, und schmerzzerfüllt dachte man an den Ausgang.

Am Nachmittage schon stand er vor dem Kriegsgericht.

„Hast Du absichtlich Don Ramon erschossen?“

„Absichtlich.“

„Was that er Dir?“

„Er schlug mich in's Gesicht.“

Alle sahen einander an.

„Und was hast Du gethan, daß er Dich schlug?“

„Nichts, Herr.“

„Unschuldig schlug er Dich?“

„Unschuldig, ich schwöre es.“

„Aber wie war das möglich?“

Einfach und schlicht erzählte er den Hergang. Sie hätten so gern etwas gefunden, ihn loszusprechen.

„Wußtest Du, daß Dein Gewehr geladen war?“

„Ich lud es selbst.“

„Und kamst mit der Absicht, ihn zu tödten?“

„Ich kam mit dem festen Willen.“

„Und dachtest nicht, daß Du sterben mußt?“

„Doch, ich dachte es.“ Ein unmerkliches Zittern in den Lippen war Alles, was seine Bewegung verrieth; die Officiere hielten Rath miteinander; aber das Gesetz war nicht zu umgehen.

„Morgen, nach Sonnenaufgang, wirst Du, Pablo Domenech, erschossen.“

Keine Wimper zuckte. Mit weit offenen Augen hörte er sein Todesurtheil an.

Seine letzte Nacht brachte er fast ganz mit dem Priester zu, dem er sein Kreuz und Heiligenbild für die Braut daheim mitgab.

„Es half nur gegen Kugeln, nicht gegen Schläge!“ sagte er mit traurigem Lächeln.

Im Lager standen sie gruppenweise um die Feuer und besprachen die Sache bald heftig, bald leise, lobend oder tadelnd, je nach der Natur eines Jeden, und als der Morgen graute, wurde Allen das Herz schwer wie Blei.

In wolkenlosem, tiefblauem Himmel ging die Sonne auf. Auf der Höhe von Sommorostro liegt ein kleiner, verfallener Friedhof, der zwischen waldigen Höhen auf die Bucht von Biscaya hinausfieht. Wie ausgeschnitten erscheint zwischen Eichen und Buchen das blauende Meer. Der Boden ist roth, wo nicht Blumen ihn decken. Röhlich leuchtete eben die alte Kirchhofmauer unter überhängendem Moose und Blumen in wilder Fülle. Die alten Bäume drinnen flüsterten unter dem leisen Hauch vom Meere her. Ein Vogel erhob seine Stimme



und schmetterte sein Lied in den Morgen hinein. Da erdröhnte der Boden rings von festen regelmäßigen Schritten, bei gedämpftem Trommelschlag, und in weitem Umkreise marschirten die Truppen auf, die schönen Husarenregimenter Bavia und Prinzessa, die Manen Lucana, die Artillerie aus prachtvollen, wilden Arragoniern bestehend, mit Sehnen wie Stahl und Augen wie Kohlen. Auch die Havannajäger kamen anmarschirt und stellten sich auf. Neun Sappeurs wurden von ihnen abgesondert und in die Nähe der Kirchhofsmauer gestellt.

Da standen sie in glänzenden Reihen. Man hörte nur kurze Commandoworte, sonst tiefes Schweigen. Es war so still, daß es schien, als vernähme man den Wellenschlag am Gestade, oder des eigenen Herzens Bochen. Don Vicente de la Cueva hatte fast leise den Befehl gegeben, die Sappeurs abzusondern. Seine Züge waren so eingefallen, daß die Haut an den Knochen zu kleben schien.

Ein Schauer ging durch die Reihen, und Aller Augen richteten sich auf den Geistlichen, der im vollen Ornat langsam daherschritt, und die Stufen des kleinen, rohen Altars erstieg, der in der Eile zusammengezimmert war. Das Bild des Erlösers sah dort in einsamer Trauer und unendlichem Mitleid vom Kreuz hernieder, und zwei Kerzen brannten lichtlos im Strahle der glühenden Sonne. Nun führten sie Pablo mit gebundenen Händen herbei, aber sein Gang war leicht, seine Haltung aufrecht, sein Auge klar. Vor dem

Altare knieend hörte er die heilige Messe und empfing die Communion in tiefer, stiller Andacht.

Dann erhob er sich, und sein Blick schweifte abschiednehmend die waldigen Höhen entlang und weit hinaus, über das Meer. Da näherte sich ihm ein Officier und frug ihn, ob er noch einen Wunsch habe.

„Ja, er habe einen Wunsch: ob Don Vicente ihm die Hand reichen wolle?“

„Gewiß, und mit Freuden.“

Er wurde zum Obersten geführt. Als er vor ihm stand, bewegte er die Hände, zum Zeichen, daß sie gefesselt seien. Ein Wink von Don Vicente, der Strick wurde gelöst; dann legten sich feierlich, zum letzten Abschied, der Beiden Hände in einander. Pablo blickte fast heiter. Dem Obersten furchten Thränen die Wangen.

Dhne Zaudern blickte Domenech nach der Kirchhofmauer, und sich noch einmal zu Don Vicente wendend, fragte er mit heller Stimme: „Ahora!“ (Jetzt?) Dieser nickte. Da schritt Pablo an die Sappeurs heran, winkte Jedem einzeln mit der Hand und rief ihnen freundlich Lebewohl zu. Da weinten sie. Ruhig stellte er sich vor die Mauer, wandte die Augen nach der Sonne und commandirte selbst mit lauter Stimme: „Fuego!“ In demselben Augenblick krachte die Salve und streckte ihn leblos nieder.

Wenig Augen waren trocken geblieben unter den Helden auf dem Hügel von Somorostro, und mehrere Minuten rangen Alle nach Fassung.

Endlich erhob der General seine Stimme und befahl, die Truppen vor der Leiche defiliren zu lassen.

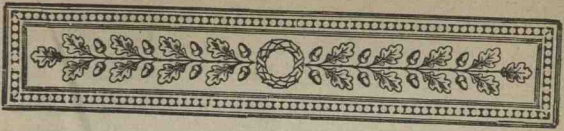
„Ach! muß es sein?“ fragte der Franzose schüchtern und traurig.

„Ja, es muß sein, der Disciplin halber. Aber in der Kapelle liegt die Leiche des Don Ramon aufgebahrt. Vor der lasse ich alle meine Officiere defiliren, damit sie nie vergessen, daß man Niemand beleidigen darf, dem man keine Genugthuung geben kann.“



W e r a.





## I.

**S**chläfrig fließt die Donau an Rufschuß vorüber, wie ein müder Riese, kraftlos, wenn auch groß und breit; schläfrig ruhen die niedrigen, lehmigen Inseln in ihrer Mitte, und schläfrig wiegt sich der Halbmond auf den erbärmlichen kleinen Minarets. Selbst die graugrünen Zweige der Weiden hängen wie erschöpft auf gelbgrauem Hintergrund: die öde Fläche der Erde neben der unbewegten Fläche des Wassers.

Heiter war das Bild nicht, das vor den Augen des Ankommenden lag, aber Erwin von Murberg achtete nie auf die Landschaft, die ihn umgab. Man hatte ihm oft gesagt, er wäre ein Egoist, so oft, daß er es selbst glaubte; jedenfalls besaß er die angenehme Seite der Egoisten, an sich selbst genug zu haben und sich wenig mit Anderen zu beschäftigen. Letzteres war sogar eines seiner besonderen Merkmale. Zu den „Anderen“ gehörte auch die landschaftliche Umgebung; mit seiner Stimmung hatte sie nie zu thun; er war in Paris nicht glücklicher als in Jüterbogk, und Rom, weil es Rom

war, erhob seine Seele nicht. Außer diesem Merkmal, das allerdings auf seinem Paß nicht verzeichnet wurde, hatte er wenige. Er war groß und schlank, nicht hübscher, als die meisten jungen Männer zu sein pflegen, die aus guter Familie sind und deren Leben sich gleichmäßig in ebenso guten Kreisen bewegt. Er kleidete sich höchst sorgsam, ohne aber seiner Toilette, nachdem er sie beendet, noch irgend welche Beachtung zu schenken. Kurz, er war scheinbar das Ideal des neunzehnten Jahrhunderts, ein Durchschnittswesen, das in keiner Weise auffiel.

Am Ufer in Ruzschuk, wo das Schiff, welches ihn von Wien herabgeführt, anlegte, erwartete ihn sein Amtsvorgänger, den er aus flüchtiger Bekanntschaft in guter Erinnerung hatte. Murberg war nämlich zum deutschen Consul ernannt, und Ruzschuk sollte für ein Jahr, vielleicht auch für mehrere, sein Aufenthaltsort werden. Ruzschuk war nicht mehr ganz Orient; es war gerade nach dem Kriege, ehe die russische Besatzung das jenseitige Donauufer verlassen. Ein Stück Lagerleben, die Anfänge bulgarischer Selbständigkeit, viele Fremde, die in das neu zu begründende Fürstenreich ihre „civilisatorischen“ Kräfte bringen wollten — so war es ihm wenigstens in Wien beschrieben worden. Aber wie gesagt, er hing wenig von den äußeren Umständen, wie Klima, Landschaft und Verkehrswelt, ab. — „Wer hätte gedacht, daß wir uns hier wiedersehen würden?“ sagte Herr von Largothen nach den ersten Begrüßungen.

Murberg gab eine möglichst geistreiche Antwort auf diese Frage, sah sich dabei aber etwas besorgt nach

seinem Gepäck um. Sein Begleiter bemerkte den Blick und sagte lächelnd:

„Ihnen flößt der Türke kein Vertrauen ein? Es ist übrigens kein Türke, er kleidet sich nur so, um würdiger zu erscheinen. Aber seien Sie unbesorgt, in Rußland stiehlt man nicht, vor allem nicht einem Consul; wir stehen hier noch in besonderer Achtung.“

„Ich hoffe, wir bleiben noch etwas zusammen,“ begann Murberg.“

„Nein,“ sagte der Andere, und seine Augen strahlten. „Ich reise morgen schon, ich bin erlöst! Es ist nicht sehr christlich, was ich da sage, ich kann auch nicht einen Tag länger bleiben, aber vielleicht wird es Ihnen nicht ganz so schwer fallen, es hier auszuhalten.“

Murberg war beschäftigt, sich sein weißes Seidentuch fester um den Hals zu ziehen, denn als sie vom Ufer hinauf gekommen und in die erste Straße gebogen waren, packte sie ein heftiger Wind. „Ein förmlicher Seewind!“ sagte er vor sich hin. „So schwer ist es Ihnen also geworden! Ich hoffe wirklich, mir wird es nicht auch so gehen. Hier sind wohl wenig gesellige Ressourcen?“

„Je nach den Ansprüchen. Es sind manche angenehme russische Officiersfamilien hier, auch einige interessante Ingenieure. Bei dem einen, wo ich viel verkehrte, werde ich mir erlauben, Sie heute einzuführen. Man ist hier augenblicklich ohne viel Ceremonie; wenn es Ihnen recht ist — ich habe eine Einladung zu Tisch für uns Beide schon angenommen.“

„Nein, ich danke Ihnen, heute bin ich nicht mehr

im Stande, mich Fremden vorzustellen. Doch lassen Sie sich nicht abhalten.“

„Dann werde ich nur hingehen, um zu sagen, daß wir nicht kommen. Ich denke mich nicht von Ihnen zu trennen, wir haben ja noch vielerlei zu besprechen.“

Murberg antwortete darauf etwas kühl; er wäre lieber allein geblieben.

Das Consulatgebäude war ein einstöckiges Haus, ziemlich klein, von einem Hof umgeben, auf dem der Mastbaum mit der stolzen dreifarbigem Flagge auf gepflanzt war, dafür aber auch kein anderer Baum. Inwendig war es behaglich eingerichtet, doch fühlte sich Murberg nichts weniger als wohl. Er seufzte: in frühestens acht Tagen konnten seine eigenen Möbel da sein, und in einem fremden Bette schlief er immer schlecht.

Largoth war, nachdem er einige Befehle für den Ankömmling gegeben, fortgegangen, um persönlich die Absage zum Diner zu überbringen. In einer Viertelstunde war er aber zurück, mit derselben verhaltenen Freudigkeit, die ihn auszeichnete, seitdem sein Nachfolger angelangt und er nach Hause zurückkam.

„Der Herr scheint in der Nähe zu wohnen?“ fragte Murberg.

„Ja, ganz nah! Außerdem traf ich die Baronin, als sie gerade vom Pferde stieg.“

„Eine Baronin ist auch da?“ fragte Murberg etwas aufmerksamer. Alles, was weiblich war, interessirte ihn, bis er festgestellt, ob es hübsch oder nicht; danach richtete sich dann die fernere Theilnahme. Largoth wurde bei dieser einfachen Frage roth und trat nach der Be-



jahung an das Fenster. Es war starker Wind draußen und ein grauer Octoberhimmel. „Ich glaubte, das hätte ich Ihnen gleich erzählt,“ setzte er hinzu. „Die Baronin ist der Mittelpunkt der hiesigen Gesellschaft.“

Murberg entgegnete etwas spöttisch: „Königin in Rußschuk! Das hätte Cäsar am Ende auch genügt!“

Nach einer Pause, als Murberg auch an das Fenster trat, sagte Largo: „Man merkt gleich, daß es zwei Uhr Mittags ist, wenn die Sonne auch nicht scheint. Es ist eine so unbehagliche Atmosphäre; mir ist keine Stunde so unangenehm wie diese, sie verstimmt mich förmlich!“

Murberg sah seinen Kollegen zum ersten Mal aufmerksam an. Er hatte ihm nicht einmal solch eine Bemerkung zugetraut, und jeder eigene Gedanke, sei er noch so klein, interessirte ihn.

„In Rußschuk werde ich am Ende auch lernen, mich den Tageszeiten anzupassen,“ entgegnete er lächelnd. „Bisher haben sie mich nie beeinflusst.“

„Mich immer! Dazu hätte ich nicht herzukommen brauchen.“

„Sie haben sich wohl sehr gelangweilt?“

„Ja, ehe die Baronin kam, seitdem....“

„Seitdem waren Sie verliebt!“ hätte Murberg wohl antworten mögen, aber er war zu taktvoll.

„Dabei,“ fuhr Largo fort, „macht sie sich absolut nichts aus mir, gerade so wenig wie aus ihrem Mann und all’ den Officieren, die sie umschwärmen. Sie werden sie ja kennen lernen, und da ich fort gehe, kann ich Ihnen ruhig mehr Glück wünschen, als ich gehabt

habe. Ich habe ihr, seitdem Sie ernannt sind, oft von Ihnen und Ihrer Musikbegabung gesprochen. Aber ich glaube, sie interessirt sich mehr für Reiten als für Musik. Eins sage ich Ihnen im voraus, Murberg, wenn Sie es hier aushalten, wird es nur ihretwegen sein.“

„Wie ist der Mann?“ fragte Murberg, um wenigstens zu thun, als interessirte er sich für das Gesprächsthema.

„Reizend, ein liebenswürdiger Gesellschafter, er spricht ein bißchen viel und ist — so unter uns gesagt, — etwas langweilig.“

Jeder, den man über den Baron Sternbach fragte, gab dieselbe Antwort: „Reizend, aber ein bißchen langweilig.“

Schon am ersten Tage nach Largoth's Abreise hörte Murberg mehrere Male bei verschiedenen Collegen, die er aufsuchte, dieselben Prädikate, und sie machten ihn nicht sehr neugierig auf den Besitzer, wenn derselbe auch zu gleicher Zeit der Gatte der sogenannten interessanten Frau war. Schließlich, am Sonntage nach seiner Ankunft, konnte er, wenn er nicht unhöflich sein wollte, unmöglich den ersten Besuch in der Wohnung Baron Sternbach's vermeiden, bei dem er nicht weiter eingeführt zu werden brauchte, da er durch die abgeschlagene Einladung sich für vorgestellt hielt.

Nach seinem gewohnheitsgemäßen Spaziergang ging Murberg also an das ihm bezeichnete Haus, das kaum hundert Schritt von seiner eigenen Wohnung lag. Am Thor stand ein unsauberer Knecht, der sich kaum rührte,

als er ihn nach der Dame des Hauses fragte, sondern nur auf die Thür zeigte. Eine Klingel war nicht vorhanden, auf sein Klopfen wurde nicht geantwortet, so öffnete er selbst. Er trat in ein mit türkischen Divanen möblirtes niedriges Entrée, in das sich nach drei Seiten Zimmer öffneten. Aus dem rechts gelegenen tönte ihm eine Tanzmelodie entgegen, und als er einen Schritt näher trat, sah er dort eine Dame mit dem Rücken zu ihm gefehrt am Klavier sitzen, während eine andere, eine Cigarette im Munde, mitten im Zimmer mit einem Officier einen Tanz einübte. Als dieselbe seiner ansichtig wurde, brach sie in helles Lachen aus und ging ihm entgegen.

„Sie werden einen schönen Begriff von mir bekommen, zumal da Sie direct aus Deutschland angelangt sind! Wir müssen uns aber zur morgigen Vorstellung einen Kosakentanz einüben; da darf uns selbst ein Consul nicht stören. Ich kenne Sie nämlich schon, gestern gingen Sie nach der Redoute zu spazieren, als ich zurückritt. Ihr französischer Colleague nannte mir Ihren Namen. Aber, pardon, Frau von Mewoff,“ — und sie machte eine Bewegung nach der Clavier spielenden Dame zu, — „muß in einer Viertelstunde fertig sein, Sie haben den Vortheil, uns zusehen zu dürfen!“

„Aber Ihrem Herrn Gemahl darf ich doch erst....“

„Meinem Mann? Ach! Sie haben Schimpanzy für meinen Mann gehalten! Nein,“ und sie lachte wiederum, „Schimpanzy — Herr von Noron, Herr von Murberg — ist unser maître de plaisir. Er hat im vorigen Monat den Schimpanse so gut nachgemacht,

daß er seitdem Schimpanzy genannt wird! Aber jetzt vorwärts — da liegen Bilder, falls Sie uns nicht zusehen wollen.“ Und Musik und Tanz begannen wiederum.

Murberg fand dies ganze Gebahren wenig nach seinem Geschmack, er wäre am liebsten aus dem Zimmer gegangen, wollte aber nicht unhöflich sein und blätterte darum in den Büchern, die auf dem Tische lagen. Ihm war jede Art Tanz höchst unangenehm.

Nach zehn Minuten brach die Klavierspielerin ab; die Damen wechselten einige Worte in russischer Sprache, und nachdem Frau von Newoff sich empfohlen, setzte sich die Wirthin, etwas außer Athem, neben ihren fremden Gast.

„Schimpanzy, klingeln Sie nach Thee!“ sagte sie. „Ach, die Klingel ist abgerissen, bitte, gehen Sie hinaus und bestellen Sie ihn uns.“ Dann wandte sie sich an Murberg, wieder mit dem kurzen, hellen Lachen, bei dem sie ihre weißen Zähne zeigte.

„Es wird wunderschön werden morgen Abend; es ist zum Besten der neuen bulgarischen Schule,“ sagte sie. „Sie haben doch schon ein Billet?“

„Ich interessire mich gar nicht für die bulgarischen Schulen,“ sagte er kühl und lehnte mit einer dankenden Bewegung die Cigarette ab, die sie ihm aus ihrem niedlichen Tulasilber-Etui angeboten.

Sie warf ihm einen feindlichen Blick zu; sie war nicht gewohnt, daß man sie zurechtwies.

„Das hätte ich mir allerdings denken können, Sie sind ja ein Deutscher,“ entgegnete sie etwas scharf. „Was nicht genau in irgend eine der Schachteln paßt, in die

Ihr Herz getheilt ist, das hat keine Existenzberechtigung, das darf nicht sein, und wenn es tausendmal besteht!"

Dabei reckte sie den Kopf in die Höhe und schaute mit scheinbarer Gleichgiltigkeit hinaus.

„Darin haben Sie recht, Frau Baronin, recht in Bezug auf die Deutschen und doppelt in Bezug auf mich. Ich bin ebenso Philister wie Pedant!“ antwortete er.

Sie blickte ihn überrascht an. Schimpanzy trat in dem Augenblick ein und ihm folgte ein Diener mit einem Theebrett. Der junge Officier schenkte der Baronin ein und fragte dann, ob Herr von Murberg auch beföhle?"

„Ich genieße nie etwas außerhalb der Essensstunden,“ sagte er und schaute lächelnd auf die junge Frau, „ich bin eben ein pedantischer Deutscher.“

Der Officier schien über dies Lächeln etwas ungehalten; Frau von Sternbach erklärte es ihm auf russisch, denn er war weder des Französischen noch des Deutschen mächtig. Er saß daher wie ein steinerner Gast bei der Unterhaltung der Beiden, die übrigens nicht lange währte. Denn als ein neuer Besuch kam, brach Erwin auf. Am nächsten Abend aber ging er in die Vorstellung zum Besten der bulgarischen Schule, um Wera Sternbach lachen zu hören. Wera Sternbach sah ihn, that aber, als habe sie ihn nicht erkannt. Es war ihr gar nicht recht, daß er gekommen, denn Schimpanzy war etwas angetrunken; dem Tanze wurde zwar rasend applaudirt, weil sie ihn tanzte, aber sie kam sich plötzlich wie zu einer Komödiantin herabgesunken vor; zumal da ihr Mann verreist war, und die Officiere sie insgesammt nach Hause

begleiteten. Das war schon manchmal vorgekommen, aber diesmal war es ihr unangenehm.

Murberg hatte das aber gar nicht bemerkt, denn er war schon früher nach Hause gegangen. Er blieb nicht gern lange auf; außerdem hatte er noch einen Brief zu schreiben, welchen der am folgenden Morgen durchkommende Courier mitnehmen sollte. Es handelte sich zwar nur um Cigarren, aber in Rufschiß und für Murberg waren auch Cigarren von Wichtigkeit.

Wera ging währenddem langsam zur Ruh. Sie entkleidete sich stets allein, ohne Hülfe. Von Natur war sie sehr geschickt, in Allem. Es hatte ihr Freude gemacht, sich in dem Rosafenkostüm zu zeigen, denn sie hatte eine harmlose Selbstbewunderung, ihr gefielen ihre Hände und Füße. Mit ihrem inneren Zustande dagegen war sie schon lange unzufrieden, seitdem sie eine Art Kompromiß mit dem Leben gemacht. Eigentlich war ihr von Anfang an Alles schief gegangen.

Als Waise in das leere Haus des schweigsamen Onkels aufgenommen, hatte sie geglaubt, Leben und Frühling gingen ihr in der Liebe des jungen Ingenieurs auf, der einige Tage auf dem Gute zugebracht, weil er Vermessungen für eine Eisenbahn zu machen hatte. Er verliebte sich in sie, weil sein Herz gerade frei, und war entschlossen, sie zu heirathen, weil sie Vermögen hatte. Sie glaubte ihn natürlich auch zu lieben, weil er der Erste war, und es ihr romantisch schien, daß er ihr nach einigen Begegnungen schon von seiner leidenschaftlichen Zuneigung sprach. Als der Onkel ihm nun ein Nein sagte, weil er kein Vermögen und keine feste Anstellung

hatte, da glaubte Wera, ihr Muth erforderte, daß sie ihm Treue gelobte. Hätten sie sich aus freiem Willen getrennt, würden sie einander bald vergessen haben, nun aber, da ein autoritativer Wille sie trennen wollte, glaubten sie, ihr Leben hinge von der Erfüllung ihrer Liebe ab. Die Geschichte endete mit einer Entführung, nach welcher der Onkel seine vormundschaftliche Einwilligung zur Heirath gab, aber der Nichte, welcher er nie sehr zugethan gewesen, sein Haus, ihre einzige Heimath, verbot.

So fing ihre Ehe nicht richtig an; sie mußte sehr glücklich werden, um das Abnorme ihres Beginns vor sich und Anderen entschuldigen zu können. Aber dies „Muß“ legte schon den ersten Grundstein zu ihrem Unglück — wenn man inneres Unbehagen Unglück nennen kann. Wera hatte ihren Mann nicht gekannt, und er war so oberflächlich, daß er sich keine Mühe gab, sie kennen zu lernen. Sie lebten heimathlos herum, einige Monate bald dort, bald hier, je nachdem er Beschäftigung fand. Eine feste Anstellung hatte er in Rußland, obgleich er seit einer Reihe von Jahren dort lebte, nicht erlangen können, er glaubte aber immer in allernächster Zeit irgend ein glänzendes, seinem Talent entsprechendes Anerbieten zu bekommen. Dies vagabondirende Leben hatte der still auf dem Gute, in alten Traditionen aufgewachsenen Frau zuerst gar nicht zugesagt; aber lebhaft und jung, wie sie war, hatte sie sich dafür Ersatz gesucht. Sie wurde ein halber Mann, die kühnste Reiterin und Jägerin, gewohnt, mit den Kameraden ihres Gatten zu wetteifern und von ihnen bewundert zu werden. Auch etwas gefallsüchtig wurde sie; sie wußte, daß sie

es geworden, und wollte es bleiben; sie hätte ohne diese Gefallsucht nicht leben können; nie aber hatte ein Mann ihr ein ernsthaftes Wort von Liebe gesagt, nie hatte sie irgend ein tieferes Interesse für Jemand gefühlt. Sie hatte eine merkwürdige Moral, sie meinte, durch die Art, wie sie ihre Ehe geschlossen, hätte sie das Recht auf Liebe verloren, auf Liebelei jedoch nicht.

Manchmal gab es ihr ein Gefühl großer Bitterkeit, wenn sie daran dachte, warum sie mit ihrer Kindheit, mit der Heimath gebrochen! Um den hohlen Schein der Liebe, um diesen unbedeutenden, schwatzhaften Mann! Aber sie hatte es einmal gethan, und sie mußte es fühlen. Meistens, wenn ihr solche Gedanken kamen, unternahm sie einen wilden Ritt oder jagte sich mit ihren Hunden auf dem Hofe herum. Ob ihr Mann sich nicht auch getäuscht, daran dachte sie nie; sie glaubte ihm vollkommen zu genügen.

Seit Jahr und Tag war Sternbach in Bulgarien, wo er während des Krieges Chausséen zu bauen gehabt hatte. Meistens war er in Rufschiuk, wo seine Frau blieb, die, wie er, von allen seinen Adoptivlandsleuten gern gesehen wurde. Sie war zur Zeit der Schlachten eine wahre Samariterin gewesen, und Einige, Schimpanzy z. B., verdankten ihr wirklich ihr Leben. Herr von Koron war aber auch gewillt, es ihr dafür jetzt zu weihen. Lange würde ihr Mann nicht mehr in Bulgarien bleiben, das mußte Wera. Ob er dann nach Odeffa zurückkehrte, ob er sich in Rumänien niederließe, wovon er einige Mal' gesprochen, oder wieder in die Ostseeprovinzen ginge, war noch ganz unbestimmt. Es



beunruhigte Vera auch nicht, da sie gerade viel Geld hatte. An solche Dinge dachte sie nur, wenn sie nicht genug Mittel im Hause hatte. Das Provisorische ihres jedesmaligen Aufenthaltsorts sah man ihr, sah man ihrer ganzen Einrichtung an. Brauchte sie eilig ein Stück Leinwand, so zerschnitt sie ein Tafeltuch; was zerbrach, wurde durch das Billigste, wenn es auch das Unhaltbarste war, ersetzt. Sie brannte nie Lampen in ihrem Hause, sondern nur Lichter. Wozu Lampen kaufen, die bei einem Transport doch zerschlagen würden? Leuchter waren haltbarer und brauchten keine Reinigung! Augenblicklich hatte sie zwar Bedienung genug, und auch zwei Pferde und drei prächtige Hunde; es war schöner, als sie es seit ihrer Verheirathung gehabt. Und doch war sie unzufrieden und kam sich plötzlich, trotz aller ihrer Triumphe, degradirt vor, als sie in der Nacht nach der Aufführung zum Besten der bulgarischen Schule wach im Bette lag.

---

## II.

Murberg machte der Baronin Sternbach den Hof. Das hatte auch Keiner je anders erwartet. Viele, ja eigentlich alle Männer ihres Kreises hatten ihr stets den Hof gemacht, und doch schien es diesmal ganz etwas anderes zu sein. Täglich, wenn er zum sogenannten Belvedere hinauf ging, wo sich, da der November noch einige schöne Herbsttage brachte, ein Theil der kleinen „Gesellschaft“ einfand, sagte er sich, daß es doch eigentlich

merkwürdig wäre, daß er der hübschen, noch jungen Frau nicht den Hof machte. „Noch“ jung waren für Murberg alle Frauen, die schon über zwanzig Jahre; Männer dagegen waren bis gegen die Vierzig jung, ohne „noch“. Auch Wera, wenn Frau von Mewoff, ihre „beste“ Freundin, sie fragte, ob Herr von Murberg in sie verliebt wäre, entgegnete: „Keine Spur! Er kann sich gar nicht verlieben! Wir sind einander höchst unsympathisch; es ist auch kein Mann zum Courmachen.“ Frau von Mewoff interessirte sich, trotzdem, oder vielleicht gerade weil Wera so viele Gründe gegen Murberg vorbrachte, für dieses Verhältniß; sie interessirte sich für Viele, denn sie war ein selbstloses Wesen, das immer die Rolle der hilfreichen Frau in ihrem Kreise beanspruchte. Sie spielte auswendig auf dem Klavier zum Tanz, sie packte die Körbe bei einem Picknick aus und fogar die abgeessenen Teller wieder ein, sie half allen Damen vor dem Balle beim Anziehen und fand immer noch im letzten Augenblicke Zeit, ihr traditionelles dunkelblaues Kleid überzuwerfen, sie verschrieb Kostüme und wußte die besten Quellen für leibliche Nahrung aufzufinden. Als Entgelt dafür verlangte sie nur, daß nichts ohne sie geschähe. Es war wirklich eine ungewöhnlich selbstlos angelegte Natur, wie geschaffen zur Stütze von Wera Sternbach. So hatten diese beiden Frauen sich denn auch bald gefunden.

Frau von Mewoff hatte außer den anderen Vorzügen auch noch den, ein angenehm unbestimmbares Alter zu haben: sie konnte immer noch als Vierte in einer Quadrille tanzen, wenn eine Dame fehlte und sich ein Herr fand, der anstatt ihrer Klavier spielte; doch hatte

sie durch ihre Jahre das Recht, all' die sogenannten Aufrichtigkeiten zu sagen, die ihr breiter, gutmüthiger Mund mit den etwas herausgewachsenen Zähnen auszusprechen liebte. Ihr Gatte bezeichnete sie als „meine Alte“; sie nahm ihm manchmal das Glas weg, wenn er mehr als nöthig trinken wollte; er zwinkerte dann mit den kleinen, blauen Augen, wagte aber trotz aller Redensarten und seines martialischen Schnurrbarts nicht, ernstlich zu remonstriren. Sie war eine Frau ohne allen Reiz des Weiblichen, aber doch so recht eine Frau, in Vorzügen und Schwächen. Baron Sternbach fand sie höchst amüſant, er hatte sogar einmal den Anlauf genommen, ihr den Hof zu machen: Mein Gott, als die Kriegsaufregung vorbei und die Winterabende recht lang waren, ließ sich doch nicht alle Zeit mit dem Reden über die Mordanfälle in der Umgegend und die Friedensbedingungen anfüllen! — „Das lassen Sie nur, mein Lieber,“ hatte sie ihm aber erwidert, „ich habe zu viel im Kopf, um Sie anhören zu können!“ — Seitdem fand er sie noch amüſanter.

Wenn Wera Herrn von Murberg auch für unsympathisch erklärt hatte, so schien ihr Mann doch anderer Ansicht zu sein. Allerdings hatte er stets die Eigenheit, sich an jedes neue Element zu hängen, aber diesmal wurden seine Gefühle erwidert. Murberg, dem der einfache gesunde Menschenverstand oft fehlte, wunderte sich, woher man ihm Wera's Mann langweilig geschildert; er fand ihn interessant und einen sehr guten Erzähler. Sie gingen fast täglich zu Fuß, denn Murberg war ein Gewohnheitsfußgänger, langsam dem Belvedere zu, wäh-

rend Wera mit Schimpanzy erst einen längeren Ritt machte, ehe sie sich dort trafen.

„Ihrem Vergleich zwischen Rußland und Amerika kann ich doch nicht recht folgen,“ sagte Murberg zu Sternbach, der seinen politischen Horizont mit allerdings ganz ungewöhnlichen Gesichtspunkten dem neuen Freunde darlegte.

„Es ist ein Vergleich, der, wie die meisten, sich auf die Gegensätze stützt,“ entgegnete Sternbach.

Murberg dachte über dies tief sinnige Wort nach, dann antwortete er:

„Meinen Sie wirklich, daß alle Vergleiche sich auf Gegensätze stützen?“

In demselben Augenblicke ertönte ein lautes Lachen hinter ihm. Wera stand dort und rief ihm, als er sich umkehrte, zu:

„Wie können Sie nur ernsthaft solchen Unsinn aussprechen!“

Sie war mit Schimpanzy's Hülfe an der anderen Seite der kleinen Restauration abgestiegen, hatte, ihr Reitkleid mit beiden Händen in die Höhe hebend, sich hinter die Herren geschlichen und stand nun wie ein kleiner Kobold dort.

Murberg konnte weder Neckerei noch Ueberraschungen leiden, Wera sah aber sehr graziös aus, war vom Winde rothwangig geworden, und ihre Augen und Zähne blitzten förmlich, so daß seine Blicke unwillkürlich an ihr hängen blieben.

„Du verstehst nichts von Politik. Keine Frau ist

intelligent genug dazu," sagte Sternbach und lächelte, als hätte er etwas Neues ausgesprochen.

Wera erwiderte: „Ich kenne leider viele Männer, die nicht halb so viel Verstand haben wie ihre Frauen.“

„Dann hätten die betreffenden Frauen sich ja nicht von ihnen entführen zu lassen brauchen.“

„Das ist sehr richtig! Wenigstens führten sie dann ein ruhiges Leben und wären nicht meistens auf der Straße.“

Schimpanzy trat in diesem Augenblick an die Gruppe heran und übergab Wera die ihm während des Rittes anvertraute Cigarettentasche, aus der sie Allen anbot.

Dann nahmen die Vier Platz, um auf Mewoff's zu warten. Moron und Sternbach diskutirten, wie viele Schritte es von ihrem Platz bis zur Weide unten an der Donau wäre. Jeder wettete, daß er recht hätte; darauf standen sie auf, um die Entfernung abzuschreiten.

Murberg und Wera saßen sich schweigend gegenüber an dem Holztisch. Seine Cigarette war aufgegangen, und er bemühte sich, nachdem er wieder sein weißseidenes Tuch um den Hals geschlungen, sie neu zu wickeln und zu kleben. Sie beobachtete ihn. „Mich wundert, daß Sie sich vor mir nicht schämen, so weichlich zu sein!“ sagte sie schließlich.

Er sah sie befremdet an: „Wie, weichlich?“

„Ich habe mich auf dem hastigen Ritt sehr erhitzt und binde doch nichts um, obgleich es hier zieht; Sie dagegen hüllen sich gleich ein!“

„Ich habe nicht Ihre Gesundheit,“ erwiderte er achselzuckend.

„Geben Sie mir die Cigarette herüber, Sie kommen doch nicht mit ihr zu Rande,“ sagte sie nach einer Weile.

Er lächelte: „Sie wissen, daß es für mich einen besonderen Reiz hat, wenn Sie dieselbe verkleben?“

„Nein, ich wollte Ihnen nur behülflich sein!“ damit warf sie die Cigarette fort und langte eine andere aus ihrem Etui.

„Wie schade um die Cigarette, sie war kaum angeraucht!“

„Welch' sparsamer Deutscher! Ich habe aber Vorrath! Uebrigens muß ich Sie um Verzeihung bitten wegen des Wortwechsels, den ich vorhin, trotz Ihrer Gegenwart, mit meinem Gatten hatte.“

„Warum? Wenn Sie doch verschiedener Meinung waren, warum sollten Sie es nicht äußern? Es waren ja keine ehelichen Geheimnisse.“

„Manchmal ärgern Sie mich förmlich durch Ihre Harmlosigkeit! Haben Sie denn nicht gefühlt, daß das Ganze eine unerquickliche Reiberei war? Wir machen uns die häufig,“ setzte sie mit verächtlichem Lächeln hinzu.

Er schwieg.

„Warum heirathen Sie eigentlich nicht?“ fuhr Wera fort. „Sie sollten heirathen!“ Bei den Worten war sie aber erröthet.

Die Frage seiner Ehe war für Murburg eine sehr wichtige, und er meinte, sie wäre Anderen genau so interessant. Ein Lächeln, das nicht ganz angenehm war, umspielte seinen Mund, als er erwiderte:

„Ich war im vorigen Jahre nahe daran, konnte

mich aber dann doch nicht entscheiden; ich wählte zwischen Zweien, dabei gefiel mir die Mutter dieser Beiden eigentlich am besten.“

„So lange man noch wählt, soll man nicht heirathen. Sie verlangen wohl viel von Ihrer Zukünftigen?“

Noron und Sternbach hatten ihre Messungen unterdeß beendet, Sternbach hatte natürlich Unrecht gehabt; er irrte sich um 50 Schritt, Noron nur um 10. Nun diskutirten sie, ob unter diesen Umständen der relative Gewinner Anspruch auf den Preis der Wette machen könnte.

„O nein,“ fuhr Murberg zu Wera gewandt fort, „ich verlange wirklich nicht so sehr viel. Meine Zukünftige brauchte nur jung, höchstens achtzehn Jahre und nicht häßlich zu sein. Wäre sie häßlich, so würde sie nicht im Stande sein, mich zu fesseln. Zu gescheut darf sie aber auch nicht sein.“

„Dann hätte meine Frau nicht für Sie gepaßt,“ fuhr Sternbach mit seinem stereotypen Lächeln dazwischen, „sie ist nämlich superflug.“

Diesmal entgegnete Wera nichts. Murberg lachte über den Scherz — oder über den blinden Ehemann? Noron, der immer eine unglückliche Rolle spielte, wenn in anderer als in russischer Sprache gesprochen wurde, beschäftigte sich damit, die Gläser und die Tassen mit türkischem Kaffee, welche eben aus dem Hause gebracht waren, auf dem Tische zu vertheilen.

„Ich trinke nur Selterswasser,“ sagte Murberg.

„Nur Selterswasser?“ fiel der Hauptmann von Mewoff, der gerade mit seiner Frau herantrat, ein. „Ist

denn die Mur ein so großer Fluß? Solange ich Sie kenne, trinken Sie nur Wasser!"

Er lachte sehr laut über seinen Witz; seine Frau meinte, was in die „Mur“ ließe, flösse den „Berg“ wieder hinab! Sternbach fand das „superb“.

Noron horchte mit offenem Munde. Er hatte sich seit Murberg's Ankunft eine deutsche Grammatik gekauft, und studirte jeden Abend mehrere Stunden lang Deutsch, ohne Jemandem etwas zu verrathen, um Murberg's und Wera's Gesprächen folgen zu können. Bisher hatte er aber noch nie ein Wort verstehen können. Oft, wenn ihm ein Satz inhaltsvoll erschien, oder die junge Frau denselben mit einem besonderen Blick begleitete, suchte er ihn sich einzuprägen und sagte ihn vor sich her, bis er nach Hause kam. Dort durchstöberte er sein Lexikon dann immer vergeblich nach den verrätherischen Worten.

Frau von Mewoff hatte genau bemerkt, wie eifersüchtig der arme Junge war. Sie sagte es ihm auch und schalt ihn über seine Narrheit: „Was verlangen Sie denn, Noron, daß sie mit keinem Anderen spricht, nur mit Ihnen? Sie sind ein wirklicher Grasaaffe.“

Sternbach erzählte die „sehr“ interessante Anekdote, die sich „folgendermaßen“ in Zürich zugetragen, und auf die hin er eigentlich als ein alter Freund Murberg's gelten könnte: Während er an dem Polytechnikum studirte, hatte er einmal mit einigen Kommilitonen in einer Kneipe geseßen. Ein ihnen unbekannter Herr, Murberg, war eingetreten und hatte Selterswasser verlangt. Auf seine Worte hatten Einige gemeint, für Milchbärte schänkte man keine Milch dort, und sich auch weiter so heraus-



fordernd benommen, daß Sternbach dem Fremden den Rath ertheilte, lieber davon zu gehen.

Auch Murberg erinnerte sich genau dieser Scene und meinte, sie wäre recht unangenehm gewesen. Wera hörte schweigend zu; plötzlich wandte sie sich an Murberg:

„Wie konnten Sie so feige sein und fortgehen?“

„Das war keine Feigheit, liebes Kind,“ fiel Sternbach ein, der sich immer in jede Unterhaltung mischte. „Das verstehst Du nicht.“

Wera that, als hätte er nichts gesagt. „Sich eilig aus dem Staub machen,“ fuhr sie fort, „ist das nicht demüthigend? Ist es Ihnen nicht noch beschämend, daß Sie sich fürchteten?“

„Warum, gnädige Frau? Ich empfand nur Zorn darüber, daß die Polizei nicht mehr Sorge trägt, um solche unverschämten Jungen in Zaum zu halten! Ich konnte mich doch nicht von ihnen thätlich beleidigen lassen?“

Wera stand so eilig auf, daß ihr Holzstuhl umfiel. „Schimpanzy, wir wollen noch ein wenig traben! Bei dem Winde wird es eine Freude sein.“ Und ohne irgend einem der Anwesenden Adieu zu sagen, steckte sie sich eine Cigarette an und ging fort. Als sie ihr Pferd erreichte, war ihr die Lust am Rauchen schon vergangen, denn sie warf die Cigarette wieder fort. Schimpanzy war sehr beglückt, daß er Wera wieder allein für sich hatte, obgleich sie schweigsam blieb. Frau von Mewoff setzte Wera's Kaffee warm und zog dann die große Häfelarbeit — es war eine Bettdecke — heraus; sie arbeitete, während die drei Herren politisirten. Nach

einer Stunde kehrten Alle heim, denn es wurde windiger, und die beiden Reiter waren nicht zu erblicken. Murberg zeigte seine Ungeduld nicht, aber er war recht verstimmt, daß Wera fehlte, zumal da er gar nicht begriff, warum sie wieder fortgeritten war. Zu Hause angelangt, nahm er einen Band Byron vor und legte sich auf ein Sopha, das dicht an dem großen russischen Ofen stand. Aber zwischen den Zeilen des Don Juan mußte etwas ganz Besonderes geschrieben stehen, denn er machte ein kindisch troziges Gesicht und murmelte ein paarmal: „Ich will nicht, ich will nicht, nein, ich will mich nicht wieder verlieben!“

Zu derselben Zeit war Wera mit ihrem Begleiter wieder am Belvedere angelangt und bewunderte den Sonnenuntergang.

„Es ist doch schön, Herr von Noron“ — sie hatte sich zu seinem Kummer wieder angewöhnt, ihn, wenn sie allein waren, mit seinem Namen anzureden — „Es ist doch schön, wenn es auch eigentlich schrecklich häßlich ist!“ Dabei lachten sie Beide.

Der Wind wogte in der großen Wasserfläche; er hatte die Luft ganz rein gefegt, so daß der Horizont weit hinausgerückt war, die Erde erst in unerreichbarer Ferne an den Himmel zu stoßen schien. „Ich möchte fliegen, wie die Möwe dort,“ fuhr sie fort, „aber ich kehrte nie an's Ufer zurück, auch im ärgsten Sturme nicht.“

Schimpanzy verstand nicht recht, was seine Angebetete für eine Freude am Fliegen haben könnte. Ihm schien

Trinken und Spielen schöner; aber sie sagte es auch eigentlich nicht, um von ihm verstanden zu werden.

---

III.

Um Weihnachten lag hoher Schnee, so hoher, daß Wera ihre Spazierritte aufgeben mußte. Der Blick aus ihren Fenstern war dafür bezaubernd geworden, und in dem großen Vorhof stand eine Reihe von Schneemännern. Wera hatte sie alle mit Schimpanzy's Hülfe gemacht. Dabei war sie fröhlich und glücklich gewesen; im Uebrigen behauptete ihr Mann, sie sei viel mürrischer geworden. Er konnte zwar nicht viel davon merken, denn er hatte oft Dienststreifen zu machen, d. h. Reisen, um sich einen Dienst zu suchen, und wenn er in Rußland war, brachte er alle seine Zeit in dem rauchigen Gasthauszimmer zu, welches die Stammgäste Club benannten. Murberg war selten dort; er ging nicht gern Abends aus, aber im Lauf des Nachmittags kam er oft zu Wera. Er hatte ihr sogar, was er seit Jahren nicht gethan, Klavier vorgespielt, wobei sie Thränen vergossen; seit jenem Tage hatte sie sich das Rauchen abgewöhnt. Es war sehr merkwürdig, und Schimpanzy verstand den Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen nicht.

Kurz vor dem russischen Weihnachtsfest stand Wera im Hof und belustigte sich damit, ihre Hunde auf die Schneemänner zu heßen, als Murberg gelassen durch das Thor trat. Er hatte sie schon einige Augenblicke beobachtet und durch den Kneifer bewundert, wie schön selbst ihre wilden Gesten waren, und wie gefällig ihr

das „Schneekostüm“ stand. Das Kleid war aus lila Blüsch gefertigt, mit weißem Pelz verbrämt und setzte sich aus einem ziemlich kurzen Rock, Jacke, Pelzmütze und hohen Reiterstiefeln zusammen. Wenn Wera gerade Geld hatte, verstand sie es, sich originell und schön zu kleiden. Während Murberg sie so beobachtete, überlief ihn ein heißer Schauer: „Nein, ich will nicht, ich will nicht!“ sagte er und biß förmlich die Zähne zusammen, um seinen Willen zu zwingen. Als sie ihn aber bemerkte und auf ihn zukam, fixirte er sie mit Augen, die ihn nicht um Rath gefragt zu haben schienen, denn in ihnen stand: „ich will“. Wera zuckte vor seinem Blick erschrocken zusammen, während er sagte: „Dies Kleid steht Ihnen wirklich köstlich.“ Danach biß er seine Lippen wieder zusammen, um nicht mehr zu sagen.

„Nicht wahr, es ist hübsch,“ erwiderte sie. „Eigenste Erfindung, Stoff aus Paris, Schnitt selbst ausgedacht und von meinem Mädchen ausgeführt. Aber wie schön, daß Sie einmal mehr kommen, als im Programm steht!“

„In welchem Programm?“

„Denken Sie, ich habe nicht gemerkt, daß Sie sich vorgeschrieben haben, nur zweimal die Woche zu mir zu kommen?“ antwortete sie lachend.

„Ich darf wirklich nicht öfter kommen,“ entgegnete er und sah sie wieder mit den Augen an, welche sie vorhin befremdet hatten.

„Warum nicht? Bekommen Sie sonst nasse Füße?“

„Nein, Sie wissen schon, was ich bekommen würde! Und ich will es nicht, will es wirklich nicht — denn es würde mir wahrscheinlich nichts nützen.“

„Ich weiß nicht recht, was Sie unter ‚nützen‘ verstehen. Aber kommen Sie doch erst in's Haus.“

„Nein, ich danke Ihnen bestens, ich muß zurück. Ich kam nur her, um Ihnen eine große Bitte auszusprechen: Heute ist doch Sylvester in Deutschland, wollen Sie den Abend nicht bei mir feiern? Ihr Herr Gemahl hatte mir längst versprochen, daß Sie Beide einmal den Thee bei mir trinken wollten.“

„Reizend!“ rief Wera und drehte sich im Kreise herum. Seitdem sie fühlte, daß Murberg sich für sie interessirte, war ihr sehr wohl zu Muth. „Er macht mir nicht den Hof,“ sagte sie sich öfters, „weil ich ihm dazu zu hoch stehe.“ Auf keine ihrer Eroberungen war sie so stolz gewesen; „weil er ein Deutscher ist,“ meinte sie, oder „weil er eine so hohe Begabung für Musik hat.“

Murberg war wieder fortgegangen, nachdem Wera seine Einladung angenommen. Auch sie verließ gleich darauf den Hof und die Schneemänner. Sie freute sich auf den Abend in Murberg's Haus, in welches sie noch nie eingetreten, und wollte sich zu der Sylvesterfeier elegant ankleiden. Sie überlegte daher mit ihrem Mädchen, was am schönsten wäre. Nach einigem Zögern zwischen einem weißen und einem rosa Kleid entschloß sie sich zu einer schwarzen Sammettoilette, mit langer Schleppe, die sie sich einmal zu einer Festlichkeit in Odessa hatte machen lassen, aber seitdem nie wieder angezogen. Das Kleid war nicht mehr ganz modisch im Schnitt, doch ein Männerauge würde das nicht gleich erkennen. Die Taille war zu lang, aber den viereckigen Ausschnitt schmückten schöne Spitzen. Außerdem stand ihr schwarz

gut, das wußte sie. Sie zog sich schon vor Tisch an, denn Murberg hatte gebeten, daß sie nicht später als halb Neun kämen, und sie aßen erst um sieben Uhr. Sternbach mußerte sie überrascht, als er nach Hause kam.

„Ich habe es zum Scherz gethan,“ sagte Wera, wurde aber roth dabei. „Ich dachte, es würde ihm Spaß machen, wenn wir in Gesellschaftstoilette erschienen.“

„Wem denn?“

„Hat Herr von Murberg Dir nicht gesagt, daß er uns heut' Abend erwartet?“

„Richtig, ich hatte es aber vergessen. Ein sogenanntes Jahr fängt ja wohl morgen an?“

Wera schwieg zuerst, dann entgegnete sie aber: „Wonach rechnest Du denn, wenn Du von einem sogenannten Jahre sprichst?“

„Nach meiner Arbeit, nach meinen Einnahmen.“

„Dann ist Dein Jahr wohl lange schon zu Ende?“

„Nach Deiner Toilette zu urtheilen, scheinst Du fleißig geholfen zu haben!“

„Dies Kleid ist uralte; es stammt aus der Zeit, wo ich noch mein Vermögen hatte,“ erwiderte sie spitz.

„Sedenfalls hätte es besser angelegt werden können als in solchem Plunder.“

„Wenn ich Dir nicht gefalle, brauchst Du mich ja nicht anzusehen; für Dich habe ich mich nicht angekleidet.“

„Das weiß ich, immer nur für die Anbeter!“

„Herr von Murberg ist kein Anbeter von mir,“ sagte sie heftig. „Wenn Du das noch einmal sagst, gehe ich hinaus.“

Dergleichen Wortwechsel waren Vera in der Seele verhaßt, sie litt unter solchen Unfeinheiten, aber gegen ihre bessere Einsicht ließ sie sich oft dazu hinreißen.

Nach einigem Stillschweigen fing sie darum wieder an: „Nicht wahr, Du ziehst Dir auch den Frack an?“

„Warum nicht gar,“ entgegnete er. Doch als sein Mittagmahl beendet war, stand er auf und kleidete sich um. Solcher Scherz war eigentlich nach seinem Sinn, darum konnte er ihm nicht widerstehen.

Pünktlich um halb neun Uhr klingelten Sternbach's an der Thür des Consulats. Der Baron hatte darauf gerechnet, noch einige gemeinsame Freunde dort zu treffen, darum war er erstaunt, den Corridor nur halb erleuchtet und den Kleiderriegel leer zu finden.

„Sind wir die Ersten?“ fragte er den Diener.

Vera erschrak; sie hatte gehofft, allein dort zu sein, und fühlte sich sehr enttäuscht.

„Ja wohl, die Ersten,“ wiederholte der nicht sehr kluge geschäftige Diener und öffnete die Thür.

Auch der Salon war nicht hell erleuchtet: das Lampenlicht wurde durch kunstvolle Schirme angenehm gedämpft. Das warme Gemach mit den schweren Portieren und Gardinen und geschmackvollen kostbaren Möbeln benahm Vera fast den Athem, es war so wunderschön! Durch die offene Thür des Nebenzimmers trat der Wirth. Er trug einen braunen Sammetanzug, und es schien, als schäme er sich seiner, wie er die Gäste so gesellschaftsmäßig gekleidet sah.

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie,“ sagte er, „warum

Dito und Idem, Rache.

sind Sie denn so feierlich schön? Da kann ich aber nicht so bleiben," und er verschwand, um schnell seinen Anzug zu wechseln.

Sternbach lachte: „Er ist doch ein kurioser Kauz,“ meinte er dann, während er sich eine Cigarette aus dem zierlichen, überseeischen Behälter, welcher auf dem Tische stand, nahm und ansteckte. Wera war froh, daß der Hausherr fortgegangen, sie wollte erst aus der Betäubung erwachen, in die das schöne Gemach mit der japanischen Einrichtung, die ihr ungewohnte Eleganz und der ganz besondere leise Duft, der Murberg's Dingen anhaftete, sie versetzt hatte.

Lautlos bewegte sie sich auf dem dicken Teppich vorwärts, um auch das Nebenzimmer mit dem Blick zu überfliegen. Es war mit altdeutschen geschnitzten Möbeln eingerichtet, in der Mitte stand ein Flügel in demselben Stil und ihr gegenüber, zwischen zwei Fenstern, eine lange Pendeluhr, mit breitem, den Pfeiler bedeckendem Gehäuse. Die Uhr mußte sehr alt sein, kleine Marmorsäulen trugen das Dächlein über dem Zifferblatt, welches auch Datum und Wochentag neben der Stunde zeigte. Wera sah wie gebannt auf die Uhr, deren Rococo von der Umgebung abstach. Daheim, in des Dnkels Zimmer, hatte eine gleiche gestanden. Ihr war, als träume sie, so lebhaft stand ihre Kindheit plötzlich vor ihr, und wie geheiligt schien ihr das ganze Zimmer.

„Gefällt Ihnen mein Heim?“ fragte Murberg mit eigenthümlich belegter Stimme, während sein Blick auf dem sich besonders weiß aus dem schwarzen Sammetkleid abhebenden Hals der jungen Frau ruhte.



Sie wandte sich um; er hatte sich einen schwarzen Rock übergezogen.

„Es ist sehr schön hier,“ sagte sie, bemüht den Zauber abzuschütteln. „Aber jetzt erzählen Sie mir die Geschichte dieser Möbel.“

„Sie haben keine; diejenigen des Salons brachte ich aus Japan mit, diese sind aus meinem Elternhaus. Ich nahm mir die für ein Zimmer nothwendigen heraus, ließ meinen Flügel in entsprechendem Gewande bauen; die übrige Einrichtung der Eltern blieb bei meiner Schwester auf dem Gute.“

„Sie haben eine Schwester?“ fragte Vera ganz erstaunt.

„Ja, sollte ich nicht?“ meinte er lächelnd. „Wollen Sie aber nicht Platz nehmen?“

Vera setzte sich auf das große altdeutsche Sopha, das mit gelbbraunem Plüsch überzogen war. Es war so hoch, daß ihre Füße nicht die Erde erreichten. Sternbach saß ihr gegenüber, Murberg zwischen Beiden, links von Vera, die er sich nicht recht getraute anzuschauen, denn sie schien ihm begehrenswerth schön, und er meinte, ihr Mann müsse seine Verliebtheit in seinen Blicken lesen.

„Was wollen wir nun thun, bis die Andern kommen?“ fragte Sternbach.

„Es kommt Niemand mehr! Das ist Ihnen doch recht?“

„Sehr recht!“ erwiderte Vera erleichtert.

Sternbach hatte seine Cigarette ausgeraucht und warf das letzte glimmende Stück auf den Teppich. Vera

wurde dunkelroth; ihr war, als müßte sie auffpringen, um es aufzuheben.

„Was thut man am Sylvester, gnädigste Frau?“ fragte Murberg, „Damen wissen in diesen Dingen stets gut Bescheid.“

„Frauen meiner Art nicht!“ meinte sie bitter.

„Wir wollen Skat spielen,“ schlug Sternbach vor. „Wera spielt zwar schlecht, aber wenn sie sich zusammennimmt, geht es.“

„Pfui, Karten!“ rief Wera entriistet, „Herrn von Murberg's Zimmer ist wie eine Kirche, es darf nicht entweiht werden.“

Dies war ihrem Mann zu arg; er wollte etwas antworten, sie sagte aber: „Spiele doch mit Herrn von Murberg Schach, ich besche mir unterdeß die Bilder an den Wänden, die Bücher und das Klavier.“

Es that Murberg außerordentlich wohl, daß Wera in seinem Hause war, und sie hatte ihn noch nie so anziehend gefunden wie in der ihm gewohnten leblosen Umgebung; nie hatte ihm etwas so gestanden, wie die ruhige Liebenswürdigkeit, mit der er sich seiner Gäste freute. Und welche Ordnung herrschte in den Zimmern, auf dem großen Schreibtisch, im Bücherschrank! Wera berührte die einzelnen Papiere, und er folgte ihrer Hand. Dann studirte sie die Bilder, zuerst das Bismarck's. „Er ist Ihr Abgott, ‚der Fürst‘, wie Sie ihn kurzweg nennen, als ob es keinen anderen Fürsten gäbe?“

Murberg nickte ihr wie abwesend zu.

„Misset, Chopin, Byron, Wagner, noch einmal Wagner — nein, da gehe ich lieber zu Ihren Statuetten,“

fuhr sie fort. „Sind es wirklich Originale? Fünf Originale haben Sie?“

Er nickte wieder zu ihr hinüber.

Dann setzte sie sich auf das Sopha und lauschte, lauschte, um sich der Stille zu freuen. Die große Uhr sprach in diesen Räumen wie ein lebendes Wesen; Wera meinte, der Pendel frage sie, was sie dort suche, sie, die fremde Frau, und was sie denke und träume? Und dabei wurde ihr vor ihren eigenen Gefühlen bange; die Uhr hatte recht, was hatte sie dort zu suchen?

„Das Kleid ist Dir wohl zu eng oder die Stiefel drücken Dich?“ fragte Sternbach, „daß Du so still daisitzest?“ Er hatte dem unaufmerksamen Murberg eben einen Springer abgenommen.

„Nein,“ sagte sie, „mir fehlt nichts,“ aber ihre Stimme klang verändert. Dann sprang sie auf, setzte sich an das Klavier und spielte abgebrochene Stücke, schließlich sang sie leise: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“

Murberg konnte keine abgesungenen Lieder leiden, ihm waren die „sentimentalen Volkslieder“ sehr zuwider, auch hatte Wera weder eine schöne noch eine geschulte Stimme. Trotzdem wurde es ihm ganz heiß, er verlor wieder eine Figur; diesmal einen Thurm. Wera ging aber in's Nebenzimmer und weinte sachte, bis der Diener das Theegeräth brachte und die gnädige Frau bat, den Thee zu bereiten.

„Ein famoscs Instrument,“ meinte sie, als sie bei dem Tischchen der Herren vorbeiging. „Soll ich starken Thee machen oder schwachen? Natürlich schwachen, für

die sentimentalen Deutschen am Sylvesterabend, nicht wahr, Herr von Murberg?"

Bevor er antworten konnte, fuhr sie fort:

„Aber um Alles in der Welt! Wo ist der Bunsch? Ohne Bunsch geht kein Jahr richtig zu Ende für die Norddeutschen! Und die Pfannkuchen?"

Murberg war ganz erschrocken, daß er das vergessen, zumal da Wera that, als hinge ihre Seligkeit davon ab, daß das Jahr „richtig“ zu Ende ginge. Er schickte in die Bäckereien, aber vergebens, worüber er sich nicht einmal trösten konnte, als Wera erklärte, sie hege gegen die beiden Sylvestergenüsse einen Abscheu und habe sie nur gefordert, um Murberg zu necken.

Sternbach meinte, so wäre seine Frau immer; sie schwieg, und Murberg empfand zum erstenmal, als be-nähme sein Freund sich nicht immer taktvoll gegen seine Frau.

„Ja, so eine Sylvesterbetrachtung macht ernst," sagte Sternbach nach kurzem Schweigen.

„Ich kann mich ihr wirklich nie entziehen," entgegnete Murberg.

„Aber ich habe sie nie leiden und nie begreifen können; jeder Tag endet doch eigentlich ein Jahr!" meinte Wera. „Allerdings habe ich immer ohne Tradition gelebt! Hätte ich solch eine alte Uhr, würde ich wohl auch Sylvesterbetrachtungen anstellen!"

Murberg lächelte über ihre Bemerkung.

„Sie meinen, die Uhr ist es? Ich glaube, es liegt ein Charakter."

„Charakter! Als ob man damit wie mit einer Nase geboren wird. Er bildet sich nach den Umständen.“

„Sie haben mir zu revolutionäre Ansichten,“ sagte Murberg.

„Ja, meine Frau redet Vieles, was sie nicht verantworten kann,“ fiel Sternbach ein.

„Jedenfalls nie etwas Unwahres, wie Andere“ — entgegnete sie scharf.

Murberg unterbrach sie: „Ich glaube, Jeder wird gezwungen, viel zu lügen; wenn ich zurückdenke, meine ich, kaum ein Tag im Jahre ist vergangen, an welchem ich nicht eine kleine Unwahrheit geäußert.“

„Und die werfen Sie sich vor?“ fragte Wera gespannt.

„Eigentlich nicht; aber man müßte es.“

„Wir wollen uns einmal vornehmen, das ganze Jahr lang keine Unwahrheit zu sagen,“ rief Wera wie begeistert.

Murberg streifte sie mit einem eigenthümlichen Blick: „Gerade dies Jahr wird es mir vielleicht schwer werden.“

„Ich bin sehr dabei!“ sagte Sternbach.

„Bitte, thun Sie es, versprechen Sie es mir in die Hand,“ wandte Wera sich mit kindlichem Eifer an Murberg. „Ich bin nämlich abergläubisch wie eine Russin, aber auch gläubig: wer mir so etwas versprochen, dem glaube ich.“

Murberg ergriff die kleine energische Hand: „Jetzt müssen Sie also an mich glauben,“ sagte er leiser.

„Wie an — wie an wen?“ entgegnete sie.

Sternbach beobachtete sie mit halbgeschlossenen Augen, ihm war plötzlich, als sähe er eine glänzende Combination vor sich.

„Wie an den Teufel!“ lachte Wera und klatschte ihrer Gewohnheit gemäß in die Hände.

„Wir müssen aufbrechen,“ meinte Sternbach, der auf einen recht langweiligen Abend zurückblickte, und einige Minuten später stampfte Wera muthwillig mit den hohen Filzschuhen durch den Schnee.

---

#### IV.

Frau von Mewoff kam am nächsten Vormittag zu Wera. Sie hatte gehört, daß Sternbach's eine Sylvesterfeier bei Murberg abgehalten, und war verlezt, weil man sie nicht aufgefordert hatte, daran Theil zu nehmen. Was für einen schönen Kuchen würde sie dazu gebacken haben; es war wirklich recht unfreundlich!

Wera war damit beschäftigt, ihr Zimmer höchst eigenhändig abzustauben, als Frau von Mewoff bei ihr eintrat.

„Was ist denn geschehen? Um Alles in der Welt! Nächstens wird mein Mann den Brantwein aufgeben, wenn der geizige Murberg ein Souper veranstaltet, und wenn Wera Sternbach selbst reinmacht!“

Wera war sehr verlegen, bei so ungewohnter Arbeit betroffen zu sein.

„Es ist heute Neujahr daheim,“ sagte sie entschuldigend, „mir hat mein Zimmer schon lange nicht gefallen, ich wollte einige Aenderungen darin vornehmen.“

„Und wo ist Schimpanzy, der versteht sich ja sonst auf das Helfen?“ fragte Frau von Mewoff weiter. In Wera mußte eine große Veränderung vorgegangen sein, die sie gleich ergründen wollte.

„Ich wollte lieber allein sein.“

„So, so,“ sagte Frau von Mewoff; „es hat Ihnen wohl ausnehmend gut beim Consul gefallen, daß Sie so verstimmt sind?“

„Es war recht hübsch,“ erwiderte Wera kühl, „aber bitte, nehmen Sie Platz.“

Frau von Mewoff fing an zu weinen, betheuerte, daß sie sich nirgends aufdränge, aber daß sie doch ein Recht auf Wera's Vertrauen habe, wegen ihrer großen Zuneigung zu ihr.

„Aber ich habe nichts anzuvertrauen,“ antwortete Wera, sehr wenig gerührt.

„Sie sollen sehen, Sie können mich doch nicht entbehren, Ihr Mann versteht Sie nicht, und irgend einen Menschen muß man haben! Sagen Sie mir wenigstens, was es zu essen gab?“

„Gestern Abend, meinen Sie? Wir haben nur den Thee bei Herrn von Murberg getrunken.“

„So, nur Thee! Und was haben Sie den ganzen Abend gemacht?“

„Die Herren haben Schach gespielt, während ich mir Bilder ansah,“ entgegnete sie widerwillig.

Frau von Mewoff war ein wenig getröstet, da es nur ein „ruhiger“ Abend gewesen.

„Wozu hatten Sie aber so große Toilette gemacht, wenn Sie nur allein waren?“

Wera lachte gezwungen: „Ein reines Verhör!“

„Ihre Köchin hat es heute früh beim Bäcker der meinigen gesagt, Sie hätten wunderschön ausgesehen.“

„Köchinnengeschmack,“ sagte sie achselzuckend.

„Verstellen Sie sich nur nicht, Jeder sieht gern schön aus.“

„Ich mache mir wirklich nichts daraus,“ erwiderte Wera; in demselben Augenblicke fiel ihr aber beschämend ein, daß sie sich vorgenommen, im neuen Jahre nicht zu lügen.

Als Frau von Mewoff sah, daß sie nichts Interessantes erfahren konnte, ging sie wieder fort. Wera setzte ihre Reinigungsarbeit aber nicht fort; der einzige Erfolg, den sie gehabt, war, daß ihr Mädchen erklärte, sie bliebe nicht mehr bei ihr, und daß Alle verstimmt schienen.

Kurz vor Tisch kam Murberg. Wera wurde dunkelroth, als man ihn anmeldete. „Ich wollte mich nur erkundigen, wie Ihnen der gestrige Abend bekommen ist,“ sagte er.

„Sehr gut,“ antwortete sie, sich zusammennehmend, „es war reizend.“

„Ich habe mir Vorwürfe gemacht, Niemand sonst geladen zu haben.“

„Gerade so war es schön.“

„Aus einer Art Eifersucht hatte ich mich nicht dazu entschließen können — ich wollte Sie allein genießen.“

Wera schwieg, aber ihr Herz klopfte schneller.

„Es hat sich gerächt,“ fuhr er fort, „ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“



Sie schwieg, obgleich sie wußte, was er sagen und wie er alle ihre Träumereien zerstören würde.

„Unaufhörlich spürte ich Ihre Nähe, sah Sie vor Augen, wie Sie sich über das Klavier beugten“ — er hielt an.

Nach einer Weile entgegnete sie mit harter Stimme: „Sie vergessen schon am ersten Tage, daß Sie versprochen haben, in diesem Jahre nicht zu lügen.“

„Warum sind Sie mir böse?“ fragte er wie ein erschrockenes Kind.

„Gestehen Sie, daß Sie gelogen?“

„Gewiß nicht!“

„Dann will ich Ihnen sagen, warum ich böse bin: Weil Sie anfangen, mir den Hof zu machen! Und das will ich nicht.“

„Aber ich thue es nicht!“

„Doch, Sie thun es,“ erwiderte sie heftig, „Sie nehmen mich wie jede andere Frau, so zum Zeitvertreib; Ihr eigenes Leben liegt dabei abgeschlossen in Ihren vier Wänden.“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht,“ sagte er aufrichtig.

„Ich mich selbst nicht,“ antwortete sie halb lachend, halb weinend und trat an das Fenster. Er folgte ihr und stellte sich neben sie; sie drückte die Stirn an das Gitter des Fensters und schaute hinaus. „Ich wünschte, ich wäre ganz jung,“ sagte sie leise, „und mir fiel eine so heilige Mission zu wie der Frau, welche da drüben bei Ihnen einmal einziehen wird; ich wünschte, ich hätte auch eine Tradition, eine lange Vergangenheit zu be-

wahren. Denn eigentlich waren Sie es nicht, nur die deutsche Art an Ihnen, die mich gestern bezauberte.“

Murberg verstand sie nicht.

„Es hat Ihnen also bei mir gefallen?“ fragte er.

„Wie können Sie das noch fragen?“

„Wollen Sie denn nicht bald wiederkommen?“

Sie sah ihn einen Augenblick an, dann entgegnete sie: „Wenn mein Mann Ihre Einladung annimmt, sehr gern! Aber verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch keinen Sessel angeboten.“

Er enttäuschte sie so! Er stand da mit der ganzen Prosa seiner Natur, ja, sie las in ihm die nüchterne Berechnung eines Mannes, der eine Frau bethören will — und sie ließ sich doch bethören.

Murberg wußte nicht, was Wera heute im Sinn hatte, sie war anders als sonst, aber ihre Art und Weise gefiel ihm ungemein.

„Ich finde keine Gnade in Ihren Augen,“ begann er wiederum. „Dabei kam ich mit so vollem Herzen.“

„Woll, wovon?“

„Von Ihnen, Wera! Sie wissen es ja längst, daß ich Sie liebe!“

„Wie vielen Frauen haben Sie das schon gesagt?“

„Nicht vielen, wirklich nicht vielen!“

„Und wenn es auch nicht viele sind, finde ich es doch beleidigend, daß Sie mir zu sagen wagen, was Sie nicht zum erstenmal empfinden!“

„Aber, Wera, was verlangen Sie? In meinem Alter sollte ich mich noch keiner Frau genähert haben?“

„Ich heiße für Sie nicht Wera, sondern Frau von Sternbach!“

„Das weiß ich, Wera, aber darum dürfen Sie mir doch nicht aus einem so ungerechten Grunde alle Hoffnung abschneiden.“

Das Wort Hoffnung durchfuhr sie wie ein spitzes Messer, und doch hörte sie gegen ihre Ueberzeugung weiter zu.

„Ich müßte ja blind sein, Wera, wenn ich nicht den Unterschied zwischen Ihnen und allen anderen Frauen sähe.“

„Ja, Herr von Murberg,“ entgegnete sie erregt, „der Unterschied ist wirklich da, bilden Sie sich nicht ein, daß Sie mir eine Schmeichelei gesagt haben; ich bin viel besser als die Meisten, denn ich kann nicht lügen; Sie aber sind versteckt und unwahr.“

„Ich? Aber wie köstlich Ihnen der Zorn steht! Ich habe Ihre Augen noch nie so glänzend gesehen.“

„Mir ist es höchst gleichgültig, ob es mir steht oder nicht, ich bin aufrichtig erzürnt.“

„Aber warum? Ich wollte Sie um Alles in der Welt nicht ärgern!“

In dem Augenblick trat Sternbach ein, er schien nicht zu bemerken, daß Murberg und Wera erregt aussahen. Ersterer ließ sich auch gleich mit ihm in ein Gespräch ein. Wera sah Murberg verächtlich an, wie er so liebenswürdig eifrig mit ihrem Manne sprach, dann ging sie aus dem Zimmer. Sie schloß sich in ihre Schlafstube ein und weinte. „Er ist es nicht werth, er versteht es nicht, aber ich liebe ihn doch, liebe ihn mit grenzenloser Sehnsucht,“ schluchzte sie.

Sternbach klopfte nach einiger Zeit an das Schlafzimmer: „Herr von Murberg möchte Dir Adieu sagen,“ rief er durch die Thür.

„Ich kann nicht kommen, mir ist unwohl,“ antwortete sie, ohne sich zu regen.

Murberg ging fort; Sternbach aß allein zu Mittag und verließ dann das Haus, ohne sich weiter um Wera zu kümmern. Ihm war es höchst ungelegen, daß das Einvernehmen zwischen ihr und dem Consul getrübt schien.

Gegen Neun kam Schimpanzy und klopfte an Wera's Thür. Wera öffnete: „Ach! Sie sind es!“

„Sind Sie krank?“ fragte er.

„Nein,“ entgegnete sie und strich die wirren Haare aus dem verweinten Gesicht. „Aber wissen Sie, was ich bin? Erschrecklich hungrig!“ und dabei trat sie lachend in den Flur. „Wir wollen uns einen Abendimbiß bringen lassen; klingeln Sie, und morgen wollen wir wieder einen Schneemann machen und all' den Unfinn vergessen.“

So geschah es denn auch. Aber Wera mußte sich große Mühe geben, um einen Bissen zu essen, und als Schimpanzy am nächsten Morgen kam, ließ Wera sagen, sie könne ihn nicht sehen. Die ganze Nacht hatte sie den Gedanken nicht verwinden können, daß „Er“ es nicht werth wäre, von ihr geliebt zu sein. Aber sie liebte ihn dennoch und wußte nicht, wie sie das lange Leben ohne ihn ertragen solle. War sie einmal eingeschlummert, so hörte sie ihn fragen, ob sie ihm grundlos alle Hoffnung abschneiden wolle? Und dann spürte sie eine solche Bitterkeit in der Seele, daß sie im Traum weinte, bis

sie wieder aufwachte. Wie sollte sie es nur ertragen? Durch all' die Jahre, welche vor ihr lagen, sollte sie so müde die Last ihrer Trauer tragen, jede Stunde sich danach todtsehnen, einmal von seinem Arm umfangen zu werden? Es konnte ja nie sein! Es gab keine Form des Lebens, unter welcher sie sich je an seine Schulter lehnen konnte, und selbst wenn sie es einmal dürfte, vielleicht beim Abschied, so würde es ihren Durst nicht stillen. Sie möchte immer um ihn sein, jeden Augenblick ihn sehen können, da drüben in jenen Zimmern sich jedes seiner Athemzüge freuen. Oder einmal, einmal ihn küssen und dann in's Wasser stürzen! Wie wunderbar würde der eine Augenblick sein! — Sie malte ihn sich aus: Bald nach acht Uhr, wenn er vor seinem Schreibtische säße — nein, Abends fände sie ihn gewiß im Lehnstuhl am Sophatisch — dann wollte sie in das Zimmer treten. Wie konnte sie aber in's Haus gelangen, ohne ihn vorher durch Klingeln aufzuschrecken? — Sie würde durch Küche und Corridor schleichen, seine Thür öffnen und hinter dem Vorhange Muth und Athem schöpfen. Würde er wohl ahnen, wozu sie gekommen? Nein, sie würde es aber gleich sagen. „Ich will Sie einmal küssen, nur einmal.“ Was würde er thun? Aufstehen. Sie aber drückte ihn wieder zurück in den Armstuhl, setzte sich auf die Seitenlehne, umschlang seinen Kopf mit ihren beiden Armen und berührte Stirn, Augen und Mund, ja, auch den Mund mit ihren Lippen!

Einmal, zweimal, unzählige Mal' durchdachte sie diesen Augenblick, da schlug es sieben Uhr; die Nacht war vorüber, und wie die harten Schläge verklangen,

erhob sich Wera halb aufrecht im Bett, dann aber steckte sie ihren Kopf von Neuem in die Kissen, diesmal mit einem entsetzlichen Schluchzen, mit einer Angst, die sie von Kopf bis zu Fuß durchzitterte: „Ich bin wie eine Ehebrecherin! Ich darf es nicht ausdenken, wie ich den Andern lieben würde, denn der Gedanke schon ist die höchste Sünde. Und doch! Großer Gott, wie sehr könnte ich ihn lieben!“

Es klopfte an die Thür; die Köchin war es, welche sich Geld zum Markteinkauf holte. Wera pflegte es neben ihrem Bette zu haben. Darauf kam ihr Mann und sagte, die verfluchten Hunde hätten ihn mit ihrem Gebell die ganze Nacht gestört, er würde die Thiere todtschießen. Wera liebte ihre Hunde und bat für sie; Sternbach antwortete nichts darauf, sondern sagte nur, daß er nach Giurgiu führe und erst spät zurückkäme.

---

V.

Wera hatte den langen, grauen Wintertag vor sich. Sie mußte, daß Murberg kommen würde, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen: er war kein Freund des Schreibens, sonst hätte er vielleicht schriftlich angefragt. Und heute wollte sie ihm Alles sagen, was gesagt werden mußte. Es würde trotz alledem eine sehr süße Stunde sein! Sie würde ihm ganz aufrichtig und kühl — so kühl wie möglich wenigstens — eingestehen, daß sie ihn unendlich lieb gewonnen, wie und warum könne sie sich zwar nicht klar machen, aber ihre große Liebe sei da, und er möge ihr helfen, sie zu tragen und zu über-

winden. Es läge ja nur an ihnen, diese Liebe zu einem Segen für Beide zu gestalten; vorübergehen könnte sie nie, aber mit der Zeit immer heiliger werden, und wenn er einmal heirathete, würde sie die beste Freundin seiner Frau werden und ihr erzählen, wie gern sie sich gehabt. Wenn sie ganz alt geworden und weißhaarig, würden sie Beide in dieselbe Stadt ziehen, Abends vor demselben Kamin sitzen, wie es so oft in den französischen Romanen beschrieben ist, und er würde ihr galant die Hand küssen und sagen, sie wäre noch schöner als vor den vielen Jahren.

Dabei fing Vera an zu weinen und dachte wiederum, wie lange das Leben dauern und wie öde es bis zu jenem Kaminabend sein würde. Denn bis dahin mußte sie jeden Abend neben ihrem Manne sitzen, ohne ihm je etwas von ihrem süßen Geheimniß mitzutheilen, weil er es nicht verstehen könnte und im Café erzählen würde, seine Frau hätte sich verliebt. Das häßliche Wort — verliebt! Nein, sie würde Murberg nicht die Schande anthun, daß man es auf ihn anwendete. Eins wußte sie außerdem, daß sie von jetzt ab eine sehr gute Frau sein würde, wie eine, welche in Murberg's Familie paßte, so wie sie sich seine Schwester vorstellte, und wie seine künftige Gattin sein mußte. Sie wollte nichts Unweibliches mehr thun, nicht mehr stundenlang mit den Herren herumgaloppiren, keine Reiterstiefel tragen, sich nicht schneeballen, sondern nähen, stricken und kochen, was sie doch als Mädchen gelernt hatte. Himmel, wie lange schien das her! Sieben Jahre waren seitdem vergangen, und was für Jahre! Das wollte sie Murberg

auch erzählen, was das für Jahre gewesen wären, wie bitter und sauer! Sie hätte dieselben gar nicht ertragen können ohne ihren leichten Sinn, den sie jetzt abgelegt, weil sie ihn nicht mehr brauchte. Denn die Zukunft, und wäre sie noch so fürchterlich, könnte sie jetzt durch ihre Liebe überwinden.

Unterdeß war der Mittag herangekommen, und man servirte ihr das Frühstück. Wie unsauber war der Tisch gedeckt, wie erbärmlich und unordentlich sah das Zimmer aus! Wera begriff nicht, daß sie es bisher nicht bemerkt. Konnte sie es nicht ändern, ohne zu viel Kosten zu verursachen? Wie schamroth müßte sie werden, träte er jetzt in das Zimmer! Sie mußte ihr Haus so einrichten, als ob er oder seine Schwester darin leben sollte. Wera stand darum auf, ohne ihr Frühstück zu beenden, und begann ihre Schränke zu ordnen. An der Wäsche war sehr viel zerrissen, und sie nähte so eifrig, daß sie kaum bemerkte, wie die Stunden verslogen, bis es vier Uhr schlug und der Tag anfang, sich zu neigen. Nun mußte er aber kommen, vielleicht daß sie noch dies Packet Küchentücher durchsehen konnte! Sie nahm schnell wieder Nadel und Faden zur Hand und setzte sich an den offenen Schrank. Sowie sie Schritte hören würde, könnte sie die Arbeit ja hinwerfen und Alles verschließen. Der Faden war aber zu fein. Sie stand auf und suchte vergeblich einen anderen, immer mit einem Seitenblick durch das Fenster. Wollte sie ihre Arbeit nicht für heute aufgeben, so mußte sie sich erst dickes Garn holen. Einen Augenblick schwankte sie, dann bestellte sie nur, falls Besuch käme, möchte er warten, und eilte davon.



Vor ihrer Thür schon traf sie auf Murberg. Sie stand wie versteinert vor ihm still, obgleich sie ihn den ganzen Tag erwartet hatte, und das Herz schlug ihr so, daß sie nur mit unsicherer Stimme seine Begrüßung erwidern konnte. Alle Gedanken, die sie seit gestern gehegt, standen zwischen ihm und ihr, und sie fühlte, als läse er alle aus ihren Augen ab.

„Sie gehen eben fort?“ fragte er. „Darf ich Sie begleiten?“

„Nein, ich ging nicht fort, ich wollte nur eine kleine Besorgung machen,“ entgegnete sie und schien umwenden zu wollen, sie besann sich jedoch und ging einige Schritte weiter.

„Sie sind immer noch nicht hergestellt, wie ich sehe?“ nahm er wieder das Wort.

„O doch, vollkommen,“ erwiderte sie und erröthete. „Es ist sehr kalt,“ setzte sie dann hinzu.

„Sie wollen mir nicht gestatten, in das Haus einzutreten?“ fragte er verwundert.

„Wenn Sie wollen, ich finde es nur so häßlich bei mir.“

„Warum plötzlich?“

„Nicht plötzlich, ich habe es immer so gefunden.“ Damit wandte sie sich aber um, und Beide gingen schweigend über den Hof.

„Ihr Herr Gemahl ist hoffentlich zu Hause?“ fragte Murberg.

Wera stand still, wie sie Nein sagte, als hätte sie erwartet, Murberg würde danach umkehren. Er bemerkte es aber nicht und öffnete die unverschlossene Hausthür.

Wera legte langsam ihren Mantel in ihrem Schlafzimmer ab, rief vergeblich nach ihrem Mädchen und ging dann, als Niemand kam, wie zögernd in den Salon. Sie fühlte sich plötzlich so müde, als könne sie nicht vorwärts, und solch eine beklemmende Angst in der Brust. Murberg stand vor dem Spiegel und zupfte an der Schnur seiner Augengläser. Als sie eintrat, wandte er sich um, streckte ihr beide Arme entgegen und sagte: „Wera, Kind, was fehlt Ihnen?“

Der Ton seiner Stimme hatte etwas so Zutrauliches, daß sie fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen stiegen, sie wollte aber nicht weinen, sondern ihm sagen, was sie sich ausgedacht hatte. Wenn er nur nicht mit den kindlich bittenden Augen dastände! Sie fühlte sich so verlegen, als wäre sie zum erstenmal mit ihm allein, sie wußte in ihrer Benommenheit nicht einmal mehr, was er eben gefragt, nur ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust empor. Sie setzte sich in einen Lehnstuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Nichts wußte sie mehr, nicht einmal, daß sie ihn lieb hatte, nur seufzen und weinen mußte sie. Er kniete vor ihr, nahm ihre Hände in die seinen und küßte leise ihre Wange.

Wera sprang auf: „Nein, nein,“ rief sie, „nie würden Sie dulden, daß Ihrer Frau das geschähe, und ich will sein wie diese.“

„Wären Sie meine Frau, könnte Ihnen das auch nicht geschehen,“ entgegnete er. Er war auch aufgestanden, als sie sich erhoben hatte, und sie standen jetzt Beide mitten im Zimmer.

„Wenn ich frei wäre,“ sagte sie leise und schüchtern, „wenn ich frei wäre, aber sonst ganz so wie ich bin, würden Sie mich lieb genug haben, um — mir Ihr Leben anzuvertrauen?“

Sie hielt an, er antwortete nicht, er schien zu überlegen.

„Ich spreche ja nur so,“ setzte sie beklommen hinzu, „wissen Sie, wie man spricht, ob man lieber auf dem Monde lebte, nur so ein Phantasiegebilde, um beurtheilen zu können, ob Ihnen meine Natur, meine Art noch immer so unsympathisch . . .“

„Sie haben sich sehr verändert,“ unterbrach er, „aber Sie waren immer reizend,“ und seine Augen strahlten, daß sie sich zu vergrößern schienen. „Wera,“ sagte er und schüttelte sich leise, „ich bin wahnsinnig verliebt in Dich!“

„O nicht verliebt sagen,“ entgegnete sie, „bitte, nicht das häßliche Wort!“

„Kein Wort, das Du nicht willst,“ sagte er weich und trat näher auf sie zu, um ihre Hand zu erfassen. Da sie sich nicht sträubte, da sie überhaupt kein Wort des Verweigerns gesagt hatte, glaubte er sie erobert zu haben, und eine Bewunderung über die Schnelligkeit dieser Eroberung durchzuckte ihn. Sie aber dachte plötzlich — woher, wußte sie nicht — daß es das letzte Mal wäre, wo sie ihn sähe, diese weiche Stimme hörte und die feine Hand in der ihren fühlte. Darum zog sie ihn neben sich auf ein Sopha, schloß die Augen und dachte: „Nun will ich diesen Augenblick so ganz genießen, er ist der erste und letzte!“ Murberg sah, wie bleich sie ge-

worden, er glaubte aber, es wäre vor leidenschaftlicher Bewegung, und küßte sie auf den Mund. Sanft drängte sie ihn zurück: „Nicht die abgebrauchten Formen, die andere Leute mit ihren gewöhnlichen Gefühlen verdorben haben; wir stehen ja weit über ihnen, nicht wahr?“

„Inwiefern?“ fragte er und sah sie begehrllich an, „Ich könnte Deinen Kuß nicht entbehren!“

In demselben Augenblick stand Frau von Mewoff vor ihnen. Sie hatten sie Beide nicht kommen hören, die Hausthür machte auch wenig Geräusch, und als Frau von Mewoff leises Sprechen vernahm, war sie sacht heran getreten.

„Also dazu schickt man seinen Mann nach Giurgiu und läßt alle seine Leute ausgehen! Wera, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut; hätten Sie mich wenigstens gebeten, Wache zu stehen!“

Wera stand da, von Flammen der Röthe übergoßen; sie fühlte die Unmöglichkeit, diese Frau zu überzeugen, daß sie keine verabredete Zusammenkunft unterbrochen, ihr war, als könne sie kein Wort hervorbringen.

„Sie brauchen sich vor mir nicht zu ängstigen, ich bin Ihre Freundin und werde Sie Ihrem Mann nicht verrathen,“ setzte Frau von Mewoff hinzu.

„Gnädige Frau, ein kleiner Scherz,“ sagte Murberg, „wir hatten uns neulich entzweit, und ich suchte jetzt Frieden zu machen.“

„Nicht verrathen wollen Sie mich!“ rief Wera empört. „Meinen Sie, ich sage meinem Manne nicht Alles, sowie er nach Hause kommt?“

„Aber gnädigste Frau!“ unterbrach sie Murberg.

„Was glauben Sie denn von mir?“ fuhr Wera leidenschaftlich fort.

„Nur was ich gesehen,“ warf Frau von Mewoff dazwischen.

„Herr von Murberg, sagen Sie doch ein Wort,“ bat Wera, „lassen Sie mich nicht so beschämt vor dieser Frau stehen!“

„Ich bin überzeugt, liebe Wera,“ entgegnete er, „daß wir auf Frau von Mewoff's Diskretion bauen können.“

„Aber ich brauche auf Keines Diskretion zu bauen und will es auch nicht.“

„Beruhigen Sie sich, Wera,“ fiel Frau von Mewoff wieder ein, „als ich Herrn von Murberg das erste Mal sah, wie wir den Kosakentanz einübten, habe ich gleich gesagt, Sie Beide wären für einander geschaffen.“

Wera griff sich mit beiden Händen an den Kopf, dann eilte sie davon in ihr Schlafzimmer, das sie hinter sich verschloß. Sie warf sich schluchzend auf ihr Bett: es war, um den Verstand zu verlieren.

Murberg empfahl sich von Frau von Mewoff, als Wera verschwunden, und ging langsam nach Hause. Es war höchst peinlich, was ihm zugestoßen; wie hatte Wera aber auch so gedankenlos sein und die Thür nicht verschließen können! Ihm bekamen solche Erregungen stets schlecht. Frau Mewoff war zu vernünftig, um großes Geschrei aus der Sache zu machen; schlimmstenfalls würde er Sternbach sagen, Alles wäre Frauenklatsch und Uebertreibung. Unangenehm blieb es aber doch, daß er beim ersten Rendezvous mit einer so leidenschaftlichen kleinen Frau unterbrochen worden war.

Frau von Mewoff richtete sich in Wera's Salon ein; sie konnte die junge Frau doch nicht allein lassen, sondern mußte warten, bis sie sich beruhigt, um sie Vernunft zu lehren. Schließlich war ja nichts dabei, daß sie eine Liebelei mit Murberg hatte, aber es ihrer besten Freundin zu verheimlichen, war nicht recht, dafür mußte es eine Strafe geben. Es wurde aber dunkel, und weder Frau von Mewoff's Klavierspiel noch verschiedentliches Klopfen an der Thür hatte Wera veranlaßt, sich zu zeigen. „Sie wird sich doch kein Leid angethan haben?“ dachte Frau von Mewoff und sah durch das Schlüsselloch. Da ihr Lichtschein entgegenfiel, Wera sich also selbst eine Kerze angesteckt hatte, war sie beruhigt und ging nach Hause, um ihren Mann nicht auf die Suppe warten zu lassen. Kurze Zeit danach kam Baron Sternbach heim.

---

## VI.

Sternbach war nach Giurgiu gefahren, um einen Bekannten zu treffen, der ihm unbestimmte Hoffnungen auf eine Anstellung gemacht. Er fand ihn nicht, dafür aber einen Anderen, mit dem er sich in das Gasthaus setzte, ein paar Flaschen Wein trank und Karten spielte. Die jüdische dicke Wirthin, mit der Sternbach stets, wenn er dort war, seinen Scherz trieb, stellte sich an seinen Tisch und liebäugelte mit ihm. Er verlor wieder, wie schon lange, und gab es darum schließlich auf, um sich mit der Wirthin in ein Gespräch einzulassen. Früher hatte er nicht gespielt, aber in den letzten Monaten der

Beschäftigungslosigkeit war er vor Unmuth auch auf die Arten verfallen. So lange war er noch nie ohne Arbeit gewesen, und da alle Projecte, auf die er gebaut, allmählich zu Luft geworden, mußte er nicht einmal, worauf er hoffen sollte. Alle Schuld seines Mißgeschicks schob er innerlich auf seine Frau: „Wäre ich nur allein und nicht gebunden, mir sollte es nicht fehlen!“ war das Ende des Gesprächs, welches er auch mit der Wirthin hierüber geführt, und sie ließ sich von ihm um die Taille fassen und sagte: „Ja, Sie waren ein Esel, daß Sie heiratheten.“

Sternbach wartete bis gegen Abend vergeblich auf seinen Geschäftsfreund, derselbe konnte nicht mehr kommen; dennoch schwankte er, ob er nicht besser thäte, erst am nächsten Morgen mit dem ersten Schiff nach Hause zurückzukehren. Seit dem Sylvesterabend beherrschte ihn der Gedanke, daß er nur die Gelegenheit herbeizuführen brauche, um Wera's und Murberg's Zuneigung zur Leidenschaft anzufachen. Und dann würde er frei sein und könnte in die weite Welt gehen. Wera würde er keine Schwierigkeit in den Weg legen, sondern den aus edlen Gefühlen frei Zurücktretenden spielen. Dafür durfte dann Wera keine Rechenschaft über ihr Vermögen fordern, das würde er jedenfalls als Bedingung stellen. Außerdem mußte Murberg ihm die nöthigen Empfehlungen nach Persien verschaffen, wo einer seiner Bekannten kürzlich viel Geld verdient haben sollte. Mit einer Frau konnte er nicht so weit gehen. Seine ganze Laufbahn hatte er sich durch die Heirath verdorben; bei dem Ge-

danke verlor er sogar das stereotype Lächeln von seinem Gesicht, das die Jüdin so gern bewunderte.

Sternbach hatte sich heute so sehr in die neue Combination hineingeredet, daß ihn die Ungeduld packte, welche so viele seiner Aussichten vereitelt hatte. Er wollte womöglich gleich etwas thun, um nach Persien zu gehen, so fuhr er noch vor sechs Uhr wieder über die Donau zurück. Zu Hause angelangt, fand er Vera eingeschlossen in ihrem Zimmer. Sollte sie etwa nicht allein sein? Nach seinem ersten Ruf öffnete sie aber und fragte, ob er zu essen wünschte? Er bejahte es, und da er so voll von seinen Plänen war, bemerkte er ihr verstörtes Aussehen nicht.

„Hast Du Deinen Geschäftsfreund getroffen?“ fragte sie.

„Nein, natürlich nicht; er war so unzuverlässig, wie alle Freunde sind.“

Vera erröthete bei diesem Wort.

„Ich möchte Dir nach Tisch etwas mittheilen,“ sagte sie gezwungen.

„Daß Du kein Geld mehr hast?“

„Nein, etwas Anderes.“

„Kann es nicht gleich geschehen?“

„Ich möchte nicht, daß wir von dem Diener unterbrochen würden.“

„Nach Tisch habe ich zu thun, viel Zeit wird nicht sein,“ entgegnete er unfreundlich.

Es schien Vera, als nehme das Mahl kein Ende; sie wurde bald roth bald bleich, wie sie an die Worte dachte, welche sie ihrem Manne sagen wollte. Endlich



war es so weit. Sie saßen in seinem kleinen Rauchzimmer, er hatte sich die Cigarette angesteckt und fragte: „Was ist es?“

„Siehst Du,“ begann sie ruhig, „ich hätte es Dir nicht gesagt, wäre Frau Mewoff heute nicht dazu gekommen.“

„Was hättest Du nicht gesagt?“

„Daß ich Herrn von Murbach sehr lieb gewonnen habe . . . .“

„Und?“

„Lieber, als ich ahnte — aber das habe ich ein Recht für mich zu behalten.“

„So? Meinst Du?“

„Ja! Du hast mich schon lange nicht mehr lieb, aber es wird wiederkommen, wenn ich eine bessere Frau werde, und das werde ich sicherlich . . . .“

„Was hat Frau von Mewoff damit zu thun?“

„Sie kam dazu, als ich weinte und Murbach . . .“

Nein, sie konnte es nicht sagen!

„Und Murbach Dich tröstete?“

„Ja.“

„Habt Ihr von mir gesprochen?“

„Nein, aber . . .“ sie mußte es doch sagen — „ich glaube, auch er hat mich gern, er hat mich geküßt.“

„Das ändert die Sache!“ Sternbach war wie neugeboren. Er sprang auf, nahm Rock und Mütze und wandte sich zur Thür. Wera eilte ihm betroffen nach und hielt ihn fest:

„Was willst Du? Um Gottes willen!“

„Die Sache muß ich gleich in Ordnung bringen!“

Meinst Du, ich lasse so etwas auf mir sitzen? Ich war Officier und bin Edelmann.“

„Alfred!“ sie warf sich ihm zu Füßen. „Höre mich erst zu Ende, sei kein Wahnsinniger! Das habe ich doch nicht verdient! Was willst Du thun?“

Er aber stürmte hinaus. Wera richtete sich auf und setzte sich auf einen Stuhl, der im Flur stand. Ihr war, als hätte eine Lähmung sie überfallen und als schwanke Alles um sie her. Nach kurzer Zeit aber raffte sie sich auf. Sie konnte ihrem Manne nicht nacheilen, er ging zu Murberg, ihre Anwesenheit würde ihn nur noch mehr reizen, aber ein Anderer mußte es thun! Schimpanzy! Den wollte sie auffuchen. Doch nein, er haßte Murberg und würde ihm also nicht beistehen, sie konnte sonst Niemand als Frau von Mewoff um Hülfe bitten. Hatte sie sich auch geschworen, nie wieder die Frau anzusehen, welche sie heute so beleidigt hatte, jetzt, wo Murberg in Gefahr war, kam es auf sie selbst nicht an!

Als Wera in die dunkle Nacht hinaustrat, schauderte sie zusammen; ihr erstes Gefühl war, sich wieder zu verfrühen, doch sie eilte vorwärts wie eine Irre, doppelt gehezt, denn ihr schien, als folge ihr Jemand. Dabei ging ihr immer ein Zweifel durch den Kopf, daß sie, sie selbst, Wera Sternbach, es wäre, die so fassungslos durch die Winterfalte stürmte. Es war wohl nur ein Traum, und die Todesangst um ihn nur ein Alpdrücken?

Bei Mewoff's war Licht; sie klingelte, der Hauptmann selbst öffnete ihr: „Wo ist Ihre Frau?“ fragte sie so ruhig wie möglich.

„Sie sind es? Allein? Ist Sternbach etwas zugestoßen?“

„Nein, aber ich muß Ihre Frau eilig sprechen!“

Frau von Mewoff war unterdeß auch herausgetreten. Sie nahm Wera bei der Hand und führte sie in das Schlafzimmer, das sie hinter sich verschloß. Sie mußte, daß sie etwas höchst Interessantes erfahren würde.

„Nun?“ fragte sie.

„Kommen Sie schnell mit mir, wir müssen zu Herrn von Murberg gehen, mein Mann ist dort, und wer weiß, was geschieht!“

Frau von Mewoff stand schon am Kleiderschrank und holte triumphirend ihren Pelz heraus. „Ich habe es Ihnen immer gesagt, Wera, Sie können mich nicht entbehren, Sie machen lauter Thorheiten, denn natürlich haben Sie das Ganze angerichtet!“

Dabei eilte sie, Wera an der Hand, an dem betroffenen Mewoff vorüber, der sich gerade in der Nähe der Thür zu schaffen gemacht hatte.

---

## VII.

Sternbach's Schritte verlangsamten sich, als er in die Nähe von Murberg's Hause kam. Es war doch nicht so leicht, wie es ihm zuerst geschienen, dem Herrn seinen Scheidungsplan auseinander zu setzen. Wera gegenüber hatte er sich auf das hohe Roß setzen können, vor Murberg stand ihm die Rolle eines beleidigten Chemanns schlecht, denn er wollte ja der aus uneigennützigen Gefühlen frei Zurücktretende sein. Ein Kuß war kein

Scheidungsgrund, und auf ein Duell wollte er es durchaus nicht ankommen lassen; er mußte also seine Karten ausspielen, wenn er gewinnen wollte!

Murberg lag auf der Chaiselongue in seinem Wohnzimmer; bei dem Schein der Hängelampe, der über seine Schulter fiel, las er in Kanitz' „Bulgarien“, als ihm Sternbach gemeldet wurde. Er befand sich in der angenehmen Ruhe nach einem guten Essen, und der Besuch störte ihn. Trotzdem begrüßte er ihn freundlich und erkundigte sich nach Vera.

„Ehrlich gestanden kam ich gerade ihretwegen zu Ihnen; sie ist nicht wohl.“ Murberg schwieg; da er kein Arzt war, wußte er nicht, warum Sternbach wegen des Unwohlseins seiner Frau zu ihm kam. „Eigentlich müßte ich Ihnen die ganze Geschichte meiner Heirath erzählen, sie lautet folgendermaßen:“ fuhr Sternbach fort. „Ich war jung, als ich, um Vermessungen zu machen, nach Ostpreußen kam.“

Murberg kannte die Geschichte, hörte aber gern zu, da sie ihm, seitdem er in Vera verliebt war, doch ein wenig anders klang. Er sah Alles in neuem Lichte und fragte sich nur, ob Vera vor sieben Jahren, als Mädchen, ihn auch so entzückt haben würde wie jetzt. Nach einiger Ueberlegung kam er zu dem Schlusse, daß sie in der Bewußtheit ihrer Reize, die sie erst als Frau erlangt haben konnte, für ihn doch sehr viel anziehender wäre. Hätte er nicht diese Nebengedanken gehabt, so würde er sich vielleicht darüber gewundert haben, wozu Sternbach ihm so detaillirt all' die Enttäuschungen, welche das Leben ihm gebracht, er-

zählte. Sternbach aber detaillirte immer mehr, je mehr er die Schwierigkeit fühlte, den Schlußstein dieses Gebäudes zu legen.

„Ja, es wäre für uns Beide besser gewesen, hätten wir uns nicht gesehen, obgleich ich nie eine andere Frau so geliebt hätte.“

Murberg schwieg beharrlich.

„Aber es ist noch nicht zu spät,“ fuhr Sternbach fort, „wir haben keine Kinder, und in unseren Gesetzen giebt es Scheidung!“ Noch dämmerte in dem Hörer keine Ahnung; er glaubte zu verstehen, daß Sternbach sich an ihn, den Consul, als Rechtskundigen gewandt, und sagte: „Das würde Ihnen aber doch viele Schwierigkeiten machen.“

„O, ich würde Alles auf mich nehmen, ich habe Wera zu lieb, um sie nicht lieber glücklich an der Seite eines Andern, als unglücklich an der meinen zu sehen; zumal da ich jenen Andern ebenso schätze, wie sie ihn liebt.“

Damit reichte Sternbach, wie gerührt, Murberg seine Hand.

Jetzt verstand dieser, aber wie ein Ertrinkender, der unterschiedslos nach Allem greift, stand er auf und rief mit vor Wuth zitternder Stimme:

„Was? Was meinen Sie? So einfach fangen laß ich mich nicht von zwei Abenteurern!“

Sternbach lächelte: „Aber Sie sind schon gefangen, die Liebesscene von heute Nachmittag, Herr von Murberg —“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als Wera vor ihm stand.

Frau von Mewoff war eine kluge Frau: sie hatte dem Diener zehn Franks gegeben, damit er die beiden Damen leise in das dunkle Nebenzimmer eintreten ließe, in welches Wera sich im Traume schon einmal versetzt hatte, und aus dem ihr derselbe betäubende Duft entgegenströmte. Dort hatte sie die letzten Sätze gehört und stürzte sich nun wie angeschossen zwischen die Männer.

„Ich wußte nichts davon,“ stieß sie hervor, „ich bin keine Ehrlose, Herr von Murberg, obgleich ich Sie geliebt habe und Sie ein Clender sind — wie Jener,“ und sie wies auf ihren Mann. „Ich kenne Sie Beide nicht mehr; aber Eins muß ich Ihnen noch sagen: jetzt hasse ich Sie, hasse Sie, daß ich Sie morden könnte.“

Dabei schluchzte sie laut und ging dann schnell fort; da Frau von Mewoff sie nicht zurückhalten konnte, folgte sie ihr.

Sternbach fing an zu weinen, als sie verschwunden; ihre Anwesenheit hatte ihn so erschreckt. Murberg war nicht verlegen, denn er fühlte sich in seinem Rechte, und eigentlich war er Wera vor Allem dankbar, daß sie ihn aus einer so peinlichen Lage befreit. Zudem hatte sie wunderschön ausgesehen, mit den schwarzen, erregten Augen im bleichen Antlitz! Er ging in das Nebenzimmer, um zu überlegen, ob er nicht besser thäte, telegraphisch um Urlaub einzukommen; er hatte einen Freund im Auswärtigen Amte, der ihm denselben auswirken konnte. Als er in sein Wohnzimmer zurückkehrte, nachdem er die Depesche aufgesetzt, war Sternbach fortgegangen. „Wir hätten uns auch nichts mehr zu sagen gehabt nach dieser Scene!“ meinte er. — —

„Ich verstehe die ganze Sache nicht recht, Wera,“ sagte Frau von Mewoff zu der betäubten jungen Frau, welche sie am Arm führte. „Eins aber weiß ich, Sie müssen sich jetzt mit Ihrem Manne aussöhnen.“

„Nie!“ entgegnete Wera ruhig.

„Aber Kind, was wollen Sie denn sonst machen? Sternbach hat es nicht so schlimm gemeint, man darf nie etwas bis zum Aeußersten treiben. Ich werde ihm sagen, daß er Sie um Verzeihung bitten muß.“

Wera schwieg; hatte sie denn immer zwischen solchen Menschen gelebt?

Und was sollte jetzt aus ihr werden! „Kann ich diese Nacht bei Ihnen bleiben?“ fragte sie, anstatt zu antworten.

„Gewiß, mein Kind, eine, auch zwei, wenn es sein muß!“

Wera fühlte, daß man fürchtete, sie könnte die Gastfreundschaft mißbrauchen, aber sie durfte ihrem Stolze nicht nachgeben, sondern mußte diese eine Nacht Fremden zur Last fallen.

„Ich brauche nur einen Stuhl,“ entgegnete sie.

Als sie allein in dem ihr angewiesenen Zimmer war, versuchte sie, ihre Gedanken zu ordnen. Sie hatte einen tiefen Widerwillen gegen das Leben, aber sie wollte auch nicht sterben mit all' diesen bitteren Gedanken von Haß und Verachtung in sich. Ja, hätte sie einen Tag früher sterben können, um nicht zu erfahren, daß er, der geliebte Mann mit den feinen weichen Händen und der sympathischen Stimme, solch' eine rohe Seele hatte! Und sie liebte ihn doch unendlich, nun

da die erste Empörung überwunden; denn wenn er sie früher gefannt hätte, wäre er ein Anderer geworden. Dabei hatte sie sich bisher für roh gehalten, weil sie gern ritt und rauchte und sich mit Schimpanzy schneeballte. Auch Schimpanzy war ihr roh erschienen, weil er gern trank; — aber so böse waren sie doch nicht, nicht einmal ihr eigener Mann! Warum hatte sie wohl auf den keinen Einfluß gewonnen? Lag es nicht vielleicht an ihr? Jetzt war Alles zu spät, nichts konnte mehr gut gemacht werden; sie war zu müde; es war ein Lebensnerv in ihr zerrissen, als sie hörte, wie der, welcher ihr wenige Stunden vorher von Liebe gesprochen, sie verleugnete und beschimpfte. Nun wollte sie fortgehen, in die weite Welt, wo Niemand sie kannte. Aber dann würde er wieder sagen, sie wäre eine Abenteuererin! Was sollte sie nur machen? Zurück zu dem Manne, der sie wie ein Kaufobject ausgedoten, konnte sie nicht; die Strafe wäre zu hart. Und selbst wenn — sie hätte daselbe Leben nicht wieder beginnen können, ihr schauderte davor, denn sie war eine Andere geworden. So sann sie hin und her die ganze Nacht, bis der Kopf sie so schmerzte, daß sie ihn nicht mehr in die Höhe halten konnte und sie ihre kleinen Hände vor Verzweiflung faltete. Auch an Schimpanzy dachte sie. Er würde ihr gewiß sein Leben zu Füßen legen, der gute Junge, aber sie durfte keine Hülfe von ihm annehmen, wenn sie auch noch so verlassen wäre. Schließlich, als sie gegen Morgen gerade einschlummern wollte, kam ihr ein rettender Gedanke: sie wollte so viel Geld von ihrem Manne fordern, um bis nach Deutschland zu kommen; dort hatte sie zwei Tanten,



welche einer Waisenanstalt vorstanden, denen wollte sie helfen oder sich von ihnen zur barmherzigen Schwester ausbilden lassen und Alles sühnen, was sie je Böses gethan. Und damit schlief sie, auf dem Stuhl sitzend, ein. Sie träumte von Murberg — der aber lag wach in seinem elastischen Bette und konnte nicht schlafen vor Sehnsucht nach der schönen Frau, die mit so wilder Geberde vor ihm gestanden und ihn einen Clenden genannt!

„Ich muß durchaus morgen fort, ich halte es sonst nicht aus,“ sagte er sich und stand auf, um im Coursbuch nachzuschlagen, wann der Zug aus Giurgiu abginge, der directen Anschluß nach Wien hätte.

\*

\*

\*

Zwei Jahre später fuhr Herr von Largoth auf dem Schiffe an Rußschuf vorüber.

„Als ich hier Consul war, Wera,“ erzählte er scherzend seiner jungen Frau, „spielte eine Baronin Sternbach die Hauptrolle unter uns Junggesellen. Alle waren in sie verliebt, ich am meisten, so sehr, daß ich sie nie aus den Augen verlor. Sie aber war ein reiner Eisblock; später allerdings, unter meinem Nachfolger, soll auch sie von Amor's Pfeil getroffen worden sein; Sicheres habe ich jedoch nie darüber erfahren — Du vielleicht?“

„Wollen wir aussteigen,“ entgegnete Wera, „damit ich Dir die Stelle zeige, wo Frau von Sternbach versteckt stand, als der Mann, den sie liebte, davonreiste,

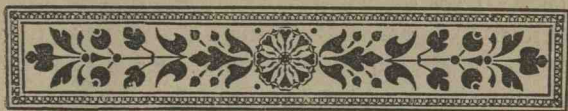
ohne auch nur gefragt zu haben, was aus ihr geworden?"

„Nein, ich möchte die Stelle nicht sehen,“ meinte er, ihr liebend in die schwarzen Augen schauend, „ich könnte es Murberg am Ende nachtragen, und das wäre ungerecht, denn eigentlich verdanke ich doch ihm meine Frau.“



H o r i a.





**D**ie Alpenrosen bedeckten den Butchedj in dichten Massen und spendeten den würzigen Wohlgeruch, den sie nur in den Karpathen haben, so daß der Lämmer Wolle danach duftete, die wie vergrößertes Edelweiß über die Furnica zerstreut waren. Auf der Höhe saß ein Hirtenknabe, hatte das Gesicht auf die Knie, die Arme um den Kopf gelegt und weinte mit solchem Herzeleid, als könne er nie wieder froh werden. Sein Hund mit dem mächtigen grauen Pelze stellte sich vor ihn hin, betrachtete ihn mit gespitzten Ohren und schiefem Kopfe, fing dann an, mit tiefer Stimme zu winseln, und endlich stieß er ihm mit der Nase die Hände fort und leckte ihm Stirn und Haar, bis sein junger Herr empor sah. Der warf die Arme um des Hundes Hals, barg sein Gesicht an der Zottelmähne und weinte noch mehr. Der Hund wußte gar nicht, was er machen sollte, um seinen Herrn zu trösten. Er wedelte mit der langen Fahne, er winselte, er wandte den Kopf und leckte des Knaben langes, rabenschwarzes Haar. Der wollte sich aber nicht trösten

lassen, denn es war der erste große Schmerz seines Lebens. Der Hund konnte denselben wohl verstehen, sogar bis zu einem gewissen Grade theilen, aber er konnte den Knaben nicht so trostlos sehen; das that ihm weher als Alles; denn er war ein alter Hund, sehr klug, hatte schon viele, viele Male den Weg von der Furnica hinunter in das Baragan und in die Dobrudgea gemacht, kannte Winterstürme, Schnee und Wölfe, Hitze, Staub und Bären, Karpathen und Balkan, Argesch und Donau, kannte die Urgroßmütter von den Schafen, die eben geworfen hatten, kurz, er war ein weiser, vielerfahrener Hund. Nur dieser Fall war ihm neu. Seines Herzensknaben Thränen hatte er noch nie fließen sehen, solches Schluchzen noch nie gehört, und als er sah, daß jeder Trost vergebens war, setzte er sich hin, erhob seine Stimme und heulte. Das war aber gerade das Allerverständigste, das er thun konnte, und manche Menschen hätten von ihm lernen dürfen, da sie das Bibelwort stets vergessen: Weinet mit den Weinenden, und statt dessen mit abgedroschenen Trostesworten Salz in die Wunde streuen.

„Nicht schreien, Rumir! Die Schafe fürchten sich sonst und die Hirten meinen, es passiert was!“ sagte der Knabe aufblickend. Sein Gesicht war so sonn-gebräunt und rosig dabei, wie eine schöne saftige Frucht, das Oval von großer Regelmäßigkeit, der Nasenansatz classisch, die Augen wie große, sammetige Brombeeren unter dem fein geschwungenen Bogen der schwarzen Brauen, die Lippen frisch und trotzig aufgeworfen, die Zähne so stark und regelmäßig wie Hundezähne.

Die langen Haare umrahmten sein Gesicht wie in einem Bilde von Rembrandt, und darauf saß eine braune Lammfellmütze, die sich breit auslud und nach oben spitz zulief, viel größer als der ganze Kopf. Jetzt sprang er auf und schüttelte sich wie ein Hund, schleuderte die Thränen aus den langen Wimpern, die sich wie Gefieder auf- und niederschlugen, und griff nach seinem Alphorn. Er mußte die Hirten auf den anderen Bergen benachrichtigen, daß Alles in Ordnung sei, weil der dumme Rumir so schrecklich geheult. Wie eine junge Tanne schnitt sich seine Gestalt gegen den dunkelblauen Himmel ab, im grauen Hemde und breiten Ledergürtel. Er stützte das Alphorn vor sich auf die Erde und blies ein langes Tremolo, auf- und niedersteigend, unbestimmt, wie Aeolsharfengetön. In der Nähe klingt es gar nicht laut, aber viele Berge weit hallt der Ton.

Nachdem er eine halbe Stunde lang geblasen, stützte er die Linke auf das Mundstück, den Ellenbogen darauf, die Wange in die rechte Hand und stand so, Stunde um Stunde, unbeweglich, wie eine Statue. Er wechselte nicht einmal die Füße, die er gekreuzt hatte. Aber auf seinem Gesichte spielte sich ein ganzes Drama ab. Er sah den Bären vor sich, einen von den Schlimmen, mit dem grauen Kragen, den man deshalb gulerat (befragend) nennt, wie er sich auf seine Heerde gestürzt und viele Schafe gefressen, getödtet, zerstreut. Das konnte er verschmerzen; die Schafe gehörten seinem Herrn und sein Herr war reich. Aber was ihm an's Herz ging, das war sein kleines Eselchen; denn das war sein. Und

das Eselchen hatte der Bär auch erwürgt und halb aufgefressen. Der Knabe nagte an der Unterlippe; denn er schämte sich, schon wieder zu weinen, da er schon so groß war, achtzehn Jahre! Andere Burschen seines Alters heiratheten und hatten ein Kind, und er weinte noch! Aber das Eselchen! das Eselchen! Es war ein gar zu lieb Thierchen, ganz unglaublich zottelig und strubbelig, was ihm ein äußerst possierliches Aussehen gab. Was es von Haaren an sich hatte, sträubte sich in dicken Büscheln hinaus, sogar um Nase und Augen, die so eigenwillig und feck aus der Masse von Haaren herausguckten, wie bei einem kleinen Kinde, das durchaus nicht in's Bett will, sondern spielen. Und doch war es solch ein braves Eselchen und trug des Hirten ganze Habe, immer mitten zwischen den Schafen gehend, staubbedeckt, nicht viel höher als sie, von Allen gekannt und in ganz besonders intimem Verhältniß zu Hirten und Hund. „Ghiza“ hieß das Eselchen, und nun war es so elend umgekommen.

Indem der junge Hirte bedachte, daß er eigentlich ein Mann sei, erwachsen in seinem sanften Herzen ernste Rachegedanken. „Goria!“ sagte er zu sich, „Goria! Du mußt Deinen Freund rächen! Das geht sonst nicht; die Schafe verlieren den Respect vor Dir und Rumir wird Dich verachten; denn Rumir ist tapferer als Du. Das geht nicht, Goria, mein Junge!“ Und indem er so dachte, begannen die Sammetaugen zu funkeln und zu bliken, die Brauen zuckten und zogen sich zusammen, und der Kindermund bekam einen ganz strengen Ausdruck. Wie aber sollte er den Bären bezwingen? Ein Gewehr

hatte er nicht, nur eine Art und sonst keine Waffe. Und der Bär war groß, soviel er hatte in der Dunkelheit unterscheiden können. Da kam ihm ein Gedanke: „Rumir,“ sagte er, „bleib Du hier, bei den Schafen, ich muß ein wenig in die Jipi, zu den anderen Hirten.“ Rumir wedelte verständnißvoll; er hatte das Gefühl, daß er im Grunde die verantwortliche Person hier war und Goria seiner Obhut anvertraut, so gut wie die Schafe. Er war ja noch ein Kind! —

Ueber den schönen Wiesenteppich, der die Höhen des Budchedj bedeckt, wanderte Goria leichten Fußes auf seinen Sandalen dahin. Ringsum blühte Enzian und in den Felspalten Edelweiß, von dem er gar nicht wußte, daß es schön sei und begehrt im Thale. Es hatte ja weder Geruch noch Farbe und war so gewöhnlich! Nicht einmal einen Namen hatte die Blume, und im Lande wußte man gar nicht, daß Rumäniens Berge diese Kostbarkeit bargen. Hätte man es doch lieber nie erfahren! — Das Edelweiß und der Hirte wußten beide nicht, daß sie schön seien, sondern blühten dort droben auf einsamer Höhe, dem lieben Gott zur Freude und zum Wohlgefallen, und wußten nichts von dem, was im Thale vor sich ging. Wenn sie's erfahren hätten, wäre es ihnen auch sehr gleichgiltig gewesen. Goria fand die Hirten in den Jipi, zwei Alte und einen Jungen, und frug sie, wie sie wohl meinten, daß man den Bären bezwingen könne?“

„Laß Dich davon!“ sagten die, „Du bist noch zu klein und schwach; der bringt Dich um!“

Er aber machte das trotzige Gesicht, wie sein Eselchen



es immer gemacht, und gab keine Antwort. Bis gegen Abend blieb er zwischen den Felsen versteckt, so daß die Alten meinten, er sei längst wieder bei der Heerde, und wie sie schliefen, schlich er hin, stahl dem Einen die Pelzmütze, dem Anderen seine Decke, dem Dritten seinen großen, zottigen Mantel. Mit diesen Trophäen kehrte er zu Rumir zurück, der ihn mit Freudengebell begrüßte. Die Decke wickelte er um den linken Arm, die beiden Pelzmützen zog er über einander an, über die Ohren, fast bis auf die Schultern herunter, und die beiden Zottelmäntel hing er um, so daß er ausfah wie ein Ungethüm. So ausgestattet setzte er sich dorthin, wo noch das halbe Eselchen lag; denn sicher würde der Bär wiederkommen, die Mahlzeit zu vollenden. Er wartete Stunde um Stunde, zusammengekauert, wie ein schneeiger Felsen, und nichts regte sich an ihm als die wachsam spähenden Augen. Der Mond ging auf, zwischen dem Cumpat und dem Pişcu Cănelui (Hundegipfel), und überströmte die schlummernden Wälder mit seinem Lichte. Wie versteinerte Wellen lagen die schwarzen Berge Horia zu Füßen, wie ein ungeheurer See die Ebene, bis zum Balkan hinüber; wo die Dünste am dichtesten waren, dort wand sich die Donau durch die Märchenwelt. Aus dem Thal herauf klang leise, leise das Rauschen der Waldbäche, der Felsenquellen. Das Edelweiß schimmerte, als wäre es dem Mondschein anverwandt, der immer höher stieg am Himmel und immer herrlicher die Welt in Glanz tauchte, so daß die Schatten abgeschnittene schwarze, unabsehbare Abgründe bildeten. Wie tausendjährige Riesen ragten die Tannen aus der Tiefe, und

in der Unbeweglichkeit ringsum schien es, als erstiegen sie langsam die Bergesgipfel, als kämen sie näher und näher. Noch immer rührte sich nichts. Horia wartete, das Beil neben sich. Der Mond wanderte über den ganzen Himmel und näherte sich dem anderen Horizonte, bevor ein leiser Tritt Horia das Herz pochen machte. Ein Schnauben, dann das unheimliche Brummen, von dem die Zigeuner sagen: der Bär ließt, er ist der Sohn des Popen; und nun kam das Thier heran, gewaltig groß und im Mondschein noch viel größer, mit mächtigen Tazen und langem Schatten. Seine weiße Halskrause schimmerte im schwarzen Pelze.

Der Bär umschnoberte mit seinem behaglichen Knuttern den aufgesparten Bissen und wollte sich eben an die Mahlzeit begeben, da sprang Horia auf und hieb ihn mit seinem Beil zwischen die Schultern. Der Hieb war nur schwach durch das dicke Fell gedrungen, hatte aber doch die Haut geritzt. Wüthend erhob sich der Bär auf die Hinterbeine, so daß er den Burschen überragte, der zwei Schritte zurückwich, um eine weniger pelzige Stelle wahrzunehmen. Wie das Thier herankam, holte Horia aus und hieb ihn tief in die linke Taze. Wüthend schlug das Thier nach seinem Angreifer, der unter der Decke die Knochen am linken Arme krachen und brechen fühlte und den Bär in's Auge hieb. Der hob die Taze, seinen Gegner zu scalpiren, was der Bären erstes Beginnen ist; sie reißen vom Hinterhaupt die Kopfhaut über die Augen herunter. Aber da saßen die beiden Pelzmützen. Horia bückte sich rasch, so daß der Bär das Gleichgewicht verlor und mit den beiden Mützen

in der Tiefe auf die Erde kam. Da nahm Goria seinen Vortheil wahr und hieb ihn, weit ausholend, in den Kopf, so daß er sein Beil mit aller Kraft nicht mehr herausziehen konnte; denn der linke Arm hing ihm schlaff herab. Der Bär aber begann zu röcheln und wälzte sich hin und her. Goria sah ihm ruhig zu; dann wurde es ihm schwindlig und dann wußte er nichts mehr. Der Mond versilberte noch die Bergeshäupter, als zu gleicher Zeit der Sonne rosenrother Schein sie übergöß. Ein so zartes Farbenspiel umwob die alten Felsen, den Schnee, der noch die letzten Gipfel bedeckte und in einigen Felschrunnen liegen geblieben war, als ob die ganze Natur sich in bräutliche Staatsgewänder hüllte. Immer tiefer schritt der rosasilberne Schein hinab, bis er die ersten Buchen erreichte, die so freudig aussahen, als wenn es ein ganz besonderer Festtag wäre. Die Natur hat viele Freudentage; denn jeder Schaffenstag ist ein Fest.

Da erschien Rumir bei den Hirten auf den Tipi, winselte und wedelte, faßte mit den Zähnen ihre Hemden und zog daran, sprang an ihnen in die Höhe, lief der Furnica zu, kehrte wieder um und zog sie.

„Was mag dort geschehen sein?“ sprach der Eine, setzte das Alphorn an die Lippen und blies einen langen Triller hinaus; aber da kam keine Antwort. Rumir sah ihnen unverwandt in die Augen, die Ohren spitzend, bellte in den kurzen, hohen Tönen, wie Hunde bellen, wenn sie bitten, und begann wieder anzudeuten, sie möchten ihm folgen. Da gingen sie ihm nach. In

merkwürdiger Gast lief er voraus und wieder zurück, es schien ihm zu langsam zu gehen.

„Da liegt ja der Bär!“ rief der Älteste.

„Und Horia dabei!“ Der Jüngere war in drei Sätzen an Ort und Stelle, fand den Bären mit dem Beil zwei Zoll tief im Schädel und Horia in so tiefer Ohnmacht, daß er zuerst meinte, er sei todt, wenn ihn nicht das frische Blut, das aus der Armwunde quoll, beruhigt hätte. Sie sahen, daß der Arm gebrochen war, verbanden ihn, so gut sie konnten, rieben dem Knaben die Schläfen und gaben ihm Branntwein zu trinken. Da schlug er die langen Wimpern auf und lächelte mit noch weißen Lippen, wie ein Auferstandener, that einen tiefen Athemzug, frug:

„Ist der Bär todt?“ und als man es ihm bejahte, sagte er: „Ach! dann ist's gut!“ und schloß die Augen wieder. Der Alte nahm ihn halb auf den Schooß, streichelte ihn, gab ihm mehr Branntwein zu trinken, nannte ihn: „Drachensohn und den Stolz der Berge!“ bis leise Röthe dem Knaben in Wangen und Lippen stieg und er zum erstenmal vor Schmerz stöhnte. Da machten sie ihm eine Tragbahre aus frischen Reisern, und in Grün gebettet trugen sie ihn zu Thal, wie einen jungen Helden.

Drei Wochen nachher stand er wieder in derselben Regungslosigkeit wie früher, an derselben Stelle, auf sein Alphorn gelehnt, und Rumir saß vor ihm, wedelte und gab allerhand Töne von sich, als wollte er sprechen und ihm Glück wünschen zu seiner raschen Genesung. Er aber träumte, auf seinen Hirtenstab gestützt, viele

Stunden unbeweglich vor sich hin. Er hatte im Thale ein schönes Mädchen gesehen; an das dachte er unablässig und war so erstaunt, zum erstenmal in seinem Leben an ein Mädchen zu denken, daß er mit dem Erstaunen über seine Gedanken gar nicht fertig werden konnte.



VERIFICAT  
2007



VERIFICAT  
2017



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

VERIFICAT  
1987